Mehr

als

Zwanzig Bogen

von

Karl Heinzen.

Darmstadt.
Verlag von C. W. Leske.
1845.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Es muß mit der Zeit zur Ehrensache der teutschen Schriftsteller werden, ihre Schriften der geistigen Polizei möglichst zu entziehen. Will die Censur dem Geist nicht weichen, so muß der Geist der Censur zu entgehen suchen. Er hat hierzu wenigstens in einigen teutschen Staaten noch Gelegenheit, bis — man vielleicht die Scheu verliert, uns in Erfüllung früherer Versprechen, auch die Zwanzig-Bogen-Freiheit wieder ganz zu nehmen und uns vollends aus dem Lande zu treiben.

Der Unterzeichnete hat sich demnach entschlossen, der Censur gar nichts mehr, oder nur so wenig als möglich noch zu überliefern und Dasjenige, worauf er einigen Werth legt, in bunter Reihe von Zeit zu

Zeit durch Zwanzig-Bogen-Schriften zu veröffentlichen. Die vorliegende ſoll den Anfang machen. Vielleicht ſchließen ſich ihm Gleichgeſinnte an, um künftig dieſen Weg der Publication mit ihm gemeinſchaftlich zu benutzen.

Ein paar der vorliegenden Aufſätze ſind zum Theil ſchon früher in cenſirten Blättern erſchienen. Sie werden hier in uncenſirter Geſtalt reproducirt, da ſich für etwas Cenſirtes kein Schriftſteller verantwortlich erklären kann.

Dolhain (im Belgiſchen) Ende Decembers 1844.

Karl Heinzen

Inhalt.

		Seite
I.	Adliches	1
	1) Die Autonomie des rheinischen Adels . .	3
	2) Degradation der Adlichen zu Bürgerlichen .	18
	3) Das rheinische Ritterfest zu Godesberg . .	29
II.	Der Tod des Bureaukraten . . .	44
III	Geheimer Bericht des geheimen Polizeiraths Hehaboquang an den chinesischen Polizeiminister Peng-Peng . .	53
IV.	Holländische Liebe	74
V.	Absolutismus	95
VI	Betrachtungen eines Proletariers auf der Köln-Bonner Eisenbahn	101
VII.	Der heil. Rock und die Schwarzröcke .	115
VIII.	Der Liberalismus als Vogelscheuche .	135
IX.	Ein Wort über erlaubten Widerstand. (Aus dem teutschen Bürgerbuche von H. Püttmann abgedruckt.)	143

		Seite
X.	Oppoſition gegen das Volk. (Ebenfalls aus Püttmann's Lesebuch abgedruckt.) . .	173
XI.	Das Geheimniß. (Eine Fabel.) . . .	181
XII.	Politiſche Romantik. (Meine Flucht nach Belgien.)	197
XIII.	Meine Vertheidigung nebſt Nachtrag .	311
XIV.	Das Urtheil	345

I.

Adeliches.

1. Die Autonomie des rheiniſchen Adels.

Die Autonomie des rheiniſchen Adels könnte man in rechtlicher Beziehung eine theilweiſe Ausgleichung gegen die Abſchaffung der Leibeigenſchaft nennen. Während die eine einer ganzen Klaſſe die Menſchenrechte zum Beſten des Bürgerſtandes auf Koſten des Adels zurückgab, raubt dafür die andere einer Menge Menſchen die Bürgerrechte zu Gunſten des Adels. Auch könnte man von der anderen Seite in der Autonomie einen Schritt zu revolutionären Einrichtungen erblicken, denn wenn einmal das Erbrecht theilweiſe zu Gunſten eines Standes abgeſchafft werden kann, ſo liegt die Folgerung ſehr nahe, daß es noch weit eher gänzlich zu Gunſten des Staats abgeſchafft werden könne. Doch jener Widerſpruch gegen den Geiſt, welcher die Leibeigenſchaft abgeſchafft hat, iſt weder vom Staat, noch iſt dieſe Folgerung, welche den Privilegirten ein revolutionäres Schreckbild hätte vorhalten können, vom Adel beachtet worden, als es galt, eine Einrichtung zu

treffen, welche durch allmählige Vergrößerung des adelichen Vermögens in einer Hand dem Staat einen Stamm englischer Aristokratie einzupflanzen und dem Adel seine alte Glorie auf dem Fundament des Geldsacks wieder aufzubauen. Konnte man ja doch der Einrichtung den Schein der Restituirung eines ehemaligen Rechts verleihen! Freilich wäre es sehr consequent, auf solcher Grundlage auch die Leibeigenschaft wieder herzustellen, die weit eher ein historisches Recht für sich in Anspruch nehmen könnte, als die rheinische Autonomie.

Auf den Antrag der Freiherren v. Mirbach und v. Loë für sich und andere Mitglieder des rheinischen Adelsstandes wurde durch Kabinetsordre vom 16. Januar 1836 bestimmt:

Daß in den Familien, welche zu denjenigen Geschlechtern gehören, in denen früher eine besondere Dispositionsbefugniß stattgefunden habe, jedem Familienhaupt, insofern es den Besitz eines Rittergutes, sowie auch den rechtzeitigen Beitritt bis zum 1. Jan. 1837 zu einer für die auszuschließenden Söhne und Töchter errichteten oder zu errichtenden Stiftung nachweisen möchte, wenn keine besondere Verträge entgegenstehen, die Befugniß beigelegt werden solle, durch Eheberedungen, Verfügungen unter den Lebenden oder auf den Todesfall, mit Abweichung von dem gemeinen Rechte, ohne durch einen Pflichttheil beschränkt zu sein, die Erbfolge unter den Kindern, die Bevorzugung eines derselben vor den andern, Substitutionen, Abfindung und Aussteuer der Söhne und Töchter, die Verhältnisse der Ehegatten und überhaupt Alles, was auf die Erbfolge in ihrem Nachlaß Bezug hat, nach freiem Gutbefinden festzusetzen:

Bei Streitigkeiten über dieſe Verhältniſſe ſoll die Entſcheidung nicht von den ordentlichen Gerichten, ſondern von dem ſtandesmäßigen Schiedsgericht ausgehen.

In der Kabinetsordre vom 21. Januar ſind dieſe Beſtimmungen beſtätigt, erläutert und erweitert. Insbeſondere heißt es §. 3.:

Daß auch der Ehemann einer mit einem landtagsfähigen Rittergut angeſeſſenen Ehefrau, inſofern er zu den berechtigten Familien gehört, zur Ausübung dieſes Rechts befugt ſei. Die nämliche Befugniß ertheilt der §. 4. den Ehefrauen und Wittwen der zur Ausübung dieſes Rechts befugten Mitglieder der erwähnten Geſchlechter, auch wenn ſie ſelbſt zu dieſen Familien nicht gehören, jedoch nur in Beziehung auf den letzten Ehemann und die in der Ehe mit demſelben geborenen Kinder; den Ehefrauen indeß nur, inſofern die Feſtſetzung in gegenſeitigen Verträgen oder Teſtamenten mit ihrem Ehemann geſchieht, den Wittwen nur, wenn ſie ein landtagsfähiges Rittergut beſitzen.

Nach §. 5. wird die nämliche autonomiſche Befugniß denjenigen ertheilt, welche nach den näheren Beſtimmungen des vom König beſtätigten Statuts in die Genoſſenſchaft der früher gedachten Geſchlechter würden aufgenommen werden, auch für den Fall, daß ſie an den Vortheilen der Stiftung noch nicht würden Theil nehmen können.

Die Schiedsgerichte (§. 10. 11. 14.) ſollen nach dem §. 20. in erſter und letzter Inſtanz erkennen. Nur wenn weſentliche Vorſchriften des in den §§. 11 — 19. vorgeſchriebenen Verfahrens verletzt oder erhebliche Irrthümer in der Entſcheidung untergelaufen ſind, ſoll nach dem

§. 21. der Rekurs an das nämliche, aber alsdann der Zahl der Mitglieder nach verdoppelte, Schiedsgericht offen stehen.

Alle die Autonomie nicht betreffende Streitigkeiten, insbesondere hinsichtlich der Rechtsbeständigkeit der Dispositionsacte, gehören vor die ordentlichen Gerichte. Nach §. 13 aber soll diese Competenz der Gerichte nur auf die formelle Rechtsbeständigkeit, nicht aber auf die Folgen derselben sich erstrecken. Selbst in dem Fall der Rechtsunbeständigkeit soll doch keine Intestaterbfolge eintreten, sondern es sollen die Parteien vielmehr an das standesmäßige Schiedsgericht zurückgewiesen werden.

Durch Erlaß dieser Bestimmungen, abgesehen von der gemeinschaftlichen Frage, waren die Befugnisse der Provinzialstände nach dem Gesetz vom 5. Juni 1823 verletzt, indem diesen die Gesetzentwürfe, welche allein die Provinz angehen, sowie auch, so lang keine allgemeine ständische Versammlungen stattfinden, die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstande haben, in so weit sie die Provinz betreffen, zur Berathung vorgelegt werden müssen. Ueberdies verletzten die autonomischen Bestimmungen die Rechte der ausgeschlossenen Erben und Ehegatten, der Personen, welche von diesen Vermögen zu erwarten hatten, der Gläubiger ꝛc.

Diese Gründe und Umstände bewegen einen der Abgeordneten der Stadt Köln, Merkens, am 13. Juni 1837 auf dem Provinziallandtage zu Düsseldorf den motivirten Antrag zu stellen, daß der König um Revision jener An-

tonomiegesetze gebeten werde. Das Gutachten des betreffenden Ausschusses fügte den weiteren Antrag auf Suspension jener Gesetze und auf Mittheilung der anzustellenden Berathungen an den Landtag hinzu. Eines der Ausschußmitglieder, ein gewisser Schuchard aus Barmen, dissentirte in so weit, als er behaupten wollte, die Angelegenheit berühre die anderen Stände nicht und der Antrag verletze die Ehrerbietung gegen den König. Er wurde mit seinen Einwürfen bald beseitigt durch die gründliche Erörterung des Referenten v. Mylius.

Gegen den von dem Abgeordneten Merkens und den von dem Referenten gehaltenen Vortrag trat der Freiherr von Loë auf. Er suchte in seiner schriftlichen Entgegnung u. A. auszuführen, daß das Recht der Autonomie schon früher bestanden habe, mithin dessen Zurückgabe nicht einmal eine Gnade sei, sondern auch eine Obliegenheit, die mit der Wiederherstellung des Adels aus dem §. 14. der Bundesakte resultire. Dagegen auftreten, heiße überdies die Prärogative der Krone antasten, da der König das Recht habe, einzelnen Familien, Korporationen ꝛc. besondere Befugnisse zu verleihen ꝛc. Der Freiherr kam von der Autonomie auf die Politik, vom Adel auf die Geschichte und verstieg sich sogar, um die Phantasie der Versammlung in die Enge zu treiben, zu folgender merkwürdigen Ausführung, die wir hier wörtlich mittheilen:

„Inzwischen, sprach er, sind wir auf das Gebiet politischer Theorien gekommen, welche ich nicht zur Sprache gebracht, aber nun auch nicht mit Stillschweigen übergehen werde. Als einer der größten Despoten der neueren Zeit, Ludwig XIV., das Wort aussprach: l'état c'est moi!

erklärte er, daß der König nur Rechte, das Volk nur Pflichten habe. Von diesem Augenblick an war die politische Freiheit der Nation vernichtet, das Band des Vertrauens zwischen König und Volk wurde immer lockerer und nach zwei Generationen wurde jenes Wort eine furchtbare Waffe in den Händen einer Partei, die mit ihr den ehrwürdigen Baum fällte, welcher Jahrhunderte lang Frankreich überschattet hatte. Der Sinn des Wortes blieb derselbe, aber die Laute wurden verändert: es hieß jetzt: Salus publica suprema lex! (Das heißt also nach dem Herrn von Loß so viel als l'état c'est moi!) Mit ihm wurde Recht zu Unrecht und Unrecht zu Recht gemacht; und statt eines Despoten bedienten sich Tausende desselben. (Die Deduktionen des Freiherrn scheinen ihn nicht übel zum Geschichtsschreiber, zu einem zweiten Leo [statt Loß] u. s. w. zu qualifiziren.) Noch jetzt leiden die Völker der westlichen Länder an den Folgen jener unheilvollen Theorien, denen seit 40 Jahren die härtesten und blutigsten Opfer gebracht (mancher Deputirte mag bei diesen Worten, einen Marat oder Robespierre in sich erkennend, zusammengefahren sein) und welche in Wirklichkeit so wenig erreicht wurden, daß der erste Artikel der Charte ewig eine Lüge bleibt, so lang Königthum, Pairie und Wahlcensus bestehen. In unserm Vaterlande (jetzt kommt der überzeugende Uebergang) ist die politische Freiheit und das Vertrauen zwischen König und Volk auf eine andere Basis gegründet. Es ist die Basis der Gerechtigkeit., und der Wahlspruch unseres königlichen Hauses „Suum quique" (d. h. dem Adel die Autonomie u. s. w.) ist noch von keinem Hohenzollern verfälscht worden."

„Ein Jeder von uns weiß, was er dem Könige schuldig ist, ein Jeder weiß, was er von ihm zu erwarten hat: es ist Gerechtigkeit. Sollten die rheinischen Stände Anstand nehmen, dies bei jeder Gelegenheit anzuerkennen? Ich glaube es nicht, meine Herren!"

„Ich muß nun noch zum Schluß einer Behauptung begegnen, welche ich in dieser Versammlung vom Herrn Referenten aussprechen hörte. Es ist die Behauptung, daß die Stände unter der Form der Bitte Alles Sr. Maj. vorzutragen berechtigt seien. Die Form, meine Herren, ändert den Inhalt nicht, sie kann nicht das Falsche wahr und das Verfassungswidrige gesetzlich machen. Wenn Sie den König bitten sollten, von seinem Throne herabzusteigen und das Prinzip der Volkssouverainität anzuerkennen, wäre das nicht eine ungeeignete, eine verfassungswidrige Bitte? So ist es auch mit den Bitten, welche der Herr Referent Ihnen an des Königs Majestät zu richten ansinnt. (Wir können uns nicht genug wundern, in den Akten nicht verzeichnet zu sehen, daß bei diesen Worten die Versammlung dem Freiherrn „angesonnen" von seinem Thron [d. h. der Rednerbühne] herabzusteigen.) Die Bitte um Revision enthält einen Vorwurf für Sr. Maj., daß Allerhöchstdieselben sich bei Prüfung jenes Gegenstandes entweder einen Mangel an Wahrheit oder einen Mangel an Gründlichkeit zu Schulden kommen ließen, und ist folglich eine höchst ungeeignete. Die Bitte um Suspension der fraglichen Gesetze bezweckt, Sr. Majestät zu einer Ungerechtigkeit zu verleiten und Gesetze zu suspendiren, auf deren Grund bereits Dispositionen getroffen und Erbschaften angetreten wurden. Sie bezweckt also, wohlerworbene Rechte zu ver-

nichten und ist deßhalb eine ungerechte. Endlich, meine Herren! ist die Bitte, die fraglichen Gesetzte nochmals der Ständeversammlung vorzulegen, eine verfassungswidrige, weil der Inhalt derselben den Ständen wirklich zur Berathung vorgelegen hat."

„Ich glaube es daher als getreuer Unterthan Sr. Maj. dem Könige (!) und als Abgeordneter meinen Committenten schuldig zu sein, dahin zu stimmen, daß der durch den 7. Ausschuß bevorwortete Antrag des Hrn. Abgeordneten Merkens in das Reich der Todten verwiesen werde!"

So weit der Freiherr von Loë. Aus der Antwort des Referenten erfuhr man, daß Hr. von Loë die Gelegenheit zu seinem floskelreichen Vortrage der Liberalität seines Gegners zu verdanken hatte, da Herr von Mylius ihm seinen Ausschußbericht mehrere Tage geliehen, um ihn einer gründlichen Beleuchtung unterwerfen zu können. Hr. von Loë hatte übrigens diese Zuvorkommenheit nicht in Bezug auf den von ihm gehaltenen schriftlichen Vortrag erwiedert, weßhalb dieser nicht mit gleicher Detailerörterung beantwortet werden konnte. Dem Herrn von Mylius verlieh aber seine gründliche Kenntniß und die Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache eine bedeutende Ueberlegenheit und er bewies bis zur Evidenz, daß weder von Verletzung der Rechte der Krone die Rede sein könne, noch daß das Recht der Autonomie früher bestanden, noch daß die Berufung auf frühere Kognition des Landtags Grund habe. Der Abgeordnete Merkens schloß sich dessen Vortrag mit ziemlicher Energie an und stellte die Autonomiebefugnisse gradezu in den Verdacht, daß sie basirten

auf einer „nicht getreuen Grundlage des auf nicht verfassungsmäßigem Wege erworbenen Rechts."

Die weitläufigen Diskussionen mehrerer Redner für und wider übergehen wir. Nach Beendigung derselben wurde zur Abstimmung über folgende Fragen geschritten:

1) Ob der König um Revision der betreffenden Gesetze,
2) um Prüfung über die Existenz und den Umfang früherer Rechte der Autonomie gebeten,
3) ob darauf angetragen werden solle, daß diese Prüfung contradictorisch vor dem Appellhofe zu Köln geschehe,
4) ob um Suspension der betreffenden Gesetze gebeten werden solle?

Die Frage 1) wurde mit 54 Stimmen gegen 20 bejaht;
„ „ 2) „ „ 53 „ „ 22 bejaht;
„ „ 3) „ „ 66 „ „ 9 verneint;
„ „ 4) „ „ 51 „ „ 24 bejaht;

Hiernach wurde eine umfassende und gründliche Adresse an den König entworfen.

Die Freiherren v. Karnap und von der Leyen hatten ihre Stimmen suspendirt. Der Freiherr von Loë protestirte in folgendem Separatvotum:

„Der Unterzeichnete glaubt es als getreuer Unterthan Seiner Majestät dem Könige und als Landtagsabgeordneter seinen Committenten schuldig zu sein, eine ausdrückliche Protestation niederlegen zu müssen gegen den Beschluß des 7. Ausschusses über den Antrag des Hrn. Abg. Merkens, die königlichen Verordnungen betreffend, die das Recht der Autonomie in denjenigen Familien des rheinischen Ritterstandes, welche dasselbe besessen, wiederherstellen."

„Dieſe königl. Verordnungen, welche der Herr Antragſteller und mit ihm die Majorität des Ausſchuſſes als Verletzungen der ſtändiſchen Rechte darzuſtellen bemüht iſt, weil es als erwieſen angenommen wird, daß der Gegenſtand derſelben den Ständen nicht zur Berathung vorgelegen habe, betreffen weder die Provinz, noch die Stände, als ſolche, ſondern lediglich und allein einzelne Perſonen, ſie ſind folglich keine allgemeine Geſetze (ſondern vielmehr ſehr beſondere) und gehören daher keineswegs in die Kategorie derjenigen, welche gemäß dem Geſetz vom 5. Juni 1823 den ſtändiſchen Berathungen zugewieſen ſind. Sollte es indeß auch als ein nothwendig der ſtändiſchen Berathung unterworfenes Geſetz angeſehen werden, ſo iſt aus den Verhandlungen des Landtags vom J. 1828 erwieſen, daß dieſer Gegenſtand dem Landtag und zwar in Folge einer königl. Propoſition, welche das Recht der Dispoſitionsbefugniß der Eltern, durch Ehe- und Einkindſchaftsverträge die Erbfolge unter den Kindern zu reguliren, der Berathung der Stände, ſowohl im Allgemeinen, als insbeſondere dem Stande der Fürſten und der Ritterſchaft vorgelegen hat, und von der Plenarverſammlung zurückgewieſen wurde!“

„Es iſt mithin der gemachte Einwurf als unbegründet zu betrachten und es handelt ſich hier nicht mehr um die Wahrnehmung ſtändiſcher Rechte, bei welcher er hinter keinem Mitgliede der Verſammlung zurückbleiben würde, es handelt ſich vielmehr lediglich und allein um einen Eingriff in die Rechte und Prärogative der Krone, und zwar ganz beſonders um einen Eingriff in ein Recht, welches noch keinem Monarchen von ſeinen Unterthanen ſtreitig

gemacht wurde — das Recht, einzelnen Perſonen Befugniſſe Kraft der königlichen Machtvollkommenheit zu verleihen.“

Herr von Loë hat, wie wir oben geleſen, die Ständeverſammlung durch ein grelles Beiſpiel zu überzeugen geſucht, indem er von einer Bitte an den König ſprach, vom Thron herabzuſteigen. Wir glauben mit weit mehr Grund und Logik die Konſequenzen ſeines Separatvotums durch folgendes Beiſpiel darthun zu können. Wenn nämlich der König von Preußen den rheiniſchen Bauern und Bürgern gemäß ſeiner unbeſchränkten königlichen „Machtvollkommenheit“ die Befugniß ertheilte, den rheiniſchen Adel von ſeinen Gütern zu jagen und darüber nach autonomiſchen Gutdünken zu verfügen, ſo wäre nach der Theorie des Herrn von Loë eine Proteſtation gegen eine ſolche Befugnißverleihung ein Eingriff in die Rechte der Krone. Wahrſcheinlich ſind es auch dieſe verlockenden Konſequenzen geweſen, welche vier Deputirte des vierten Standes und einen würdigen Vertreter des dritten Standes bewogen haben, ſich dem Votum des Hrn. v. Loë anzuſchließen.

Die ſämmtlichen Mitvotanten ſind folgende:

I. 1. der Prinz Bernhard zu Solms-Braunfels; 2. der Prinz E. zu Wied;

II. 3. Freiherr von Spies-Büllesheim; 4. Graf von Spee; 5. Freiherr von Elz; 6. Graf Wolf-Metternich; 7. Graf zu Sollberg; 8. Freiher von Loë zu Wiſſen; 9. Freiherr von Nordeck; 10. Freiherr v. Plettenberg; 11. Herr E. von Hymmen-Grondſtein;

III. 12. jener Schuchard von Barmen und

IV. 13. von Runkel; 14. Rolshoven; 15. Brüninghausen; 16. Eich.

Der Erfolg der Verhandlungen iſt bekannt. Die Stände wurden abgewieſen, die Autonomie beſteht und mit ihr das natürliche Verlangen nach mehr. Worin dieß Mehr beſtehen ſoll, darüber wird die Aufklärung ſchwerlich ausbleiben, wenn die Gunſt der Zeiten erlaubt, es in's Werk zu richten. Zu beſcheiden braucht man es nicht abzumeſſen, denn wenn einmal einem Menſchen vor den übrigen Staatsbürgern ein beſonderes Privatrecht zugeſtanden wird, dann iſt der Weg gewieſen, ihm auch beſondere öffentliche Rechte zuzugeſtehen. Insbeſondere hat man Urſache, dieß vorauszuſehen, wenn kein Bedenken getragen worden iſt, ſo grelle und kühne Ungleichheiten vor dem Geſetz in einem Landestheil einzuführen, der ſich der Gleichheit vor dem Geſetz, als eines ſeiner erſten Vorzüge gerühmt hat. Doch wir wollen dieß Thema hier nicht weiter verfolgen und nur noch ein paar Worte an den Stolz des rheiniſchen Adels, die Freude Roms, den erſten Redner des rheiniſchen Landtags und den Nimrod der rheiniſchen Jäger richten.

Der Freiherr Max von Loë hat ſich, wie wir geſehen, mit beſonderem Erfolg auf das Studium der franzöſiſchen Revolution gelegt. Die Ideenverbindung, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo auffallend einem Ereigniß zuwendet, deſſen Urſachen großentheils in dem Schuldbuch der Privilegirten verzeichnet ſtehen, liegt nah genug. Eines Mannes aber, der gelegentlich den Literaten ſpielt und uns beſondere Begriffe von der menſchheitlichen Miſſion des Adels beibringen möchte, wäre es vielleicht würdig geweſen, ſich in der

Revolutionsgeſchichte auch nach anderen Beiſpielen umzuſehen, als ſolchen, die er zur Verſcheuchung des Reſpekts vor den allgemeinen Menſchenrechten gebrauchen zu können glaubt. Um ihm begreiflich zu machen, was wir meinen, citiren wir folgende Stelle eines freiſinnigen deutſchen Geſchichtſchreibers, worin von den denkwürdigen Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung vom 4. Auguſt 1789 die Rede iſt:

„Während der heftigen Debatten über die „„Erklärung der Menſchen- und Bürgerrechte““, welche die wärmeren Freiheitsfreunde dem Verfaſſungsgeſetz voranſchicken, die behutſameren jedoch entweder ganz weglaſſen, oder doch mit einer Erklärung der Pflichten verbinden wollten, erhob ſich in der Abendſitzung vom 4. Auguſt der Vicomte von Noailles, die Leiden, die Unruhe des Volks ſchildernd und den Grund davon in den drückenden Feudallaſten, in den Privilegien der begünſtigten Klaſſen und in all der andern aus den barbariſchen Zeiten ſtammenden Ungebühr nachweiſend. Er, der Hochprivilegirten Einer, Sohn eines an Feudal- und Herrlichkeitsrechten reichen Hauſes, forderte als Tribut der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit die Aufhebung aller Vorrechte, die Abſchaffung aller perſönlichen oder Geburtslaſten und billigen Loskauf derjenigen, die auf den Gründen ruhten. Da ſchlug, von ſolchem Edelmuth entzündet, die Flamme der Begeiſtrung auf in der ganzen Verſammlung. Viele aus ſelbſteigener Empfindung, Andere durch das Beiſpiel hingeriſſen, Alle von augenblicklicher Eintracht und Liebe erfüllt, ſtimmten frohlockend bei. Man wetteiferte in Vorſchlägen und Annahme von Entſagungen, von

Freiheitsbewilligungen, von Aufhebung alter Ungebühr; und in ein paar ewig denkwürdigen Stunden ward Frankreich entlastet von allem dem, was seit Jahrhunderten seine Noth und seine Schmach gewesen, von allen Fesseln des dem Nationalglück wie dem ewigen Menschenrecht feindlich entgegenstehenden historischen Rechtes, welches in unantastbarer, ja neugestärkter Heiligkeit, dagegen das natürliche Recht, fast nur der Gnade anheimgefallen zu erblicken, noch das Loos vieler anderer Völker ist."

Als Gegenstück zu dieser Stelle citiren wir aus einem französischen Geschichtsschreiber auch folgende kurze Charakteristik eines der Hauptredner der Privilegirten, die sich der edle und fromme Freiherr zu Allner ebenfalls zu Herzen nehmen wird: „Der Abbé Maury sprach, wie die Soldaten sich schlagen. Niemand wußte öfter und länger als er zu widersprechen, Niemand besser Sophismen und Citate aus Büchern statt guter Gründe und rednerische Floskeln statt Wärme des Gefühls zu geben. Er hatte ein großes Talent, aber diesem fehlte, was ihm Leben gibt, die Wahrheit."

Dem edlen Freiherrn zu Haus Allner stellen wir nun die Wahl, ob er sich den Herzog von Noailles, oder, seiner frommen Gemüthsverwandtschaft gemäß, den Abbé Maury zum Muster nehmen wolle, wobei wir gern übersehen, daß zwischen diesen Männern und ihm vielleicht ein ebenso großer Abstand ist, als zwischen der konstituirenden Versammlung und dem rheinischen Landtage. Trotz diesem Abstand glauben wir, daß nach verkleinertem Maßstab der Herr von Loë ein rheinischer Herzog von Noailles hätte

werden können, wenn er sich am 13. Juni 1837 in ähnlicher Weise benommen hätte, wie Jener am 4. August 1789. Aber Herr von Loë begnügt sich mit bescheidnerm Ruhm. Sich auf Kosten der armen Bauern für das Raubprivilegium seiner Hasen und auf Kosten des Zeitgeistes für Einführung der barmherzigen Schwestern und auf Kosten des Rechts und seiner Kinder für die Autonomie zu begeistern und zur Erlangung dieses Vorrechts Revolutionskomödien aufzuführen und in der Rolle eines servilen Hallohschreiers die Vorrechte der Krone als Medusenschild des ständischen Egoismus der vermeintlich eingeschüchterten Pflicht der Volksvertreter entgegen zu halten — das bekundet eine Sinnesart, deren Kleinlichkeit schon des Neides halber allerdings Ursache hatte, mit dem blutigen Bad der französischen Revolution auch all ihre edlen Kinder als Schreckgeburten in die widerstrebende Versammlung der rheinischen Deputirten ausschütten zu wollen. In solchen Bestrebungen sucht der Herr von Loë die Erfüllung der menschheitlichen Mission eines mächtigen Adels. Wie klein ist doch dieser rheinische Freiherr, den auf dem Landtag unsere gutmüthigen Deputirten noch immer das große Wort führen lassen!

2. Degradation der Adelichen zu Bürgerlichen.

A. Vor nicht langer Zeit wurden die preußischen Bestimmungen über den Verlust des Adels in einer verschärfenden Weise in Erinnerung gebracht. Das Justizministerialreskript, welches dem Vollblut seinen Werth auf strafgesetzlichem Wege vorzuhalten hatte, führt unter die Verbrechen, welche den Verlust des Adels oder mit anderen Worten die Degradation zum Bürgerlichen nach sich ziehen soll, außer Duell, Hochverrath, Landesverrath, Auflauern, Meineid und Bankerott auch alle sonstige Handlungen auf, „welche eine völlige Verleugnung des Ehrgefühls oder einen hohen Grad von Bosheit zu erkennen geben.“ Alle diese Handlungen sind mit dem Wesen des Adelstandes unvereinbar. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß sie mit demjenigen Stande wohl vereinbar sind, in welchen der Adeliche nach dem Verlust seines Standes verwiesen wird, indem er, soll diese Präsumtion nicht gelten, auch aus dem nichtadelichen Stande wieder ausgestoßen werden müßte.

Die Stellung, welche durch die angeführten Beſtimmungen dem Adel im Staate eingeräumt wird, iſt alſo in Bezug auf Moralität und Ehre nothwendig die Normalſtellung; Moralität und Ehre ſind danach die nothwendigen Attribute des Adels; Adel und Moralität und Ehre ſind nothwendig identiſch.

Würde das Weſen des Adels in dieſer Weiſe überall und von Grund aus aufgefaßt, könnte man alſo, nach dieſer Auffaſſung, den Adel in ſeiner Erſcheinung nur als das äuſſere, auszeichnende Kleid anſehen, welches der Moralität und Ehre par excellence angezogen wird, ſo könnten wir Bürgerlichen gegen den Adel für den Fall nichts einwenden, daß wir, wenn wir uns durch Moralität und Ehre auszeichneten, eben ſo in den Adelſtand erhoben würden, wie jetzt die Adlichen, wenn ſie ſich durch Immoralität und Ehrloſigkeit auszeichnen, in den Bürgerſtand herabgeſetzt werden ſollen. Dieſer Auffaſſung ſteht aber bekanntlich der Umſtand entgegen, daß der Adel der Regel nach nur an die Geburt geknüpft iſt, daß er einen gebornen Stand bildet, welcher nicht den ſämmtlichen Staatsbürgern zugänglich iſt.

Das Gute des Adels, dasjenige wenigſtens, welches nach dem oben aufgeſtellten Begriff ſein „Weſen" ausmachen ſoll, iſt alſo prinzipgemäß den Nichtadelichen entzogen; das Böſe dagegen, welches er abwirft, fällt den Nichtadelichen zur Laſt. Es fällt ihnen zur Laſt nicht bloß durch die vom Adel ausgeſtoßenen Individuen, welche ihrer Gemeinſchaft aufgezwungen werden, ſondern hauptſächlich durch die Konſequenzen des Grundſatzes, daß unwürdige Adliche immerhin würdige Bürgerliche ſein können; daß ſie dies ſein

müſſen. Der Bürgerſtand muß ſie aufnehmen, er kann ſich ihrer nicht erwehren, ſo wenig, als ein Gefangener einen andern Gefangenen aus dem Gefängniß weiſen kann, der zur Strafe ſein Geſellſchafter wird. Die Strafe des Adlichen iſt der Bürgerliche Stand, der Bürgerliche Stand iſt alſo, aus dem Geſichtspunkt des Adels betrachtet, ein Strafſtand oder Strafzuſtand. Er iſt aber nicht bloß dies, ſondern er iſt auch dem Geſetze gegenüber ein ſträflicher, ein mit der Strafbarkeit geſtempelter Stand an ſich. Er iſt derjenige Stand, welcher dem Adlichen, dem Normalſtand angewieſen wird nicht bloß in ſolchen Fällen, wo auch der Bürgerliche die Bürgerrechte verliert, alſo nicht bloß dann, nachdem er, der Adliche, Hochverrath, Meineid, Bankerott ꝛc., ſondern auch überhaupt dann, wenn er Handlungen ſich hat zu Schulden kommen laſſen, die im Allgemeinen „eine völlige Verleugnung des Ehrgefühls oder einen hohen Grad von Bosheit zu erkennen geben", oder auch, nachdem er etwas begangen, was „mit dem Weſen des Adelſtandes nicht vereinbar" iſt. Wäre der bürgerliche Stand dem „Weſen" nach ein ſolcher, der mit dem adlichen an moraliſcher Würde als gleichſtehend betrachtet werden ſollte, ſo würde man die Vertauſchung der adlichen Würde mit der bürgerlichen nicht zur Strafe machen; da aber hiernach der Bürgerliche an Würde nicht mit dem Adlichen gleichſteht, ſondern erſt durch deſſen Verbrechen mit ihm auf gleiche Stufe zu ſtehen kommt, ſo iſt der bürgerliche Stand ein verbrecheriſcher Stand an ſich.

Man iſt in Preußen ſo äußerſt beſorgt für ein friedliches Nebeneinanderbeſtehen der verſchiedenen Stände.

Wie ſtimmt es mit dieſer Sorge, wenn dieſe Stände ſogar geſetzlich durch moraliſche Stufenunterſcheidung ſich feindlich einander gegenüber geſtellt werden? Iſt es ſo ſchwer zu begreifen, daß, während kein Bürgerlicher wegen Verbrechen in den Adelsſtand erhoben wird, unſer Gefühl ſich dagegen ſträuben muß, daß ein Adlicher wegen Verbrechen in den bürgerlichen Stand hinübergewieſen werden ſoll? Muß man es noch erſt verſichern, daß wir uns und unſeren Stand nicht um ein Haar breit unter den Adlichen und ihrem Stand fühlen, und daher denjenigen Adlichen, der die Würde ſeines Standes zu verlieren verdient, auch als einen ſolchen betrachten müſſen, der nicht verdient, die Würde unſeres Standes zu erwerben? Daß wir unſerem Stand eben ſo wenig einen Zuwachs vom Adel her durch Vermittlung eines Verbrechens wünſchen, als es uns jemals einfallen wird, darauf anzutragen, daß die Verbrecher unſeres Standes etwa dem, uns in Hinſicht des Staatsbürgerthums ganz gleich ſtehenden Bauernſtand zugewieſen werden ſollen? Daß wir das adliche Blut vollends abweiſen müſſen, wenn es erſt durch verbrecheriſche Wallungen mit dem unſrigen gleiche Qualität annehmen ſoll, und daß wir durch einen ernſtlichen Proteſt auf die Ehre verzichten, welche unſeren Stand zu einem adlichen Botany-Bay zu machen droht?

Uebrigens würden wir, wenn wir adlich wären, uns im Intereſſe unſeres Vollblutes ſelbſt gegen die Degradation opponiren. Wir würden die große Gefahr erkennen, in welche dadurch das innerſte Prinzip unſeres Vorzugs vor der Kanaille gerathen muß. Wäre der Adel eine äußerlich angeflogene Auszeichnung, ſo mögte ſie allerdings auch

wieder davonfliegen können; aber man bedenke wohl, daß der Adel, der wahre Adel ein angebornes Privilegium ist, daß er im Blut, im innersten Herzblut steckt und frage sich, ob dies Blut gesetzlich in bürgerliches umgewandelt werden könne und dürfe? Wer kann mir mein Vollblut abzapfen und den edelen Wein in einen bürgerlichen Schlauch füllen? Ich bin also, man mag mich degradiren, wie man wolle, adelich nach wie vor, und soll mich dennoch als verurtheilt betrachten können, mit dem unverfälscht überkommenen Produkt meiner glorreichen Ahnen einen unwürdigen Stand zu bereichern? Ist das nicht ein gesetzlicher Dolchstoß in das Herz des Adels? Ist aber nicht das ganze Prinzip des Adels total vernichtet, wenn ich trotz meinem unveränderten Blut dennoch mich als adelich todt betrachten soll und kann? Ist nicht der spezifische Naturunterschied zwischen mir und dem Bürgerlichen für aufgehoben erklärt, wenn mir das Gesetz eine bürgerliche Natur einimpfen kann? Bei meinen Ahnen, das Gesetz hat etwas vom trojanischen Pferd an sich!

B. Was im Vorstehenden gegen den Adelsverlust gesagt worden, ist jedem bürgerlichen Verstand leicht verständlich genug. Dennoch hat es zur Zeit heftige Anfechtungen erfahren. Hier hat man von Verwechslung der Begriffe, dort von petitio principii, dort gar von Windmühlenfechterei gesprochen. Auf diese Vorwürfe mag das Folgende antworten.

Dasjenige, was man uns an wirklichen Gründen entgegenstellt, beschränkt sich hauptsächlich darauf, daß man nicht zugeben will, ein ausgestoßener Adelicher komme mit uns Bürgerlichen auf gleiche Stufe zu stehen. Er werde zwar bürgerlich, aber kein unbescholtener Bürger; er werde

alſo durch das Urtheil, welches ihn des Adels verluſtig erklärt, nur mit den Bürgerlichen gleichgeſtellt, welche die Bürgerrechte verloren haben, mithin geſetzlich nicht mehr zu den Bürgerlichen gehören. Er zähle alſo nach dem Verluſte des Adels weder zum Adelſtande, noch zum Bürgerſtande, ſondern zu einem rechtloſen Verbrecherſtande, der alle ſeine Mitglieder gleich mache, der weder Adel, noch Bürgerſtand kenne. Auf dem Verbrechergebiete werde alſo eine moraliſche Gleichſtellung der ſämmtlichen Stände verwirklicht, nicht aber in der Beſtrafung des Verbrechens eine moraliſche Unterſcheidung derſelben ausgeſprochen ꝛc. In dieſe Worte ungefähr laſſen ſich die Haupteinwendungen kleiden, die man gemacht hat.

Für's Erſte iſt es unrichtig, daß die Strafe des Adelsverluſtes ſtets von der bürgerlichen Beſcholtenheit im geſetzlichen Sinne begleitet ſein ſoll. Das Juſtizminiſterial-Reſkript vom 14. Febr. ſagt ausdrücklich, es ſei nicht der Fall, „daß der Verluſt des Adels ſpeziell nur in dem Verluſte aller Standes- und Ehrenrechte, welche gewiſſe Verbrechen, namentlich der Hochverrath, Landesverath, das Auflauern, der Meineid und der Bankerott nach ſich ziehen, mit begriffen ſey, viel mehr gehe aus dem Weſen des Adelsſtandes hervor, daß Handlungen, welche eine völlige Verleugnung des Ehrgefühls oder einen hohen Grad von Bosheit zu erkennen geben, damit (nämlich mit dem Adelsſtande) unvereinbar ſeien, daß daher die Adels-Kaſſation wegen Verbrechen ſolcher Art vollkommen gerechtfertigt und den Abſichten der beſtehenden Geſetze ganz entſprechend ſey!“

Hiernach ſind genug Fälle gedenkbar, wo ein ausgeſtoßener Adlicher mit ſämmtlichen Rechten des bürgerlichen Standes ausgerüſtet zu uns herübergewieſen werden kann. Daß er durch Handlungen, welche eine Verleugnung des Ehrgefühls ꝛc. bekunden, der moraliſchen Beſcholtenheit nicht entgehe, dafür bürgt bei ihm, wie bei jedem Andern, der ſittliche Sinn der öffentlichen Meinung; hier iſt es aber die bürgerliche, die geſetzliche Beſcholtenheit, die Beſcholtenheit unter dem Geſichtspunkte des Staates, auf die es ankommt, und ohne welche der erwähnte Einwand ſeine Stütze verliert.

Wäre mit allen Vergehen, die im Allgemeinen eine Verleugnung des Ehrgefühls und einen hohen Grad von Bosheit zu erkennen geben, in allen Ständen der Verluſt der bürgerlichen Rechte verbunden, ſo würde ſich die Zahl der rechtloſen Staatsbürger in kurzer Zeit um ein bedeutendes vermehren, denn es gibt ſehr wenig ſtrafwürdige Vergehen, auf welche ſich nicht die citirten Worte des Miniſterialreſcripts wenigſtens theilweiſe anwenden ließen. Ein ſolcher Rigorismus würde aber eben jener Vermehrung der Rechtloſen wegen, höchſt unpolitiſch ſein; er wäre aber auch ungerecht, indem er in ſehr vielen Fällen ein großes Mißverhältniß zwiſchen der Strafe und der ſtrafbaren Handlung hervorrufen würde. Man iſt alſo aus guten Gründen mit der Entziehung der bürgerlichen Rechte ſparſam, ſowohl beim Bürger — als beim Adelsſtande. Nun aber ſoll in dem Zwiſchenraume, welcher zwiſchen gewöhnlicher Geld- oder Gefängnißſtrafe und derjenigen Strafe liegt, mit der die Entziehung der ſtaatsbürgerlichen Rechte verbunden iſt, eine additionelle Strafe

für den Adel geſchaffen werden, eine Strafzugabe, welche bei einem und demſelben Verbrechen den Adelichen vor dem Bürgerlichen dadurch auszeichnet, daß ſie ihm ſeine Auszeichnung raubt.

Die Bürgerrechte will und kann man ihm in jenem Fall nicht nehmen; das „Weſen" des Adels fordert aber, daß man ihn ſchärfer ſtrafe, als den Bürgerlichen, man nimmt ihm daher die Adelsrechte. Dieſe Rechte von dem adelichen Sträfling ſubtrahirt, laſſen einen gewöhnlichen, geſetzlich unbeſcholtenen Bürgerlichen übrig, der, nachdem er vielleicht 100 Thlr. Strafe bezahlt oder einige Monate geſeſſen, noch zur Gleichſtellung mit den anderen Bürgerlichen verurtheilt bleibt. Er wird hierdurch, das iſt klar, für ſeine Perſon nicht ſchlechter, als auch ein bürgerlicher Sträfling gleicher Art, deſſen Strafe durch jene 100 Thlr. oder einige Monate Gefängniß völlig abgebüßt iſt; er iſt aber doch für den Adelsſtand moraliſch zu ſchlecht geworden, mithin ſchließt der Adel einen gewiſſen Grad von Immoralität ſchon aus, den der Bürgerſtand noch ohne weitere Beſchwerden und ohne Uebelbefinden in ſich aufnimmt und erträgt.

Wir ſtellen alſo hierdurch feſt, daß es Fälle gibt, wo ein wegen Immoralität des Adels geſetzlich unwürdig Erklärter doch trotz dieſer Immoralität des bürgerlichen Standes geſetzlich würdig bleiben kann, daß mithin nach einfacher Folgerung das Geſetz dem bürgerlichen Stande eine niedrigere Stufe anweiſt als dem adelichen Stand.

Wir gehen nun zu dem Fall über, wo ein Adelicher außer der beſonderen Auszeichnung ſeines Standes wirklich auch die allgemeinen bürgerlichen Rechte verliert. In ſolchem

Fall, meint man, müsse denn doch jedenfalls zwischen dem adelichen und dem bürgerlichen Verbrecher gleiches Schlages eine völlige Gleichheit bestehen, weil beide weder zum Bürger- noch zum Adelstand gehörten und als blos geduldete Glieder der menschlichen Gesellschaft eigentlich außerhalb des Staats stehen. Gesetzt wir gäben dies für die Dauer jenes rechtlosen Verbrecherstandes zu; wie aber, wenn der Verbrecherstand aufhört? Wird der Verlust der bürgerlichen Rechte stets für die ganze Lebenszeit ausgesprochen? Lassen sie sich nicht, je nach der Art des Verbrechens, schon nach fünf Jahren wieder erlangen? In solchem Fall wird der adelich gewesene Sträfling gesetzlich unbescholtener Bürger, während er — nicht wieder adelich wird! Die Reinigung, die ihn also wieder zum Bürgerlichen qualificirt, qualificirt ihn noch nicht wieder zum Adelichen. Er ist durch das Fegefeuer auf die bürgerliche Erde, aber nicht wieder in den adelichen Himmel gelangt. Wir können daraus wiederum nichts Anderes folgern, als dies: der Adelsstand erfordert eine höhere moralische Stufe, als der Bürgerstand.

Wie in dem oben erwähnten Ministerialreskript bemerkt wird, zieht „Meineid, Bankerutt" ꝛc. den Verlust der „Standes- und Ehrenrechte" und zwar für jeden Stand nach sich. Nach unserem Dafürhalten wäre der richtigere Ausdruck gewesen: Staatsbürgerrechte. Ein Verlust der Standesrechte findet nur beim Adel statt. Verliert ein Bürgerlicher auch Standesrechte? Er kann, wie der Bauernstand, nur die Staatsbürgerrechte verlieren, die nicht an seinem Stand, sondern an seiner Mitgliedschaft im Staatsverbande haften. Beim

Adel allein wirkt alſo das Verbrechen auch auf den Stand ein; der Adel allein iſt derjenige Stand, der als ſolcher kein Verbrechen zuläßt; der Adelſtand allein iſt der Stand der moraliſchen Reinheit. Leitet uns nicht auch dies wieder auf die Grundſätze hin, die wir im Beginn des Inſtituts des Adelsſtandes, nach der Anleitung des Miniſterialreſkripts, unterſchoben? Und reinigt uns dieſe einfache Deduction nicht ebenſo von dem Vorwurf einer petitio principii, wie die vorangegangenen Erörterungen von dem der Begriffsverwechſelung? Es bliebe nun noch der Vorwurf der Windmühlenbekämpfung übrig.

Wir glauben recht gern, daß es im Intereſſe mancher Leute liegt, den hier behandelten Gegenſtand als gleichgültig und die Erörterung als müßig darzuſtellen. Wir unſererſeits halten ihn für wichtig genug. Es ſpricht ſich darin ein ganzes Staatsprincip aus. Wir ſind der Anſicht, daß die Eiferſucht der nichtadelichen Stände gegen den Adel die vollſte Berechtigung und die triftigſten Gründe hat, ſich zu erkennen zu geben, daß, wenn einmal eine moraliſche Ueberordnung des Adelsſtandes über den Bürgerſtand von der einen Seite indirekt feſtgeſtellt und von der anderen ſtillſchweigend zugegeben wird: die Ueberordnung in anderen Dingen die natürliche Folge ſein wird; daß ein moraliſch glorioſer und purificirter Adelſtand nicht nur auf unverhältnißmäßige Vertretung bei den Landtagen, Autonomie, crimirten Gerichtsſtand ꝛc., ſondern auch auf Patrimonialgerichtsbarkeit und überhaupt alle mögliche Befugniſſe Anſpruch machen könne und werde, bei welchen dem Mangel des vernünftigen Rechts etwa eine beſondere Vertrauenswürdigkeit, ein gewiſſer Separat-Lüſtre mora-

liſcher Veredelung und Unfehlbarkeit als Ausgleichungsmittel entgegengeſtellt werden könnte. Nachdem der Freiherr von Los und Conſorten die Autonomie als ein altes Familienrecht in Anſpruch genommen, und der Baron von Wedekind vor noch nicht gar langer Zeit in ſeiner Schrift über den Werth des Adels das Duell, welches nach dem erwähnten Geſetz in Preußen den Verluſt des Adels nach ſich zieht, für ein Vorrecht des Adels erklärt hat, läßt ſich für das Recht wie für den Verſtand des Adels kein Maß mehr feſtſtellen, das er ſelbſt anerkennen würde.

Alſo **summa summarum**: wir ſind großmüthig genug, keinen Verluſt des Adels zu wollen. Wir wollen ihn nur in einem Fall, wenn er nämlich zugleich Abſchaffung des Adels iſt.

8. Das rheiniſche Ritterfeſt zu Godesberg.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Herbſt 1842 die Rheinprovinz beſuchte, wurde er durch eine wahre Sündfluth von Loyalität und Feſtlichkeitsdrang umgeben. Im deutſchen Dom war glücklicher Weiſe endlich die Einheit der deutſchen Nation durch Maurergeſellen und Steinklopfer zuſammengemauert worden, nachdem die politiſchen Baumeiſter ihnen dieſe Aufgabe aus Beſcheidenheit überlaſſen hatten. Einen eigenthümlichen Contraſt gegen dieſe nationale Einheit, wovon damals alle Mäuler des Serviliſmus und der Dummheit überliefen, bildete der Zwieſpalt, den man unmittelbar nachher in einer Demonſtration zur Schau tragen durfte, welche ſonſt immer als ein die Herzen aller „getreuen Unterthanen" vereinigendes Band geprieſen wird, nämlich in den Beweiſen der „Liebe zu dem angeſtammten Herrſcherhauſe." Man belehrte die Welt, daß es außer der bürgerlichen auch eine adeliche Liebe zu dem angeſtammten Herrſcherhaus gibt, und daß das Vollblut bei ſolchen Ge-

legenheiten andere Empfindungen ſchwitzt, als das ordinäre. Es geſchah wahrſcheinlich im Intereſſe der preußiſchen Einheit, daß ihm die Gelegenheit zu ſolcher Manifeſtation nicht entzogen wurde.

Das liebe Rheinland hat mir damals leid gethan, nicht etwa, weil ſeine Liebe durch die Liebe der Ritter an die Seite gedrängt werden durfte, denn das war nothwendig, ſondern weil es ſich mehrere Wochen hindurch bis zu einem wahrhaft bedauerlichen Zuſtande darin hatte erſchöpfen müſſen. Es war ein wahrer Troſt, als die Feſtivitäten endlich aufhörten. Zwar iſt nicht zu fürchten, daß die Rheinländer ſich durch ſo lange Uebung in ſlaviſche Hofnaturen verwandeln könnten, denn dazu ſind ſie trotz aller öſtlichen Beimiſchung im Durchſchnitt nun einmal von Gott dem Herrn verdorben, und ſelbſt der rheiniſche Adel iſt zu menſchlich ungeſchickt oder zu ehrlich gradaus, um als Schmuckfeder im Pfauenſchweif eines Hofs elegant und anſchmiegend genug zu wehen und zu ſchwanken. Aber ein Troſt war es denn doch endlich einmal wieder, ſeine ehrliche rheiniſche Mutterſprache zu hören und zu leſen, nachdem ſie ſo lange Zeit durch das loyale Pathos und den ſervilen Enthuſiasmus der überfließenden Verehrungsſeligkeit und des trieſherzigen Maulpatriotismus war verdrängt worden. Auch war es ein Troſt, die Phyſiognomie des Landes endlich wieder ihre gewöhnliche, wahre Miene annehmen zu ſehen, nachdem ſie ſo lange mit Berliner Schminke war bedeckt geweſen. Die Loyalität, was man ſo darunter verſteht, gilt bekanntlich als eine große Staatstugend, und da ſie zugleich die leichteſte Tugend iſt, weil ſie nicht blos auf die Unterſtützung der Polizei und der

ganzen Staatsmacht Rechnung machen kann, sondern auch ihre ganze Probe in ihrem bloßen Ausdruck besteht, so behauptet diese Tugend bei Gelegenheiten der besprochenen Art immer das Feld und drängt Alles an die Seite, was in ihrer Sündfluth den Kopf über dem Wasser oder das Schiff der Wahrheit im Kurs zu halten sucht. Wir wollen hiermit nicht sagen, daß damals die von den Rheinländern an den Tag gelegte Liebe zu dem neuen Regenten eine erlogene gewesen, denn wirklich drängte sich damals Liebe, Glaube und Hoffnung zugleich um ihn her, aber daß sich die Wort- und Chorführer mit ihrem Anhang auf eine des rheinischen Charakters unwürdige Weise blind darin erschöpft haben, diese Wahrheit darf man ihnen nicht vorenthalten. Man konnte nach ihren Phrasen nur annehmen, die Rheinprovinz glaube den Gipfel der Staatsentwickelung erstiegen zu haben, sie leide an Uebersättigung des Unterthanenglücks, sie habe nichts mehr zu wünschen und zu fordern, oder mit andern Worten, sie sei nicht bewohnt von Männern, sondern von Schmeichlern, nicht von Bürgern, sondern von Lakaien, und ihre einzige Aufgabe dem Könige gegenüber sei: nicht zu reden, sondern sich zum Fußkuß zu drängen. In diesem Wettstreit suchen die Zeitungen in der Regel die Redner noch zu überbieten, denn der Servilismus ist für unsere Presse stillschweigend Polizeigesetz, und eine Zeitung, die sich auf ein bescheidenes und würdiges Maß in solchen Dingen zu beschränken wagen sollte, würde zugleich glauben, darin eine Verzichtleistung auf ihre Concession erblicken zu müssen. So weit sind wir mit unserer Freiheit und Ehrlichkeit gekommen, daß die Presse nicht bloß zur Unterdrückung eines männ-

lichen Tadels, sondern auch zu Uebertreibung des Lobs und zur Schmeichelei und Lüge gezwungen ist. Wäre ich König, so würde ich mir von den Staatsbürgern vor Allem ausbitten, daß sie mich nicht eher liebten, als bis sie sich klar bewußt wären, warum, und daß sie mich nicht eher lobten, als bis ich nicht mehr durch ihr Lob beschämt würde. Censirtes Lob würde ich unter keinen Umständen annehmen, und sollten sogar meine Minister es eingeleitet haben.

Der Adel ist die Crême der Gesellschaft, wie wir Alle wissen, und darum mußte es ihm ganz angemessen erscheinen, daß er sein Fest als Dessert brachte, nachdem die bürgerliche Mahlzeit mit ihrer Hausmannskost beseitigt war. Hat nun, so muß man fragen, das Dessert sich denn wirklich von der Mahlzeit so sehr unterschieden? Hatte das Ritterfest wirklich so viel Ausgezeichnetes, hatte es einen so besonderen Charakter, einen so berechtigenden Vorzug, daß dieserhalb die Veranstaltung desselben neben den übrigen Festen der Mühe werth war? Dieß ist die Frage, die jedem loyalen Menschen nahe liegen mußte, der von dem Ritterfeste zu Godesberg gehört hatte. Die Beantwortung entnehme man aus folgendem Berichte, der möglichst treu ist und keine Unwahrheit enthält. Mich zog nur das Gerücht von den großen Illuminationen, die der Adel vorbereitet haben sollte, am 13. September nach dem Siebengebirge. Der Adel hatte so viel Licht angekündigt, als er in Jahrhunderten nicht gemacht hatte, und um es leuchten zu lassen, hatte er sich den besten Platz des Rheinlandes gewählt. Das Siebengebirge, diesen herrlichen Sitz der „Romantik", an den sich außer den geschichtlich-poe-

tiſchen Erinnerungen für den fleißigen Beſucher auch ſo ſchöne perſönliche knüpfen, bei Nacht ſeine magiſch beleuchteten Zinnen gegen den dunklen Nachthimmel erheben zu ſehen, das mußte ein prachtvoller, erhabener Anblick ſein. Ich geſtehe zu meiner bürgerlichen Beſchämung, daß ich vor der Reiſe erſt einen kleinen Kampf mit mir zu beſtehen hatte. Es iſt bezeichnend, daß der gewöhnliche ſogenannte Patriotismus zu ſeiner Kundgebung ſich gemeiniglich des Lichts, der Beleuchtung bedient, aber nur des ſtofflichen Lichts. Das geiſtige Licht, die Aufklärung, die freie Sprache und was noch ſonſt unter den Artikel Beleuchtung fällt, ſind leider gewöhnlich von den patriotiſchen Beleuchtungen ausgeſchloſſen. Man könnte ſogar behaupten, daß, wer am meiſten illuminirt, gewöhnlich am wenigſten beleuchtet, daß mithin die größten Illuminanten die kleinſten Illuminaten zu ſein pflegen. Und unſer Adel, das Bischen Adel, wollte ſogar das ganze Siebengebirge beleuchten und 8000 Thlr. dafür ausgeben! Zuletzt bedachte ich, daß die Schönheit der Natur mit politiſchen Anſichten nichts zu ſchaffen haben dürfe, und reiſte getroſt nach Königswinter, oder, wie ein devoter Unterthan den Ort einmal genannt haben ſoll, nach Sr. Majeſtät Winter. Ich beſtieg ſofort den Drachenfels und zwar diesmal auf einem langohrigen Geſchöpf, weil unter den am Fuße des Berges bereitſtehenden Thieren dieſer Gattung mir eins angeboten wurde, das für dieſen Tag getauft zu ſein ſchien. Es hieß und heißt „Baron", wovon ſich Jeder überzeugen kann, der ſich die Mühe der Nachfrage nimmt. Auf dem Drachenfels war es leer, weil Alles nach Godesberg gewandert war, und ich fand faſt nur den Oberfeuerwerker mit ſeinen

Gesellen vor, d. h. ein Stück Rentmeister mit einigen Bauernburschen, die beschäftigt waren, bei der Ruine — einen Holzstoß aufzuthürmen und einige leere Theertonnen zu zerschlagen! Gleiche Anstalten wurden auf den übrigen Bergen getroffen, und sie waren allerdings nicht geeignet, grosse Erwartungen zu erregen. Der Himmel schien übrigens den Rittern zu Hülfe kommen zu wollen. Ich habe fast nie eine schönere Beleuchtung gesehen, als die untergehende Sonne um die Gipfel der westlich und südlich von Godesberg gelegenen Gebirge verbreitete. Wäre ich ein Ritter, ich würde sagen: der ganze westliche Himmel schwamm im schönsten Vollblut der Abendröthe. Unterdessen ward es dunkel, und ich wanderte langsam nach Godesberg, wo die hohen Herrschaften bereits angekommen waren und in ihren verschiedenen, geschmackvoll illuminirten Absteigequartiren sich zur Fahrt nach dem hellerleuchteten und schön ausgeschmückten Ritterzelte vorbereiteten. Eine ungeheure Menschenmenge und ein Gedränge von Wagen, wie ich es nie gesehen, wogte und wälzte sich um das Zelt, um die Häuser, durch die Gärten, durch die Felder umher. Ungefähr um die Zeit, wo die hohen Gäste sich nach dem Zelte verfügten, stieg von der Ruine des Godesberges eine Rakete zischend in die Luft und kurze Zeit nachher eine gleiche von dem eine Stunde entfernten Drachenfelsen. Dies war das Signal zum Beginn der ritterlichen Illumination. In kurzer Zeit brannten sämmtliche Holzstöße und Theertonnen auf dem Siebengebirge. Sie machten, wie vorauszusehen war, keinen Effect, da sie keinen Schein über die Umrisse und die Flanken der Gebirgsmassen zu werfen vermochten, also nur isolirte Feuerpunkte bildeten;

ſie unterſchieden ſich in nichts von den gewöhnlichen Oſterfeuern und konnten einem poetiſchen Auge höchſtens als große Johanniswürmer erſcheinen, vielleicht auch als Irrlichter. Etwas mehr wurde auf dem, Godesberg zunächſt gelegenen Petersberge geleiſtet, wo man ſpäter einiges Pulverfeuerwerk abbrannte und die Kapelle mit bengaliſcher Flamme beleuchtete, was bei der in Rauch gehüllten Ruine des Drachenfelſen leider nicht geſchah und einigermaßer erſetzt wurde durch einen Fackelzug, der ſich wie ein feurigegegliederter Drachenſchweif den Felſen hinaufwand. Das Feuerwerk der Godesberger Ruine übrigens, welches das Hauptſchauſpiel darbot, war wirklich großartig und prächtig, wenn auch ohne angemeſſenen Schlußeffect. Insbeſondere gewährte es einen herrlichen Anblick, als die Ruine zum Krater eines feuerſpeienden Berges umgewandelt wurde, und das Feuer in langen gewundenen Strömen und wolligen Büſcheln in die Luft ſpie. Auch wurde das Auge gefeſſelt durch die ſchönen blauen Leuchtkugeln, welche man durch angebrachte Fallſchirme faſt minutenlang gleich Sternen in der Luft ſchwebend erhielt; nicht minder endlich durch die ſternähnlichen Schwärmer, welche wie eine vorbedeutende Ladung von Ordensſternen aus Kanonen nach der Richtung des Zeltes hin in die Luft geſtoßen wurden. Was zu loben iſt, lobt man gern, wie es ſich hier zeigt, und ich könnte den für einen Verläumder erklären, der da behaupten wollte, die rheiniſche Ritterſchaft habe am 13. September 1842 nicht ein ſchönes Feuerwerk abgebrannt, wenn ich auch dabei geſtehen muß, daß es neben den kölniſchen Illuminationen am 4. September ganz verſchwand. Was ſich nun aber in dem Zelt ereignete, davon

ſind Wunderdinge zu erzählen. Es wurde geſprochen mit dem Munde, complimentirt mit dem Rücken, gegeſſen mit den Zähnen, getrunken mit den Lippen, getanzt mit den Beinen, ganz wie andere Sterbliche es auch zu thun pflegen, die ritterliche Uniform und Haltung etwa abgerechnet. Daß ich dies Alles geſehen, verdanke ich der Bürgerlichkeit der Schildwachen, welche um das Zelt herum ſtanden und von der ritterlichen Atmoſphäre die plebejiſche abſperrten. Die Verräther! Sie ließen mich durch ein Seitenpförtchen an's Fenſter treten, ohne nach meiner Ahnenprobe oder Adelsmatrikel im Mindeſten zu fragen, und beruhigt durch das bloſe Verſprechen, keine Scheiben einzuſtoßen. Uebrigens zählte die Geſellſchaft ſelbſt auch Verräther in ihrer eigenen Mitte, ſo daß ich der Spionerie gar nicht bedurft hätte. Einer derſelben hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der Champagner ganz vorzüglich geweſen, daß die kalte Küche nicht minder ausgewählt war, daß die aufgeſtellten betreßten Lakaien den Saal nicht minder zierten, als ihre Herren, daß man meiſtens Teutſch geſprochen, daß man zur Vermehrung der Zahl und des Einflußes auch die Anweſenheit der bloſen Rittergutsbeſitzer und einflußreicher Beamten nicht verſchmähte, und noch viele ähnliche Dinge, die ich aber nicht Jedem wiedererzähle, etwa dies noch ausgenommen, daß der bürgerliche Feſtſaal in dem kölniſchen Tempelhauſe weit prächtiger geweſen, als der ritterliche zu Godesberg. Eins aber muß ich noch veröffentlichen im Intereſſe der Ritter ſelbſt. In dem Godesberger Zelt, wo die Elite des rheiniſchen Adels aller ſechs Klaſſen, insbeſondere der Automaten oder Autonomen, und außerdem noch mancher auswärtige Succurs verſammelt war, machte man

ſogleich die betrübende Wahrnehmung, daß weder die ritterliche Männer-, noch insbeſondere die Damenwelt friſche körperliche Schönheiten aufzuweiſen hatte. Dergleichen muß dem bürgerlichen Betrachter, der ſich einer präſentabelen Körperlichkeit erfreut und dabei die Auswahl unter der ſchönen bürgerlichen Blumenwelt hat, in der Seele weh thun, und auch ich kann mich nicht enthalten, darüber mein phyſiologiſches Bedauern auszudrücken. Der Schöpfer der Welt hat unſern Naturforſchern zufolge Kaukaſier, Mongolen, Malaien, Neger und Amerikaner auf die Erde geſetzt und zwar höchſt wahrſcheinlich in der weiſen Abſicht, daß dieſe verſchiedenen Racen ſich nach und nach ſämmtlich vermiſchen ſollten, denn die Erfahrung lehrt, daß die Fortpflanzung, auf den Kreis einer und derſelben Race beſchränkt, einen Stillſtand der geiſtigen Entwickelung wie der körperlichen Verſchönerung mit ſich führt, wogegen die verſchiedenartige Miſchung, wie bei den Metallen, ſo auch bei den Menſchen die Bildungsfähigkeit und Dauerbarkeit vermehrt. Hiernach wird die menſchliche Geſellſchaft ihre höchſte Blüthe erſt erreichen, wenn die genetiſche Miſchung der verſchiedenen Racen vollſtändig von Statten gegangen. Wir geben nun unſerer Ritterſchaft, mag ſie ſich zu den Mongolen oder Malaien zählen, oder wozu ſie will, nach jener Hypotheſe das Schickſal ihres Standes zu bedenken! Iſt ihr Blut auch noch ſo edel von Natur, es wird doch der bürgerlichen Beimiſchung bedürfen, wenn es dem Looſe der Erſtarrung oder der Stagnation entgehen, wenn es ſich kräftig „rafraichiren“ will. Der Lenker der Menſchenſchickſale wird es ſchon zu Gunſten der Ritter zu fügen wiſſen, denn er läßt ſeine Geſchöpfe nicht leichtfertig zu Grunde gehn.

Ritterblut und Bürgerblut! Wenn dieſe Miſchung erſt offenkundig von Statten gegangen, ſo wie ſie in den Stallknechtszeiten wohl durch Schmuggelei betrieben wurde, dann wollen wir wieder ein Feſt zu Godesberg feiern, mit Illuminationen beider Art, und ich ſtehe dafür, daß dann über unſere Flora nicht mehr geklagt werden wird, wie am 13. September 1842. Daß ich frohe Ausſichten an die Körperlichkeit knüpfe, wolle der Leſer nicht verdenken, denn ohne Hülfe der Phyſiologie kann man ſich nun einmal nicht mit Leuten einigen, in deren Glaubensbekenntniß der erſte Paragraph von Vollblut handelt.

Alſo das war das vielbeſprochene Ritterfeſt, und für ſo geringen Preis wagt man den Spaß einer Separirung von den Bürgern zu erkaufen? Das war es; und nicht einmal durch ein Turnier wurde es verherrlicht. Einer der Ritter hat am Tage der Feier in der „Kölniſchen Zeitung" ein Feſtgedicht veröffentlicht, worin er den Geiſt Rolands auf dem Rolandseck erſcheinen, ſich mit dem Rhein über die feſtlichen Anſtalten in Freiligrath'ſchen Alexandrinen, aber ohne Freiligrath'ſche Poeſie unterhalten und, als es ſich herausſtellt, daß die Anſtalten dem Empfange des Königspaares gelten, den Geiſt verſchwinden läßt. Iſt das Beſcheidenheit der Ritterſchaft, daß ſie den Rittergeiſt von ſich weiſ't, oder ſollte durch jenen Wink angedeutet werden, die jetzigen Ritter hätten ſich eine edlere Beſtimmung vorgezeichnet, als die früheren? In dieſem Fall ſind ſie uns den Beweis ihrer Bekehrung noch ſchuldig. Es gibt etwas, das noch edler iſt, als ſogar ein Ritter, und das iſt: Menſch und Bürger, und zwar freier Menſch und freier Bürger. Wollen unſere Ritter nach

dieſer Beſtimmung ſtreben? Sie weiſen auch dieſe von ſich, denn ſie fliehen die bürgerliche Atmoſphäre und wollen alſo nicht Ritter und nicht Bürger ſein. Es bleibt daher nichts übrig: als der Name, die Präpoſition, das ſtagnirende Blut, die Dummheit, und dieſe kann man den Herren ſchon gönnen, ſo lange die Prätenſionen, die ſie darauf bauen, die Rechte der Bürger nicht beeinträchtigen. Hier aber treffen wir auf den Hahn, den wir mit euch vollblütigen Herren zu rupfen haben. Verheirathet eure Töchter, an wen ihr wollt, wir haben Weiber trotz ihnen; verwahrt eure Söhne in beſonderen Inſtituten, wie ihr wollt, wir vermiſſen ihren Geiſt nicht in unſerer Geſellſchaft; vermacht euer Vermögen, an wen ihr wollt, wir verlangen nicht danach und ſterben auch nicht Hungers ohne euch; ſperrt euch ab in euern adelichen Zirkeln, wie ihr wollt, wir werden euch nicht incommodiren in euern geſellſchaftlichen Gefängniſſen; ſeht naſerümpfend auf uns herab, wie ihr wollt, wir haben am Ende noch beſſere Naſen, als ihr; gebt euer Geld für ſeparate Feſte aus, wie ihr wollt, wir werden mit Vergnügen zuſchauen, wenn ihr ſo hübſche Feuerwerke abbrennt, wie zu Godesberg. Das Alles, Eins etwa ausgenommen, iſt an ſich viel zu unſchuldig, als daß wir es euch ernſtlich anfechten ſollten, und wir wollen höchſtens unſern Humor davon haben; worauf es uns aber dabei ankommt, das iſt der Sinn, die Abſicht, die Rechtsperſpective, die hinter all dieſen Dingen und namentlich auch hinter dem Godesberger Feſte verborgen iſt. Nachdem ihr ein gewiſſes Factum, das euch Gelegenheit gab, das Recht im Intereſſe des Obſkurantismus zu vertreten, geſchickt benutzt habt, um euch enge mit den Pfaffen zu liiren

und durch ſie eurem Einfluß nach unten zu verbreiten, benutzt ihr die Anweſenheit des Hofes, um euch durch aparte Huldigungen im Staatsleben gegen die Uebrigen zu unterſcheiden, um die vollblütige Liebe als Zwiſchenſtufe zwiſchen das Staatsoberhaupt und die Bürger zu ſchieben, und ſo gedenkt ihr, nach oben und nach unten einen mittelalterlichen Riegel einſchiebend und ihn als Anker des Thrones ausgebend, euch auf breiter Grundlage über den Fortſchrittsanſprüchen und Rechten der bürgerlichen Mehrzahl zu erheben und zu befeſtigen. Wenn es an euch läge, in zwei Jahren wäre das Mittelalter wieder da. Wer dies Streben nicht eurer ganzen organiſirten Wirkſamkeit anſieht, der muß den Staar haben. Ihr wollt eine „Kette" bilden, ſie iſt aber weder eine Ankerkette, noch ſoll ſie eine Freiheitskette werden. Ihr werdet wachſame Gegner finden, und dieſe Gegner bedürfen, wie ihr ſehr wohl wißt, zu eurer Vernichtung weder der Gnade noch der Pfaffen, weder des Geldes noch der Lakaien, ſie haben keine andere Hülfe nöthig als die der — Buchdrucker. Die Buchdrucker! Sie erinnern mich an den Schluß des Feſtes und dieſes Feſtberichts. Im Speiſeſaale des Gaſthofes zum „Stern" zu Bonn kamen nach dem illuminirten Godesberger Feſte mehrere beſternte und bekreuzte Theilnehmer zuſammen, um die Zeit zum Schlafengehen abzuwarten. In einem Augenblicke, wo die ſehr geiſtreiche Unterhaltung zu ſtocken begann, verlangte Einer von ihnen, dem Range nach ein grundadelicher Mann, die Zeitung. Man brachte ihm die „Rheiniſche" vom 13. Sept. Nachdem er ſie eine Zeit lang angeſehen, rief er in einem Tone zorniger Ueberraſchung die Aufmerkſamkeit ſeiner Geſellſchafter

auf und las ihnen folgende Stelle aus einem Bericht über den bürgerlichen Festball im kölnischen Tempelhause vor: „Unter den vielen goldbedeckten, sternbesäten Königen, Fürsten und Kriegern aller Art hatte der schwarze Frack des Bürgers eine mühsame Existenz, obschon er Hrn. Liszt mit dem Orden pour le mérite auf der Brust auf seiner Seite hatte ꝛc." Dann folgten sehr grimmige Ausbrüche der Indignation über diese „insipide" Bemerkung der „Rhein. Zeitung", in welche (nämlich die insipide Indignation) die Uebrigen einstimmten, heftige Redensarten gegen die freie Presse, Verwünschungen der Schriftsteller, unter welchen „der den Vorrang und das Privilegium habe, der am Besten schimpfen könne", und in diese Expektorationen ließ Einer von ihnen die beruhigende Ankündigung einfließen, „die rheinische Zeitung gehe mit raschen Schritten dem Untergang entgegen." Eine Zeitung soll untergehen, weil der schwarze Frack auf einem Bürgerballe eine mühsame Existenz gehabt hatte! Es ist zu verwundern, nicht daß wir eine censirte, sondern, daß wir überhaupt noch eine Presse haben, da durch ihre Töne so viel hochstehende, einflußreiche Hirnschädel belästigt und an ihre Hohlheit erinnert werden. Als die „Rheinische Zeitung" verboten wurde, dachte sie sicher an ihren sündigen schwarzen Frack und an — Illuminanten und Illuminaten.

Dem Fürsten von * aber, den ich an seine Worte im „Stern" zu Bonn erinnere, ist eine gute Nase für den Todtengeruch nachzurühmen. Hätte die „Rheinische Zeitung" nicht mehr Geist gehabt, als er, sie lebte noch.

Doch nun nochmals das Ritterfest. Wer hätte glauben sollen, daß das Beste hier wirklich post festum ge-

kommen? Und doch war es so. Wenige Tage nach dem großen Akte der Loyalität, der Verehrung und der Liebe las man in der „Kölnischen Zeitung" eine notarielle Anzeige über den Verkauf eines Festzeltes mit sammt dem ganzen erinnerungsreichen Inventarium, und dieß Zelt war das ritterliche zu Godesberg! Unter den Brettern, Stühlen, Tischen ꝛc., die zur angemessenen Verbreitung des loyalen Abfalls an die meistbietende Kanaille verkauft werden sollten, standen oben an — zwei mit Sammt und Seide beschlagene Sessel, worauf der König und die Königin gesessen hatten. Wer hätte es den Rittern ansehen sollen, daß sie so wenig Pietät gegen die Gegenstände bewahren würden, worauf die Gegenstände ihrer aparten Pietät geruht hatten? Hätte man nicht erwarten sollen, sie würden sich um die Bretter schlagen, auf welchen die königlichen Füße gewandelt, und die Sessel, worauf die königlichen Leiber geruht, zum Mindesten als Altäre in dem Heiligthum der Großmeister ihres autonomischen Ordens aufstellen? Mußte man nicht fürchten, der Herr von Los werde es als einen „Eingriff in die Rechte der Krone", als eine Versündigung an der Heiligkeit des Königthums denunziren, wenn man die Sessel auch nur in die Gefahr brächte, einen bürgerlichen Besitzer zu tragen? In der That, besser, als die notarielle Verkaufsanzeige, konnten die Ritter es nicht aussprechen, daß es ihnen bei ihrem Fest nicht um den Gefeierten, sondern nur um sie selbst zu thun war, und das war wenigstens Ehrlichkeit post festum.

II.

Der Tod des Büreaukraten.

Er ſitzt vor ſeinem Schlachtfeld, dem grün überzogenen Tiſch des geheimen Büreau's, der nur deßhalb die Farbe der Hoffnung zu tragen ſcheint, weil er der Hinrichtungsplatz von tauſend Hoffnungen iſt. Der finſtere Mann ruht einige Augenblicke aus von der ſchwarzen Blutarbeit, wodurch er die Reihen ſeiner Untergebenen zu lichten pflegt, und verſieht ſeine Waffe mit neuem Gift, das heißt: er kaut an der Feder. Der Schein der nächtlichen Lampe blitzt wie ein funkelnder Tigerblick auf den Orden ſeiner Bruſt. Es iſt der Geierorden, jener Orden, der Solchen zu Theil wird, welche den gefeſſelten Prometheen kleiner und großer Art das Herz und die Eingeweide verzehren.

Der finſtere Mann hat nur ein Geſchäft noch zu verrichten, ehe er ſich niederlegt: es gilt nur noch, einen unruhigen Opponenten zu beſeitigen, der in einer widerſetzlichen Laune die frevelhafte Behauptung aufgeſtellt hat, zwei mal zwei ſei vier und nicht fünf und zwanzig. Indem der finſtere Mann ſinnend daſitzt, um eine taugliche Wendung zu finden, die das Verbrecheriſche jener Behauptung höheren Orts in's rechte Licht ſetzen kann, fällt ſein Blick auf die neben ihm liegende Uhr. Sie ſagt ihm, daß nur noch eine halbe Stunde vor Mitternacht ſei. Der ſin-

ſiete Mann erſchrickt, denn um die zwölfte Stunde der Nacht iſt es in ſeinem Büreau nicht geheuer. Das iſt die Zeit, wo rings aus den Aktenſchränken, aus Perſonalakten, Conduitenliſten und ſonſtigen Papieren die abgeſchiedenen Seelen erlegter Untergebenen und todtgehetzter „Unterthanen“ hervorſchleichen und ihren Mörder mit unheimlichen Lobliedern beſingen, deren Refrain ſtets folgende Strophe bildet:

Wir tauchen dich an mit Grabesgedem,
O träf' er vergiftend dein Leben!
Wir wollten dir dann im Höllenbrodem
Den Reſt der Vergeltung geben.

Büreaupapier und Akten haben ſtets einen dumpfigen, widerlichen Geruch. Wenn aber um Mitternacht im Büreau des finſteren Mannes die Schränke ſich öffneten, und die eingeſperrten Seelen hervorhuſchten, dann verbreitete ſich ein ſo modriger Grabes- und Conduitenduft, wie er nur jemals in einem papiernen Beinhaus ſich entwickelt hat. Die armen Seelen! Zur Strafe dafür, daß ſie ſich bei Lebzeiten nicht lieber unter die Scheunendreſcher, als in die Gewalt des finſteren Mannes begeben hatten, war es ihr Loos, ſo lang nächtlicher Weile in dem Büreau umgehen zu müſſen, bis der finſtere Mann ſeine Entlaſſung vom Amt des Lebens erhalten würde. Dann ſollten ſie ſeine Seele in Empfang nehmen, ſie an den Ort ihrer Beſtimmung befördern und nach Vollbringung dieſes gottgefälligen Werks in die Wohnungen des Friedens eingehen. Wie lang hatten ſie ſchon geharrt, und wie lang konnten ſie noch harren! Ach, die Raubthiere haben ein zähes Leben! Doch, ihre Erlöſung war näher, als ſie gedacht hatten. Die Stunde des finſteren Mannes hatte geſchlagen. Kein Menſch iſt bekanntlich ſeines eigenen Schickſals Herr, und

wär' er auch Herr des Schickſals von tauſend Anderen. So auch der finſtere Mann.

An dem Tage, von dem wir reden, hatte er im Eifer ſeiner Blutarbeit unterlaſſen, die „Rheiniſche Zeitung" zu leſen, was er ſonſt nie verſäumte, weil er von der Dreiſtigkeit dieſes Blattes fürchtete, daß es endlich gar einen Strahl der öffentlichen Beleuchtung in ſein Büreau werde fallen laſſen. Zu ſeiner Beruhigung wollte er nur die noch übrige halbe Stunde benutzen, um das Verſäumte nachzuholen. Kaum faßt er indeß das Blatt in die Hand, als ſein Blick auf folgende Anfangsſtelle eines Korreſpondenzartikels aus Berlin fällt: „Ein Schritt von unendlicher Wichtigkeit iſt in der Entwickelung unſeres Staatslebens geſchehen: Die Preſſe iſt frei, und die geheimen Conduitenliſten ſind abgeſchafft." — — Die Nachricht war leider eine Myſtifikation, wie der Korreſpondent am Schluſſe ſelbſt eingeſtand, aber ihre Wirkung war ſchrecklich. Todtenbleich läßt der finſtere Mann das Blatt aus der Hand fallen und von einem Starrkrampf gefeſſelt ſitzt er wie verſteinert (innerlich war er es längſt) auf ſeinem Arbeitsſeſſel. Schrecklich! Schrecklich! Die Uhr zeigt bereits 5 Minuten vor Zwölf. Der finſtere Mann kann nicht aufſtehen, kann nicht fortrennen, kann ſeinen geheimen Amts- und Kammerdiener nicht rufen. Fürchterliche Phantaſieen verwirren ſeinen Kopf. Alle geheime Dinte, die er vergoſſen, wird zu einem Meer von Blut, das raſch ſteigend ſchon ſein os sacrum umſpült. Seine Federn werden zu Dolchen und Lanzen, die drohend nach dem Ort gezückt ſind, wo er in ſeiner Jugend das Herz gehabt. Wieder iſt der Zeiger um eine Minute fortgerückt

— 4 Minuten vor Zwölf! Schrecklich! Schrecklich! Es iſt eine entſetzliche Lage, mit offenen Augen in den Niagarafall hinabzuſtürzen; entſetzlicher aber iſt es, mit offenen Augen in die Hölle zu fahren. Schon iſt das Blutmeer bis an ſeinen Nabel geſtiegen und hebt, ſtoßweiſe wallend, ihn von ſeinem Seſſel. Wieder eine Minute weiter, — 3 Minuten vor Zwölf! Hätte er doch die Macht, den unſeligen Zeitungsartikel bis zu Ende zu leſen, den rettenden Schluß zu leſen! Aber er iſt macht- und beſinnungslos, er iſt verfallen, ſeine Stunde iſt gekommen. Schon ſteigt ihm das Meer an die Bruſt und beengt ſeine Lungenflügel. Ha! Zwei Minuten vor Zwölf! Das Meer wird lebendig, es wimmelt von Blutigeln und Skorpionen, die ſich ſaugend und zwickend an ſeine Seiten legen. Mit gewaltiger Anſtrengung ſucht er ſich aus der Gefahr loszuringen, aber ſein Leib regt ſich nicht, nur ſeine Seele iſt in Bewegung. Der Zeiger der Uhr iſt an ſeiner vorletzten Station angelangt, — 1 Minute vor 12! Iſt denn keine Rettung mehr? Keine! Iſt denn kein Erbarmen mehr? Keins! Iſt denn kein Gefühl mehr? Keins! Iſt denn auch keine Gerechtigkeit mehr? Die Hülle und die Fülle! Wer nicht gerettet hat, der wird nicht gerettet; wer kein Erbarmen gehabt hat, erhält kein Erbarmen; wer kein Gefühl gezeigt hat, findet kein Gefühl; wer aber keine Gerechtigkeit gewollt hat, erhält ſie in Ueberfluß, denn Gerechtigkeit iſt das Ende aller Dinge. Doch ſieh'! das blutige Meer, das dem finſtern Mann ſchon das Kinn umſpülte, verläuft ſich, die Dolche und Lanzen ziehen ſich zurück, die Blutigel und Skorpionen verkriechen ſich in die Winkel. So iſt denn doch noch Rettung möglich? Keine!

Der Kopf des Verbrechers liegt auf der Guillotine, und das „Halt" des Richters hemmt nur darum den Arm des Henkers, um ihm zu ſagen, daß der Delinquent nicht ſollte geköpft, ſondern gerädert werden. Horch! Welch ein Raſcheln und Kratzen in den Aktenſchränken! Welch ein Wiſpern und Gleiten über das Papier! Welch modriger Geruch dringt aus den Fächern und Convoluten! Das Raſcheln wird immer lebhafter, der Geruch immer ſtärker! Die Seele des finſtern Mannes iſt am Gerinnen, es überläuft ſie eine Kälte, noch größer als ihre eigene, eine Kälte, wie ein Extract aus dem ganzen Nordpol. Wer wird denn am Eingang des heißeſten Orts der Welt eine ſolche Kälte fühlen! Pah! Die Uhr ſchlägt Zwölf, die Thüre des Verhängniſſes bricht klaffend entzwei, und herein ſtürmt der ganze Schwarm ſeiner Diener. Den finſtern Mann verläßt ſein Starrkrampf, er rafft ſich verzweifelnd auf und ſtürzt raſend der Thüre zu. Aber in demſelben Augenblick faſſen ihn tauſend gemordete Seelen, werfen ihn wüthend zu Boden und hängen ſich an den Zappelnden wie ein Termitenſchwarm auf eine Boa-Conſtrictor. Wer beſchreibt die Höllenſüßigkeit des Gefühls, womit die Seelen ihren Mörder faßten! Wir verſuchen es nicht und geben nur einen ſchwachen Begriff davon durch die Beſchreibung einiger jener Seelen, die er gemordet hatte.

Die zwei Seelen, welche ihr auf den Augenſtern des finſtern Mannes ſich feſtklammern ſeht, gehörten Männern, die ihm ſtets ein Dorn im Auge waren, weil ſie ihm zu feſt hineinſahen. Es war gewöhnt, daß jedes untergebene Auge ſich höchſtens bis zu ſeinen Füßen verſtieg und zwar nur mit einem bittenden Hundsblick, welcher ſagen zu wollen

ſchien: beglücke mich mit einem gnädigen Fußtritt! Wer ihm bis auf die Knice ſah, war dreiſt; wer den Blick bis zu ſeinem Nabel zu erheben wagte, war kühn, wer mit den Augen bis zu ſeiner Bruſt hinaufreichte, war frech; wer ihm aber gar in das Auge zu ſehen ſich unterſtand, war ein ſubordinationswidriger Verbrecher, der amtlich einen Kopf kleiner gemacht werden mußte.

Die Seele, welche ſich mit ihrem ſpitzigen Steiß auf ſeine Stirn ſetzt und ſie mit Füßen tritt, gehörte einem Mann, der ihm nicht bloß in das Auge, ſondern ſogar in die Seele geſehen hatte. Nichts iſt gefährlicher, als einem mächtigen Mann in die Seele zu ſehen, der keine hat. Die Mängel der Gewalthaber müſſen ein Grabgeheimniß ſein, und wer das Grab öffnet, hat das ſeines eigenen Glücks gegraben.

Die Seele, welche ſich in ſeinem linken Ohr wie ein Ohrwurm anſiedelt, gehörte früher ſeinem Kammerdiener, der an unerfüllter Hoffnung auf eine Aktuarſtelle geſtorben iſt. Der finſtere Mann hatte zur Zeit eine ſehr hübſche Köchin, die er, nach geſchehener Kenntnißnahme, „wünſchte ad acta" gebracht zu ſehen. Dem, der dies Kunſtſtück vollbrächte, war eine Aktuarſtelle zugedacht. Der Kammerdiener hatte das gemerkt. Er benutzte daher einen günſtigen Augenblick unter ſechs Augen und warf ſein linkes Auge ehrerbietigſt auf die Köchin und das rechte ſubmiſſeſt auf den Herrn; der Herr verſtand ſeinen Dienſteifer und warf das linke Auge gnädigſt auf den Kammerdiener und das rechte auf den Aktuarpoſten. Darauf folgte eine Hochzeit und bald nachher eine Kindtaufe, aber kein Aktuarpoſten, denn dieſer war dem Leibdiener verſprochen,

welcher die Kammerjungfer geheirathet hatte. Die Seele des Leibdieners ſeht ihr im rechten Ohr.

Auf dem Tiſche ſeht ihr eine Menge von Seelen eifrig beſchäftigt, das Ordenskreuz des finſtern Mannes an der Lampe glühend zu machen. Wer ſind ſie, und was wollen ſie? Es ſind ehemalige „Unterthanen", die der finſtere Mann gedrückt und gepreßt, deren Leiden er ſeinen Orden zu verdanken hat. Sie wollen ihm das Ordenskreuz als Brandmahl auf die Stirne brennen und ihn mit dieſer Auszeichnung in die Hölle fahren laſſen.

Seine Naſe haben ſich ein paar andere Seelen zum geheimen Gemach auserkoren. Es ſind ſolche, die er mit Hülfe ſeiner Spürnaſe zur Zeit verrathen hat, als er ſich durch den Koth der Spionerie den Weg zu ſeinem jetzigen Poſten bahnte.

Dieſe Liſte reicht hin, um einen Begriff von den tauſend Seelen zu geben, die ſich jetzt verſammelt hatten, um ihren Peiniger an den Ort ſeiner künftigen Beſtimmung zu geleiten.

Als er ſich unter der Gewalt dieſer Rachegeiſter fühlte, zitterte und zuckte der Büreaukrat bis in die Hühneraugen ſeiner kleinen Zehe. Er gerann hundertmal und löſte ſich hundertmal wieder auf, um von Neuem zu gerinnen. Er war ſo durch und durch Entſetzen und Angſt, daß ſelbſt diejenigen, die ſie ihm bereiteten, faſt davon angeſteckt wurden. Als der Teufel durch telegraphiſche Depeſche von ſeiner bevorſtehenden Ankunft unterrichtet war, ließ er ſeine ſechs Leibdrachen anſpannen und fuhr ihm bis an den Eingang der Hölle entgegen. Sein Empfang und ſein ferneres Loos war der Art, daß ſelbſt Dante es nicht hätte ſchildern

können, und wie sollten wir es? Nur können wir noch seine größte Qual berichten, sie besteht darin, daß in der Hölle Alles öffentlich ist, sogar die Konduite.

Als der Büreaukrat gestorben war, vergoß seine Frau mehrere Thränen. Es waren indeß nur Freudenthränen. Warum sollte sie auch traurig sein? Erhielt sie doch jetzt eine hohe Wittwenpension, ohne Wittwe zu sein, denn die Glückliche hatte Männer im Vorrath und unter ihnen sogar einen Prinzen.

Der Tod des finstern Mannes erregte sonst allgemeines Bedauern, weil er nämlich so spät erst erfolgte. Sein irdischer Ueberrest wurde in einem schwarzen Sarg begraben, der die Gestalt eines Dintenfasses hatte. Bei seinem Begräbniß fanden sich alle seine ehemaligen Untergebenen ein, um sich nämlich zu überzeugen, daß er nicht scheintodt war, und ein Dankgebet zu beten, daß er endlich zu seinen Vätern versammelt wurde. Zu seinen Vätern sagen wir, denn der Mann hatte mehr Väter, als andere Leute.

Was sagt ihr zu dieser Geschichte? Ist es nicht ein schreckliches Loos, als Büreaukrat zu sterben? Es gewährt unserm christlichen Gefühl eine Beruhigung, euch sagen zu können, daß der Büreaukrat, der an seinem Schreibtisch beim Anfertigen geheimer Conduitenlisten eingeschlafen war, die ganze Geschichte nur geträumt hatte. Was glaubt ihr, daß er gethan, als er erwachte? Glaubt ihr etwa, er habe seinen Abschied genommen und im Stillen Buße gethan? Weit gefehlt! Ein Büreaukrat ist unverbesserlich! Er setzte sich sofort am Schreibtisch zurecht, um zehn Untergebene und zwanzig „Unterthanen" unglücklich zu machen.

III.

Geheimer Bericht des geheimen Polizeiraths Hehahoquang an den chineſiſchen Polizeiminiſter Peng-Peng.

Von den Engländern in Canton aufgefunden und frei aus dem Chineſiſchen überſetzt vom Herausgeber.

Canton, im 50,000. Jahr der göttlichen Sonnenfinsterniß.

Wodurch habe ich in Niedrigkeit ersterbende Kreatur verdient, der Auserkorene des Himmels zu sein? Ich muß verzichten auf das künftige Leben, weil der Himmel mir all mein Glück schon in diesem zutheilt. Mein Glück hängt an den Augenwimpern Seiner Majestät und Eurer Excellenz, und es wird mir jetzt wieder gelingen, diese erhabene Augenwimper wie den Strahl einer freundlichen Sonne auf mich herabzuziehen. Daß dieser Bericht so schnell auf den vorhergehenden folgt, wird Eure Excellenz schon auf die Wichtigkeit der Entdeckungen, die ich zu melden habe, vorbereiten. Ich habe dabei mit besonderer Genugthuung anzuerkennen, daß Ew. Excellenz die geheime Polizei abgeschafft und dafür die geheimen Berichterstatter eingeführt haben, denn mein gehobenes Selbstgefühl ist ein Sporn, der mich zu weit wichtigeren Resultaten hingetrieben hat, als die frühere Qualität des Polizeispions. Ich versichere Ew. Excellenz bei meinem Dienst-

eid, daß ſich das Volk bei meiner jetzigen Qualität noch ſchlechter ſteht, als früher.

Daß die Kirche in größter Gefahr geſchwebt hat, iſt Ew. Excellenz bereits bekannt. Als neuen Beleg habe ich noch anzuführen, daß ich zu Futſheu, wo ich Abends in einer Reſtauration einkehrte, vor dem Hausbilde des guten und böſen Geiſtes nur eine einzige Räucherkerze angezündet fand. Ich habe den Wirth ſofort verhaften und durch die Polizei bei ſchwerer Strafe befehlen laſſen, vor dem Hausbilde in jeder Wohnung bei Sonnenuntergang drei Kerzen anzuzünden. Seit dieſer Zeit hat die religiöſe Geſinnung wieder tiefe Wurzeln geſchlagen, und die Kirche ſteht feſter, als je.

Nicht geringerer Gefahr indeß, als die Kirche, iſt der Staat ausgeſetzt. Ich zittere, indem ich niederſchreibe, was ich in Erfahrung gebracht habe. Zuerſt wendete ich mich nach der Provinz Ting-Ting, welche ich ſtets als die gefährlichſte bezeichnet habe. Dort fand ich den revolutionären Zunder bis zu einer ungeahnten Höhe aufgehäuft. Es iſt dort bereits ſo weit gekommen, daß ſich ein geheimer Verein gebildet hat, welcher nichts Geringeres bezweckt, als, eine Kürzung der Zöpfe einzuführen. Man hat es auf eine förmliche Umkehrung des Beſtehenden abgeſehen, denn, wie bisher die Länge, ſo ſoll dort hinfüro die Kürze der Zöpfe ein Vorzug ſein. Die Mitglieder des Vereins haben ſich verſchworen, ihre Zöpfe um einen halben Zoll kürzer zu tragen, als bisher, und man weiß, daß dies nur der Weg zur gänzlichen Abſchaffung des erſten und unentbehrlichſten Attributs eines getreuen Unterthans iſt. Um dieſem Unweſen einſtweilen kräftig zu ſteuern,

habe ich die Mitglieder des Vereins auf ſo lange Zeit einſperren laſſen, bis ihre Zöpfe wieder zur normalen Länge angewachſen ſind. Ich fürchte indeß, daß dies nur ein Palliativmittel ſein wird. Um das Uebel gründlich zu heilen, wüßte ich kein geeigneteres Mittel, als daß Se. Majeſtät die Provinz Ting-Ting mit einer Rundreiſe beglückten. Wir würden bei dieſer Gelegenheit alle Mittel unſerer Staatskunſt in Bewegung ſetzen, um die Unterthanen in den Jubel der alten Loyalität zurückzubringen, und ihre Köpfe würden auf lange Zeit keinen Raum mehr für andere Dinge haben, als für die Alles erfüllende und Alles heilende Liebe zu Sr. Majeſtät, jene Liebe, welche die Einen ſichert, indem ſie die Andern beruhigt, und jeden Keim der Unzufriedenheit mit ihrem geheiligten Fuße zertritt. Ueberhaupt dürfte Se. Maj. öfter zu Rundreiſen zu veranlaſſen ſein, ſofern man nämlich verſichert iſt, daß Se. Maj. ſich nicht in Ihrer Güte durch die Entſtellungen der Feinde des Beſtehenden zu etwas Anderem bewegen laſſen, als zu Ausdrücken der Huld über die loyale Konſervation der Zöpfe.

Sollte übrigens die bloße Liebe zu Sr. Majeſtät nicht von ſelbſt nachhaltig genug wirken, ſo unterſtützt man ſie durch Handlungen. Da es indeß offenbar Gefahr droht, Handlungen im Geiſte der Unruheſtifter und Neuerer zu begehen, welche immer von Voranſchreiten ſprechen, ſo ſchreitet man im Einen oder Andern ein paar Schritte zurück und dann, aus Liebe zu den Unterthanen, wieder ein paar Schritte vorwärts. Auf dieſe Weiſe huldigt man dem Fortſchritt und bleibt doch auf dem Punkt ſtehen, worauf man ſtand.

Ich erlaube mir unterthänigst, mich näher zu erklären. Man läßt entweder gerüchtweise oder durch wirkliche Propositionen einen auffallenden Rückschritt in untergeordnetern, nicht allgemein eingreifenden Dingen (weil das Experiment in wichtigen Dingen bedenklich wäre) dem Volk ankündigen und die öffentliche Meinung sich mit einiger Freiheit darüber hermachen. Man macht z. B. das Volk darauf gefaßt, daß nächstens auf den Universitäten Stockprügel eingeführt werden sollen. Die öffentliche Besprechung wird sich nun sofort im gutmüthigsten Diensteifer daran machen, Monate lang mit dem größten Aufwand von Gründen und wohlmeinenden Redensarten zu beweisen, daß die Stockprügel sich mit dem Begriff von Hochschulen nicht wohl vertragen dürften. Nachdem der Knochen rein abgenagt ist, läßt die Regierung dem Volk verkündigen, entweder, daß die Absicht, die Stockprügel auf den Universitäten einzuführen, niemals bestanden, oder daß Se. Maj. in huldvoller Berücksichtigung der Wünsche des Volks die Maßregel verhindert habe. Auf diese Weise wird die Liebe zu Sr. Maj. auf's Neue befestigt und das Volk auf's Neue beglückt. Es feiert einen Triumph der öffentlichen Meinung, ohne etwas dadurch erlangt zu haben, und tröstet sich damit, daß es, wenn es auch seine Kühnheit nicht bis auf sogenannte Rechte ausdehnen dürfe, doch in der öffentlichen Meinung eine Macht besitze, die sogar den Stock von den Universitäten fern gehalten habe. Hat es diesen Trost wieder verzehrt, so beginnet man das nämliche Experiment mit einer andern Maßregel und baunt auf diese Weise den Geist der Unzufriedenheit bis an das Ende der Tage. Doch nun zu den Gegenständen meines Berichts zurück.

Nachdem ich mich kaum von meinem Schrecken über die Verschwörung des Zopfvereins erholt hatte, mußte ich die Entdeckung einer zweiten machen, die uns noch mit weit größerer Gefahr bedroht. Gott! welch ein schweres Amt ist doch das Amt des Regierens! Die Verschwörung, von der ich rede, ist sogar eine unterirdische! Sämmtliche Bergleute des Landes nämlich haben sich verschworen, den Staat zu unterminiren und in die Luft zu sprengen. Mir schaudert! Ich bin unter der Maske des Naturforschers mit Lebensgefahr in mehrere Bergwerke hinabgestiegen und habe mit eigenen Ohren die Kollusion der Hämmer gehört, wodurch man sich über den schrecklichen Plan untereinander in Rapport setzt. Was ist zu thun? Soll man die Ungeheuer unter den Trümmern ihrer Höhlen begraben? Soll man den Jang-Tsee und Hoang-Ho hineinleiten und sie alle mit einander ersäufen? Ich weiß keinen Rath mehr, und ich warte in peinigender Ungeduld mit meinen Maßregeln bis auf fernere Befehle Ew. Exc.

Den allergrößten Schrecken erlebte ich hier in Canton. Als ich hier angelangt war, setzte ich nach Gewohnheit mein Gesicht zurecht, um die Luft einzuziehen. Sogleich säuselte meiner Nase, die Ew. Exc. so schmeichelhaft die geheime Wünschelruthe der öffentlichen Wohlfahrt zu nennen geruhten, ein geheimes Lüftchen zu, daß ich sie putzen solle. Ich putzte sie mit dem Schweißtuch meines Diensteifers, und alsobald roch ich an einem Hause in der Nähe des Hafens einen auffallenden Geruch, der mich stutzen machte. Es lag etwas Verderblichneues, etwas Gespensterhaftgefährliches, kurz etwas Europäisches in dem Ge-

ruch, das mein loyales Nervensyſtem ſofort in die ſchrecklichſte Apprehenſion verſetzte. Ich verfolgte ihn indeß mit der ſtandhafteſten Selbſtaufopferung, und endlich leitete er mich oben im vierten Stock in die Taſche eines Studenten, ſage eines Studenten, der kürzlich vom Militär entlaſſen worden war und ſich jetzt mit aller Wuth auf das Schriftſtellern geworfen hatte, wobei er häufig Verkehr mit den Europäern trieb. Ohne dieſes hätte der Verruchte in unſerm himmliſchen Reich, unter dem „Glanz der Vernunft und der Sonne der ſehr reinen Dynaſtie", niemals dahin gelangen können, ſolche hölliſche Dinge zu ſchreiben, wie das Papier enthält, das ich in ſeiner Taſche fand. Ich wünſchte dieſes Machwerk, dieſes Giftgewächs, dieſes Schlangenneſt, das eben durch die Verruchtheit ſeines Inhalts ein unbezahlbarer Schatz für Ew. Exc. iſt, ſofort überſenden zu können. O! könnte ich es mit dem Drachenblut des Verfaſſers zuſiegeln und ſeinen abgeſchlagenen zopfloſen Kopf als Petſchaft darauf drücken! Doch der Sicherheit halber muß ich das Kleinod der Hölle perſönlich zu den Füßen Ew. Exc. legen. Was aber den jungen Menſchen oder vielmehr Teufel betrifft, ſo muß ich ihn, weil er viel Freunde hat und bei einem auffallenden Schritt leicht auf einem europäiſchen Schiff entwiſchen könnte, heimlich und allmählich wie einen Seidenwurm einſpinnen. Auch dürfen die Mitſchuldigen nicht verſcheucht werden. Einſtweilen mag unſer ſüßes geheimes Tribunal ſchon das Nöthige vorbereiten, denn für einen ſolchen Verbrecher, wie ich zu entdecken das Glück gehabt habe, ſind die alten Maſchinen nicht hinreichend. O! es waren ſtets zwei Dinge, worauf ich Ew. Exc. aufmerkſam zu machen beſtrebt geweſen bin, nämlich der Ver-

kehr mit dem Ausland und die Schriftſteller, insbeſondere die Letzteren. Sie ſind von jeher die Erbfeinde der Reichswohlfahrt und Sr. Majeſtät geweſen. Während die ſtrahlende See unſeres himmliſchen Reichs in ruhiger, lautloſer Feier um die erhabene Throninſel Sr. Majeſtät lag, waren es immer die Schriftſteller, die ihre unruhigen Köpfe aus dem Waſſer ſtreckten, aufrühreriſches Geſchrei erhoben und mit den aufgeregten Wellen Krabben und allerlei giftiges Ungeziefer an den heiligen Fußſchemel der Majeſtät ſchwemmten. Auch jetzt war ein ſolches Ungeheuer im Begriff, ſich zu erheben, eins der gefährlichſten, die je erſchienen ſind. Der Himmel hatte für mich das unausſprechliche Glück beſtimmt, der Beſtie (salva venia) noch bei Zeiten den Rachen zu ſchließen. Urtheilen Ew. Exc. aus folgender Probe, was von jenem Ungethüm zu erwarten ſtand:

„Mechanik. Drittes Kapitel."

„Der Soldat."

„Die künſtlichſte, bewunderungswürdigſte Maſchine, die jemals der menſchliche Erfindungs-Geiſt zu Stande gebracht, iſt der Soldat des ſtehenden Heeres im himmliſchen Reich. Ein Bajonet an einem Gewehr befeſtigt, das Gewehr an einem Arm befeſtigt, den Arm an einer menſchenähnlichen Figur befeſtigt und die Figur auf zwei geſtreckten Beinen befeſtigt — ſo ſteht die Maſchine anſcheinend leblos da. Setzt ihm eine Weſpe auf die Naſe, er wird ſich nicht rühren, um ſie wegzujagen, er wird ſich ruhig ſtechen laſſen für den uniformlichen Dienſt, in welchem er unter dem Gewehr ſteht. Gebt ihm Rhabarber ein, daß er

Bauchkrümmen bekommt, er wird ſich nicht krümmen vor Schmerz, denn ſein Schmerz gehört nicht zum uniförmlichen Dienſt. Führt ſeine Geliebte, ſein Weib an ihm vorüber, ſchlagt ſie, beſchimpft ſie, entehrt ſie, er wird nicht auf euch losrennen, ihr habt keine Gefahr vor ſeinem großen, ſpitzigen Gewehr, denn er trägt es nur für den uniförmlichen Dienſt, mit dem ſein Weib nichts zu ſchaffen hat. Zeigt ihm ſein geraubtes Kind, er wird euch nicht daran hindern, er wird nicht aus dem Glied treten, wenn er ein guter Soldat iſt, denn er duldet Alles, Alles im uniförmlichen Dienſt. Wenn er ein Muſterſoldat iſt, ſo hat er ſogar keine Thränen für ſein brennendes Auge, er könnte ſein Lederzeug dadurch beſchmutzen. Oeffnete ſich der Himmel über ihm, und der Herrſcher der Welt winkte ihm mit flammendem Finger, vor ihn zu treten, er würde dem Befehl nicht Folge leiſten, wenn ihn ſein Compagniechef nicht beurlaubt hätte. Wie würdet ihr nun aber erſt erſtaunen, wenn ihr dieſe lebloſe Maſchine, die ſonſt für nichts in der Welt Willen und Gefühl hat, auf ein bloßes Wörtchen ſich wie eine Drathpuppe rechts und links herumwerfen, wenn ihr eine Reihe ſolcher Maſchinen auf ein bloßes Wörtchen wie eine ſchnurgrade Mauer dahermarſchiren, plötzlich wie eingewurzelt ſtilleſtehen, die Gewehre taktmäßig auf- und abnehmen und ſogar einen Menſchen, der weder ihre Weiber entehrt, noch ihre Kinder gewürgt, ſondern nur ſeinen rechten Arm in den linken Aermel ſeiner Uniform geſteckt hat, todtſchießen ſähet!

„Und aus welchem gewaltigen Munde kommt jenes belebende und tödtende Wörtchen? Iſt es von der Art jenes Wortes, das da rief: es werde Licht!?“

Nein, mit dem Licht hat es nichts zu ſchaffen, es iſt blos das Commando eines Unterofficiers.

„Und dieſer Unterofficier?“

Iſt ein perſonificirter Kriegsartikel und ebenfalls eine Maſchine.

„Und wer belebt ihn?“

Wieder eine Maſchine, und dieſe Maſchine wird wieder von einer höheren Maſchine getrieben, und ſo geht es fort bis hinauf zum Kaiſer, der unumſchränkter Herr und Maſchiniſt der ganzen, großen, willenloſen Maſchine iſt.

„Wozu dient die Maſchine?“

Nicht zum Kriegführen, denn wir haben jetzt keine Feinde zu bekämpfen. *)

„Wozu denn?“

Um Frieden zu halten.

„Zwiſchen wem?“

Zwiſchen dem Kaiſer und ſeinen Unterthanen.

„Stehen die denn auf dem Kriegsfuß mit einander?“

Heimlich, ja. Die zweihundert Millionen Unterthanen nämlich behaupten, der Kaiſer ſei ihr Eigenthum, und der Kaiſer behauptet, die zweihundert Millionen Unterthanen ſeien ſein Eigenthum.

„Aber nun der Soldat des ſtehenden Heeres, was ſagt der dazu?“

Er ſagt nichts.

„Warum nicht?“

---

*) Das Schreiben rührt augenſcheinlich aus einer Zeit vor der engliſchen Expedition her.

Anm. d. Ueberſ.

Weil es ihm nicht commandirt wird. Er muß nicht bloß Alles unterlaſſen, was verboten wird, ſondern er darf auch nichts Anderes thun, als was befohlen wird.

„Aber kann er denn gar nichts ſagen?“

Ja wohl, er kann ſagen: Hurrah, es lebe der Kaiſer!

„Wie? Warum ſagt er denn das?“

Weil es ihm commandirt wird. Er hat den Kaiſer nie geſehen, nie gehört, nie mit ihm geſprochen, hat nie etwas Gutes von ihm erhalten, kennt ihn durch nichts Anderes, als durch das Commando, welches ihn von ſeinem Weib, ſeinen hungernden Kindern hinwegreißt, ihn ſelbſt Hunger und Durſt leiden lehrt, ihm Prügel und Arreſt gibt, welches ihm die Gedanken, den Willen, die Freiheit, kurzum die Menſchheit auszieht, ſobald es ihm die Uniform angezogen hat, und dennoch trägt er das Bild des Kaiſers wie das einer Geliebten in der enthuſiaſtiſchen Bruſt und läßt ſich in Strapazen und Tod jagen für den heißgeliebten, angebeteten Kaiſer.

„Woher rührt denn dieſer ſeltſame Enthuſiasmus?“

Er wird bloß commandirt.

„Aber wem es nun nicht gegeben iſt, ſich dieſen commandirten Enthuſiasmus, dieſe Liebe der Furcht anzueignen?“

Der wird verdächtig gemacht und dann entweder aus dem Lande gejagt, oder eingeſperrt, oder geköpft.

„Wäre dies Köpfen nicht allgemein anzurathen? Denn da der Soldat nichts weiter nöthig hat, als Beine, um zu laufen, Arme, um das Gewehr zu tragen, und einen Mund, um zu rufen: Hurrah, es lebe der Kaiſer! ſo wäre es doch zur Vereinfachung der Maſchine zweckmäßig,

wenn man den Oberkopf nebſt den anderen überflüßigen Theilen wegſchnittte."

Eigentlich wohl. Aber man muß ihm doch wenigſtens noch einen Behälter laſſen, worin er das Herz trägt, wenn man's ihm nicht allenfalls in den Torniſter, oder in die Patrontaſche ſtecken will.

„Was ſoll er denn mit dem Herzen?"

Darin bewahrt er außer dem Enthuſiasmus und der Hingebung für ſeinen Kaiſer noch die Liebe zum Vaterland.

„Hat denn der Soldat auch ein Vaterland? Und wo iſt das?"

Es iſt da, wo ſeine Brüder, die Unterthanen des Kaiſers ſind.

„Aber ſeinen Brüdern ſteht er ja als Feind gegenüber, er frißt ja, indem er ſie gefangen hält, ihren Schweiß, den Schweiß ſeiner eigenen Familie mit auf?"

Nun, ſo iſt denn ſein Kaiſer auch zugleich ſein Vaterland. — Armer Soldat!"

Von dieſem bloßen Nägel einer Klaue kann Ew. Exc. auf das ganze Thier ſchließen, das ich mitbringen werde. Wenn der große Lama in aller Glorie auf die Straße träte, und ein Menſch ohne Nägel ſchnitte ihm den Zopf ab, ſo wäre das ein bloßer Scherz gegen den Frevel, den jener Schriftſteller an der Heiligkeit Sr. Majeſtät begangen. Aber, wie geſagt, dieſem infernaliſchen Geſchlecht der Schriftſteller iſt keine Majeſtät heilig, kein Verbrechen groß genug. Ohne ſie wäre das Reich immer ruhig, das Re-

gieren immer süß. Sie sind gefährlichere Feinde, als Tartaren und Mongolen. Sie machen das göttliche Recht der Majestät über die Unterthanen zu einer läppischen menschlichen Pflicht gegen die sogenannten Bürger, den Thron machen sie zu einem Arbeitssessel und das Volk machen sie eigenmächtig im Denken, was die Mongolen nicht thun. In ihrer Unersättlichkeit reicht ihnen die unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät nicht hin, nein, sie brüten in ihrer verderbten Phantasie Begriffe von sogenannten Rechten aus, woran unsere Staatsweisheit nie gedacht hat. Rechte! es ist mir, als hörte ich den Pfennig, den ich ausgebe, ein Recht geltend machen, zu fragen, wofür ich ihn ausgebe. Der Giftkopf, den ich einspinnen werde, sagt sogar unter Anderem, Se. Majestät gehöre zu den übrigen Menschen, sage: zu den Menschen, und dürfe nichts sein, als Verwalter des Staats, der Staat aber nichts, als eine nach dem Gesammtwillen seiner Glieder geregelte Gemeinschaft freier Bürger. Kann man denn den Frevel und Unsinn zugleich weiter treiben? Sind seine Majestät z. B. von einem solchen Menschen nicht eben so sehr verschieden, wie z. B. ein Bajonet von einer Gänsefeder? Doch wozu Widerlegungen? Ich freue mich auf die Maschinen unseres süßen geheimen Tribunals, durch die unser „Mechaniker" eines Besseren belehrt werden wird.

Indem ich nun Euerer Exc. in tiefster Unterwürfigkeit Bericht erstatte über meine wichtige Entdeckung, wage ich zugleich, ein Mittel vorzuschlagen, wie diese gefährlichsten Feinde des Thrones und des Volks, deren Einer in meine glückliche Hand gefallen ist, am Sichersten und Wirksamsten zu bekämpfen wären.

Die bis jetzt gebräuchliche Bücherquarantaine oder Censur, wie man sie auf mongolisch nennt, scheint mir noch nicht ganz zweckmäßig, da sie bei der Leichtigkeit des Druckens in dem Reich Sr. Majestät und durch heimliche Verbreitung der Schriften unschwer umgangen werden kann. Wie mir scheint, müssen die federbewaffneten, allem Militairischen fremden und feindseligen Feinde Sr. Majestät ächt militairisch aufgerieben werden. Ich meine damit nicht ein allgemeines Todtschießen und Kopfabschneiden, denn der Kopf ist den Menschen immer das Liebste, und wenn man die Köpfe gar zu sehr in Gefahr brächte, könnten leicht die Arme in Bewegung gerathen. Nein, mein Rath geht dahin, schrittweise, ohne auffallende Gewalt, unmerklich, mit stillfortschreitender Wirksamkeit, aber um so sicherer gegen sie zu Werke zu gehen, nämlich, ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Ihre Zufuhr besteht in Federn und Papier, und wenn sie die verloren, vergeht ihnen das Schreiben von selbst, wie der Hummel das Stechen, wenn man ihr den Stachel ausgezogen. Ich glaube sogar, daß man ihnen die Gedanken nimmt, wenn man ihnen die Mittel nimmt, sie auszudrücken. Um ihnen nun aber diese Mittel, Papier und Federn, zu entziehen, schlägt meine unmaßgebende Devotion folgendes Mittel vor, das mein besorgter Eifer für seine Majestät ersonnen:

1) Das Papier wird von Lumpen gemacht. Deßhalb muß Se. Majestät zuvörderst alle Lumpen auf Höchstihre Seite zu bringen suchen.

2) Sollten alsdann in Ermanglung der Lumpen die Esel und ihre Felle wieder in die Mode zu kommen drohen, so müßte Se. Majestät die Esel ebenfalls auf Höchstihre

Seite ziehen. Ausrotten würde ich dieſe Thiere nicht, weil ſie nächſt dem Kameel die nationalſten Laſtthiere ſind, und man nicht weiß, wozu man ſie noch einmal gebrauchen kann.

3) Das gefährlichſte, ſchädlichſte Inſtrument in der Welt iſt die Feder, der eigentliche Stachel jener Hummeln. Sie dient als Schwert und Dolch, als Prügel und Peitſche, als Nagel und Hammer, als Raſirmeſſer und Scheere, ſie dient ſogar als brennende Kerze, die, wenn ſie nicht bei Zeiten ausgelöſcht wird, in die innerſten Geheimniſſe des Herzens wie der Politik, des Boudoirs wie des Kabinets leuchtet. Obſchon ich eine Kanone nicht gern ſehe, wenn ſie mir das Geſicht zuwendet, ſo ſeh' ich ſie doch lieber, als eine Feder. Denn die Kanonen ſind meiſt in unſerm Dienſt, und dienen ſie einem Andern, ſo iſt es noch ungewiß, ob man von ihnen getroffen wird, und man kann ſich vorſehen. Aber bei einer gut geladenen Feder iſt das Alles nicht der Fall, wenn man nicht das Losſchießen verhindert. Vor dem ungehinderten Schuß, Stich, Hieb und Licht einer Feder ſchützt weder Feſtung, noch Leibwache, weder Mauer, noch Fenſterlade. Und was das Schlimmſte iſt, ſie ſticht und leuchtet nicht blos für heute und morgen, ſondern für die ganze Zukunft. Um dies gefahrdrohende Inſtrument, das Sr. Majeſtät ſogar die Nachtruhe raubt, los zu werden, muß man — das Thier vernichten, das es in die Welt bringt. Bei der Menge von Enten, die bekanntlich das Reich erzeugt, können wir nichts in der Welt leichter entbehren, als die Gänſe. Es fragt ſich nur, wie man ſie am Sicherſten und ohne den Zweck zu verrathen aus dem Wege ſchafft. Ich ſchlage vor, daß Se. Majeſtät durch Höchſtihren Hausminiſter im ganzen

Reich verkündigen laſſen, Ihr Leibarzt habe Ihnen zur Befeſtigung Höchſtihrer Geſundheit verordnet, während eines ganzen Jahres nichts zu eſſen, als Straßburger Gänſeleberpaſteten. Um nun den Bedarf herbeizuſchaffen, müßten an einem beſtimmten Tage alle Gänſe des Reichs als eine extraordinaire Steuer zuſammengetrieben und abgeliefert werden. Gewiß wird Jeder, der im Beſitz einer Gans iſt, ſie freudig zur Erhaltung eines ſo koſtbaren Lebens hergeben. Pro forma ſchneidet man die Lebern heraus und ſchickt ſie in die Reſidenz; die Federn aber werden heimlich vernichtet. Sollte ſich jedoch ergeben, daß eine ſolche allgemeine Gänſeconſcription nicht den erwünſchten Erfolg hätte, ſo bringt man das ſüße ſtehende Heer auf die Beine und läßt durch dasſelbe an einem feſtgeſetzten Tage eine allgemeine Gänſejagd veranſtalten. Um des Erfolges um ſo gewiſſer zu ſein, ſetzt man den Soldaten für jede Leber den Gänſerumpf als Preis aus. Da ſie das Fleiſcheſſen, als welches rebelliſch macht, nicht gewöhnt ſind, wird ſolch ein ſeltner Leckerbiſſen zu ihrem Commisbrod ein mächtiger Sporn für ſie ſein. Vernichtung den Schriftſtellern und Tod ihren Helferinnen, den Gänſen! Dieſe Gänſe! Mir däucht, man ſieht den Beſtien den revolutionairen Charakter an. In Europa ſoll es ein Land geben, Pommern genannt, wo die Gänſe wie die Menſchen im höchſten Grade revolutionäre Geſinnungen haben, wo man ſogar die Gänſebrüſte räuchert und nach allen Gegenden verſendet, um durch dieſe eßbare Propaganda das Gift des ſogenannten Liberalismus zu verbreiten. Welche Verſchmitztheit! Und wir ſollten die Federn noch dulden? Ich kann keine Gans mehr ſehen, ſeitdem ich die ganze Größe der Gefahr kennen gelernt,

die ein einziger Gänseflügel für Se. Majestät herbeiführen kann. Ich schlafe sogar jetzt auf Stroh, obschon die Bettfedern nicht zum Schreiben gebraucht werden. O! mit welcher Sehnsucht sehe ich dem Tag entgegen, an dem ich die letzte Feder aus dem Flügel der letzten Gans Ew. Exc. überreichen werde mit der Bitte, sie zum Lohn für meinen Eifer mir als einen neuen Orden neben meine Pfauenfeder zu befestigen und mich zum Großmeister des Gänsefederordens zu machen! Ich möchte sogar vorschlagen, wie Timur Siegesthürme von Menschenschädeln errichten ließ, also eine große Trophäe von Gänseschädeln zu errichten und zwar dieselbe zugleich so zu bauen, daß man sie als Gefängniß benutzen könnte. Die Schriftsteller des Reichs würde ich dann bei der ersten Veranlassung im Interesse der öffentlichen Sicherheit durch Kabinetsbefehl in Untersuchung verstricken und vorläufig auf Lebenszeit zum Untersuchungsarrest in dem Gänsekopf-Gefängniß verurtheilen, wobei ich als tägliche Kost für die Arrestanten Gänsebraten vorschlage, der ihnen wie Gift und Galle schmecken würde. O heilige Majestät! Mein Kaiser, mein Gott; mein Schöpfer, mein Vernichter! Möchte Se. Majestät durch Ew. Exc. bewogen werden, unsern Triumph auf diese herrliche Art zu feiern! Ich will mich gern zum Gefangenwärter erniedrigen, wenn ich nur für Se. Majestät die Wonne genießen kann, um die stachellosen Hummeln herumzuschwärmen, ihr ohnmächtiges Gesumme zu belauschen, mich an ihrem süßen Ingrimme zu laben und ihre Honigblasen in Gallsäcke zu verwandeln.

Was den andern Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit, den Verkehr mit dem Ausland, betrifft, so gedenke

ich gegen dieſe Peſt nächſtens ein eben ſo wirkſames Mittel als gegen das Unweſen der Schriftſteller, nämlich ein geiſtiges Continentalſyſtem mittelſt geiſtdichten Juchtenleders in Vorſchlag zu bringen.

Schließlich zeige ich Ew. Exc. noch unterthänigſt an, daß ich mich nächſtens verheirathen werde und lege hiermit die Gedanken der Kinder, die ich mit meiner einſtigen Frau zu erzeugen hoffe, zu den heiligen Füßen Sr. Majeſtät.

Der ich in Fußfälligkeit und Niedrigkeit erſterbe
und vergehe

Hehahoquang.

Aus einem fernern Bericht.

— Da ich nun, nachdem mir das Ungeheuer entwischt ist, nicht mehr würdig bin, die Sohlen Sr. Maj. und Ew. Exc. zu küssen, werde ich mit gebrochenem Herzen das himmlische Reich verlassen und Dienste in Teutschland suchen.

Hehahoquang.

IV.

Holländiſche Liebe.

Niemand in der Welt iſt mehr verleumdet worden, als die Holländer und ihr Nationalcharakter. Der Grund liegt aber nicht immer im böſen Willen, er liegt hauptſächlich in dem Unvermögen, die Holländer zu verſtehen und zu begreifen. Ich ſelbſt habe meinen Theil zu jener Verleumdung beigetragen; nachdem mir aber die Erkenntniß über mein Unrecht aufgegangen, ziehe ich bußfertig die Börſe meiner Schuld, um es wieder gut zu machen.

Die Holländer ſind die Hellenen unter den Germanen. Mancher wird einwenden, das ſei zu viel geſagt. Der Beweis vom Gegentheil iſt nicht ſchwer. Worin beſtand im Grunde die ſtärkſte und ſiegendſte Eigenſchaft der Hellenen? In der ungetrübten Objectivität ihrer Anſchauungen neben reinmenſchlicher Subjectivität des Begehrens und in der Befreiung von aller abſchwächenden Sentimentalität neben der größten Empfänglichkeit des Gefühls. Nur aus dieſen Eigenſchaften konnte ſich jene

Harmonie der Exiſtenz bilden, welche von innerer Zerriſſenheit eben ſo wenig wußte, als von äußerer Bedenklichkeit im Verhalten zu der ewigen Natur. **Die Griechen genirten ſich trotz aller Kultur nicht vor der Natur**; darin lag das Hauptgeheimniß ihrer glücklichen Exiſtenz.

Und die Holländer? Wer ſie kennt, dem wird das griechiſche Geheimniß plötzlich in germaniſcher Geſtalt vor die Augen treten. Die Holländer ſind objectiv wie die Griechen, und ſie geniren ſich noch weniger vor der Natur, als ihr Vorbild. Sie ſetzen ſich mit dem Leben in Uebereinſtimmung, indem ſie es ohne Scheu ganz in ſich aufnehmen, und benutzen unbefangen Alles als Object, was z. B. die ſubjective Befangenheit des Teutſchen nicht zu berühren wagt. Nur jener Harmonie zwiſchen Subjectivität und Object iſt die Harmonie der holländiſchen Exiſtenz zuzuſchreiben. Deshalb gibt es auch bei den Holländern eben ſo wenig Selbſtmörder, als bei den Hellenen, und eben ſo viel — Päderaſten.

Man könnte bei den Holländern die äſthetiſche Beimiſchung vermiſſen. Dieſer Mangel beruht aber auf rein klimatiſchen Urſachen. Die Griechen wären in dem rauhen, nebelfeuchten Holland Holländer und die Holländer in dem ſchönen, ſonnigen Griechenland Griechen geworden. Die Grundeigenſchaften ſind dieſelben. Wollte man dies Thema weiter verfolgen, ſo ließe es ſich unſchwer durch eine Zuſammenſtellung des Geiſtes der beiderſeitigen Literatur belegen; es wäre ſogar von großem Intereſſe, die Theilnahme der Holländer am troſaniſchen Krieg nachzuweiſen. Hier geht aber die Abſicht dahin, nicht die Geiſter, ſon-

dern die Herzen zu beleuchten. Wie die Völker lieben, ſo ſind ſie. Die Liebe iſt der Spiegel ihres Charakters. In der holländiſchen Liebe aber wird man das Hauptmerkmal des Hellenenthums, die Objectivität, auf überraſchende Weiſe hervortreten ſehen.

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, Mynheer, daß du in dem Augenblick, wo du ausgehen wollteſt, alle deine Strümpfe voll Löcher fandeſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du beim Anziehen deines Hemdes am Kragen eine Erweiterung bemerkteſt, groß genug, um den ganzen Kopf hindurch zu ſtecken?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du am Aermel deines Rocks den andern Tag daſſelbe Loch wieder fandeſt, das du den vorigen Abend daran entdeckt hatteſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du deine einzige ſchwarze Spannhoſe beim Anziehen des zweiten Beins (van de tweede pyp) in Stücke riſſeſt und genöthigt warſt, vom Ball zurückzubleiben, weil du nicht mit der Nadel umzugehen verſtandeſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du beim zu Bett gehen deine Schlafmütze nicht finden konnteſt und dein zierliches Haupthaar mit dem aus den Kiſſen herausſtiebenden Federdunſt verunreinigen mußteſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du zu Bette gehen mußteſt ohne Betttücher, weil deine Magd am Morgen das letzte Paar der Waſchfrau gegeben hatte?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du von zwei Dutzend neuen Vorhemden nach acht Tagen keins mehr beſaßeſt und den Mann deiner Waſchfrau damit ausſtaffirt ſaheſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du eine Fuhre Holz, die du für den Winter aufgeſpeichert, in drei Wochen verſchwinden ſaheſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du die Kerzenſtümpfe nicht wieder finden konnteſt, die du für die Mahlzeit deines Lockenhundes (krulhond) weggelegt hatteſt?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du dem Tod deines geliebten Kanarienvogels beiwohnteſt, dem deine alte Nachbarin plötzlich den Vogelſamen vorenthalten, obſchon du ihn bezahlt hatteſt? (!)

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du dich auf eine gemiethete Krankenwärterin verlaſſen mußteſt, welche die ganze Nacht ſchläft, dich mit geſchloſſenen Augen bedient und dir ein Glas Tinte zu trinken gibt ſtatt Gerſtenwaſſer?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du beim Nachhauſekommen dein Zimmer vollſtändig ausgeleert fandeſt und kein Schnupftuch mehr beſaßeſt, um deine Thränen abzuwiſchen?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß du plötzlich bei Nacht einen Anfall von Rheumatismus bekamſt und Niemanden hatteſt, der dich reiben und dir helfen konnte?

„Nun, Mynheer, wenn dies Alles dir paſſirt iſt, ſo geſchah es bloß, weil du ein Hageſtolz biſt, und wärſt du verheirathet geweſen, ſo würde dir das Alles nicht paſſirt ſein!“

Was wird eine deutſche Subjectivität zu dieſem Spiel des holländiſchen Liebeshumors ſagen?

Sie wird in einer Affectation äſthetiſch-ſittlicher Entrüſtung die Hand auf Schillers Werke legen und ſich etwa in folgender parodiſchen Apoſtrophe an den Leſer Luft machen:

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß man mit einer zerriſſenen Spannhoſe, einer verlorenen Schlafmütze, einer Fuhre Holz, einem abhanden gekommenen Kerzenſtumpf, einem todten Kanarienvogel, einem rheumatiſchen sacrum os und dergleichen Sturmböcken dein ſprödes Herz beſtürmte, um der meerentſtiegenen Götttin der Hellenen Eingang in deine vereinſamte Gemüthswelt zu verſchaffen?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß man dir die Speiſe der Liebe in einem Kwespeldoortchen präſentirte?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß ein Matroſe dich auf der Straße attaquirte, dir mit einem „Handſpaak" über den Rücken fuhr und dabei behauptete, er ſei ein Cupido mit dem Liebesbogen?

„Iſt es dir wohl einmal paſſirt, daß man dich durch das Miſtſtroh ſchleppte und dir dann ſagte, du habeſt eine Promenade durch den Hain von Paphos gemacht ꝛc. ꝛc.

„Nun, teutſcher Leſer, wenn dir das Alles noch nicht paſſirt iſt, ſo lies die Nummer 3331. des Amſterdamer Handelsblatts vom 14. Juli 1842 lieſt den Artikel „Natuurbeschryving van den ouden vryer," welchen jenes Blatt in einem Anfall von Uebermuth geiſtiger Vollkraft und Saftfülle wie einen Blumenſtrauß der Vollendung auf ſeine „handelsberigten," „fondsen en beurstydingen," „rivierberigten," „graanenmarktsberigten," „advertentien" etc. geſteckt hat, *) und haſt du jenen

*) Jenem Blatt nämlich iſt die angeführte Probe von Liebeshumor entnommen. Die Ehrlichkeit des Handelsblatts läßt es nicht zu, den Artikel einer, nicht zitirten, franzöſiſchen Quelle zuzuſchreiben; ſollte er indeß auch aus dem Fran-

Artikel geleſen, ſo iſt dir auch, wenigſtens im Geiſt, Alles das paſſirt, was wir dir ſo eben vor Augen gehalten ꝛc.“

So etwa würde eine teutſche Natur ſich expectoriren. Was wird ſie aber ſagen, wenn ſie weitere Proben kennen lernt? Wir wollen der Liebe, welche in den mitgetheilten Fragen bloß proponirt war, jetzt zur Ausführung folgen, wir begleiten ſie aus dem Hain in den Tempel, ſteigen dann aus dem Tempel in die Schlafſtube und betrachten den jungen Ehemann (den gehuwden man) im „Interieuren“.

„In den Flitterwochen (de wittebroodsweeken, Weißbrodswochen) ſteht der Ehemann ſehr ſpät auf, man kann ihn gar nicht aus dem Bett herauskriegen.

„Iſt er Beamter, dann ſagt er: ach! es iſt doch ſchon zu ſpät, um nach meinem Büreau zu gehen, die Correſpondenz hat jetzt auch nicht viel auf ſich (om het lyf), und der erſte Commis kann ſie wohl abmachen.

Iſt er Kaufmann, dann ſagt er: die Diener ſind unten, ſie haben mich nicht nöthig, um den Laden in Ordung zu bringen, — des Morgens wird doch nicht viel verkauft; überdies müßen die jungen Leute ſich ausbilden, ich kann ſie nicht immer bewachen.

„Iſt er Procurator oder Advokat, ſo ſagt er: ich habe zwar auf heute Morgen eine Zuſammenkunft verab-

---

zöſiſchen herſtammen, ſo thut das nicht viel zur Sache, da das franzöſiſche Element mit dem holländiſchen und helleniſchen große Verwandtſchaft hat, was event. das Handelsblatt durch Adoption des Artikels ausſprechen wollte.

redet. Ich werde aber heute Abend hingehen, man kann ſich doch nicht todtarbeiten.

„Lebt er blos von ſeinen Renten, dann ſagt er ꝛc. ꝛc.

„Sehr bald geſteht unſer junger Ehemann, daß er Hunger hat. Seine Frau antwortet: das Frühſtück wartet auf uns; komm', laß uns aufſtehen! „Steh auf, Heinrich!"

„Aber warum aufſtehen? ruft unſer junger Ehemann; laß uns im Bett frühſtücken, meine Liebe, das iſt viel angenehmer."

„Mevrouw hat hiergegen nichts einzuwenden; ein Lächeln (een glimlachje) iſt ihre Antwort.

„Man frühſtückt alſo im Bett'. Dies mag nun wohl ſehr artig (aardig) ſein, bequem (!) iſt es aber nicht. Doch was liegt dran? die Liebe macht Alles angenehm.

„Hat man nun gefrühſtückt, dann ſteht man drum doch noch nicht auf; man hat ſich ſo viele Dinge zu erzählen.

„Endlich ſteigt man aus dem Bett'. Man kleidet ſich an, während man eine Menge kleiner, allerliebſter Poſſen ſpielt: bald verſteckt man ſich; dann wieder hüpft man auf einander los; dann wieder küßt man ſich. (**Men klood zich, terwyl men eene menigte kleine allerliefste posten speelt; nu eens verschuilt men sich; dan weder huppelt men elkander toe; dan weder kust men elkander.**)

„Die Stunde des Mittageſſens iſt gekommen ꝛc., aber das Ende der Zärtlichkeit noch nicht, ſondern ſie verfolgt die jungen Leute in das Theater, in Viſiten ꝛc. ꝛc."

Nun, teutſcher Leſer, wie behagt dir das? Läuft dir jetzt nicht das ſüße Compot der Liebe im Munde zuſammen? Fühlſt du nicht das friſche „Wittebrood" der Zärtlichkeit zwiſchen den Milchzähnen des Gefühls ſitzen? Und lacht dir nicht

das Herz vor Luſt, wenn du im Geiſt ſo ein Paar holländiſche Zärtlichkeiten mit niedlichſter Niedlichkeit in Nachtjacke und Unterhoſe aufeinander loshöppeln ſiehſt?

Ich ſehe das beſchämte Lächeln der Bekehrung auf deinen Lippen, teutſcher Leſer. Da du aber gründlich biſt, ſo wünſcheſt du zugleich abermals auf die Quelle zurückgeführt zu werden, und fragſt, in welchem holländiſchen Hippel, oder in welchem blühenden Roman du die Fortſetzung jenes reizenden Verzeichniſſes der Seeligkeiten der „jungen Liebe" finden könneſt? Hippel! Roman! Glaubſt du, der Geiſt und das Gefühl ſeien in Holland ſo ſelten, daß man ſie nur aufſpare für die Sparbüchſe eines Buchs? Glaubſt du, die geiſtige Beköſtigung ſei in Holland ſo mager, daß man dergleichen Leckerbiſſen nur für beſondere Gelegenheiten zurückſetze und ſie nicht auf den täglichen Tiſch präſentire? Laß dich belehren, Ignorant, und dir zugleich Achtung einflößen vor der holländiſchen Tages-Literatur! Wiſſe: jenen Aufſatz findeſt du unter der Ueberſchrift „physiologie van den gehuwden man" in der Beilage zu Nr. 3341 des Amſterdamer Handelsblatts vom 26. Juli des Jahrs 1842 (um die Zeit der Hundstage.) Du irrſt alſo ſehr, wenn du glaubſt, das berühmte Handelsblatt beſchäftige ſich blos mit Häringen, Lumpen, Kaffee, Brodzucker ꝛc. im materiellen Sinne des Worts; nein, es weiſt dieſe Artikel im äſthetiſchen Apparat auch geiſtig darzuſtellen und führt dir anſtatt des Härings den ausgeſchlafenen „gehuwden man", anſtatt des Zuckers die ſüße Zärtlichkeit, anſtatt des Kaffees das Frühſtück der Liebe, anſtatt des Brodzuckers das Weißbrod der Zuckerwochen vor Augen.

Teutſcher Leſer, du ſtutzeſt. Ich wußte das vorher.

Ich wundere mich daher auch nicht, wenn durch die mitgetheilten Proben dein geiſtiger Apetit erſt recht rege geworden iſt, und du nach mehr verlangſt. Wohlan, ſo wollen wir uns mit einander baden in dem Aether der holländiſchen Zärtlichkeit. Wir haben die Lockungen empfunden, welche das widerſpenſtige Herz in das Netz der Liebe ziehen; wir haben die Seeligkeiten empfunden, welche die Liebe den Beglückten in ihrem Heiligthum ſpendet; ſo laß uns jetzt die Sehnſucht Derer mit empfinden, welche an der Pforte des Heiligthums um Einlaß bitten.

Vorher laß dir zur Ergänzung der einleitenden Bemerkungen über das holländiſche Hellenenthum bemerken, daß die ängſtliche Ziererei, welche uns Teutſchen den Weg der Liebe zu verſperren pflegt, den arkadiſchen Sitten an der Amſtel nicht bekannt iſt. Wenn am Rhein der Geliebte ſtumm und ſchmachtend hinter ſeinem einzigen Ideal herſchleicht, ſo tritt der Geliebte an der Amſtel mit zuverſichtlicher Unbefangenheit offen vor die ganze Frauenwelt hin; wenn jener ſein Herz nur in einem Hain oder einer Roſenlaube zu enthüllen wagt, ſo präſentirt dieſer es auf der Straße und auf dem — Markt; wenn jener ſein Gefühl nur in Briefen ausſpricht, ſo macht dieſer ihm Luft in der — Zeitung. Iſt dieſe Einrichtung nicht vortrefflich? Wenn ich in die Zeitung kann ſetzen laſſen, daß mein Leib eine Stube ſucht, um darin zu ſchlafen, kann ich dann nicht auch in der Zeitung veröffentlichen, daß meine Liebe ein Herz ſucht, um drin zu wohnen? Wenn ich in der Zeitung nach einer Haushälterin ohne Zuſatz fragen kann, kann ich es dann nicht auch nach einer Haushälterin, die mit mir frühſtückt und auf mich loshöppelt? Wenn ich

in der Zeitung nach einer Fuhre Holz fragen kann, kann ich es dann nicht auch nach einer Wärterin, die mir die Fuhre Holz bewacht? Wenn ich in der Zeitung einen Kanarienvogel ſuchen kann, kann ich dann nicht auch in der Zeitung eine Perſon ſuchen, die mir den Kanarienvogel füttert? Wenn ich in der Zeitung eine Kerzenlieferung ausſchreiben kann, kann ich dann nicht auch in der Zeitung eine Concurenz um die Stelle einer Perſon anregen, welche die für meinen Pudelhund beſtimmten Kerzenſtümpfe aufbewahrt?

Wer, wenn er nicht ein ſentimentaler teutſcher Wirrkopf iſt, wird gegen die Klarheit dieſer Schlußfolgerung etwas einwenden? Verſcheuchen wir alſo alle weiteren Einwendungen ſofort durch Aufſtellung der thatſächlichen Beiſpiele, wobei bemerkt wird, daß die holländiſche Sprache beibehalten werden muß, weil es der unſrigen niemals gelingen kann, jene lyriſche Zartheit der Empfindung, jenes liſpelnde Werben der Sehnſucht, jenes überzeugende Schmachten des Verlangens, jenes beſeeligende Feuer der Leidenſchaft wiederzugeben und zugleich jenen reizenden Hintergrund von Seeligkeiten durchblicken zu laſſen, wie es der reichen Urſprache an den Mündungen des Rheins ſo leicht wird.

1) Huwelijksaanvraag. (Heirathsanfrage.)

Een Man van middelbare jaren, gezond, vlug en opgeruimd van Geest, uit een respectabel oud Hollandsch Geslacht geboren, eenen fatsoenlijken stand in de Maatschappy bekleedende, de Hervormde Godsdienst belijdende, en van wiens zedelijk gedrag de voldoendste getuigenissen geproduceerd kunnen worden, — hartelijk wenschende, ander-

maal nog eene Lot- en Dreigenoote op zijne verdere Levensreis te mogen kunnen vinden, staat ten dien einde dezen weg (als hem wel de geschicktste, doelmatigste en gecoorloofdste vorgekomen zijnde) in; noodigende aldus diegene, hetzij binnen of buiten deze Stad woonachtig, en mede alzoo gezind zijnde, mits van onbesproken gedrag ook het zijn, niet geheel ontbloot van middelen, bij deze minzaam en tevens dringend uit, hem hare gevoelens desaangaande vrij, onbewimpeld en opregt (waarvan bij dezulke de stipste en onkreukbaarste geheimhouding verzekert), per verzegeld briefje, waarin des verkiezende alleen schlechts met vermelding van Naam, Voornaam, Ouderdom en Woonplaats zoo spoedig doenlijk franco mede te deelen en op te geven onder Lett. O. L. M. ten einde met de zoodanige in nadere Correspondentie te mogen kunnen treden.

Es war nicht mehr als angemeſſen, den Reigen zu eröffnen mit einem Mann „uit een respectabel oud Hollandsch Geslacht" (aus einem reſpectablen alten holländiſchen Geſchlecht.) Auf die hohe Herkunft des Bewerbers deutet auch ſchon die gehäufte Participialconſtruction hin. Der Mann hat trotz ſeinen „middelbare jaren" Eile und dringt auf möglichſt ſchleunige Meldung; dabei läßt er aber die Sicherheit nicht aus den Augen und verlangt von ſeiner dereinſtigen Lebensgefährtin „die genügendſten (etwa polizeiliche?) Sittenzeugniſſe." Ob Caution geſtellt werden muß, iſt nicht geſagt. Sie wird vielleicht darin geſucht, daß die Braut, „kon het zijn, niet geheel ontbloot van middelen" (nicht ganz von Mitteln entblößt) ſein ſoll.

2) Huwelijksaanvraag.

Jemand, van de Protestantsche Godsdienst, van eene zeer goede Familie, gezond van gestel, vrolijk van humeur en

goed van gedrag, den onderdom van 30 jaren bereikt hebbende, en eene goede en winstgevende Affaire bezittende, welke voor grootere uitbreiding zeer geschikt is, wenschte (wijl hem daartoe door zijne drukke bezigheden de gelegenheid ontbreekt,) langs dezen Weg in kennis te komen met een fatsoenlijk Meisje of Weduwe, zonder Kinderen, van bovenstaand Geloof en ook eenigzins bemiddeld, om, wanneer humeur en Persoon elkander bevallen, tot een Huwelijk over te gaan. Reflecterenden kunnen zich van de allerstiptste geheimhouding verzekerd rekenen, en gelieven zich met opgave van jaren, gezondheid, enz., franco te adresseren u. s. w.

Ein Mann von „gesundem Gestell!“ Achtzehn Hand hoch! Holsteiner Race! Die Braut muß ein Nationale einreichen, worin Alter, Gesundheit, Cautionsfähigkeit ꝛc. angegeben sind, um danach zu sehen, ob sie für den Posten oder für den Holsteiner geeignet ist.

3) Huwelijksaanvraag.

Een Jong Mensch, tusschen de 25 à 30 jaren oud, te Rotterdam woonachtig, van een zacht humeur en onbesproken gedrag, en een ruim Kapitaal bezittende, wenschte bekend te worden met eene Dame uit den Fatsoenlijken Stand, om bij wederzijdsche genegenheid en overeenstemming van karakter, eene Echtverbindtenis aan te gaan. Hij neemt daartoe den thans meer gebezigd wordenden Weg te baat, en noodigt diegenen uit, welke daartoe roeping gevoelen, zich bekend te maken en zich met hem boven het vooroordeel te verheffen, alsof het met de vrouwelijke kiesheid strijdig zoude zijn in deze hare gevoelens te openbaren. Als Man van Eer, geeft hij de verzekering van de stiptste geheimhouding.

Ein kühner Jüngling von romantischer Farbe! Er fordert die Damen auf, sich über das Vorurtheil zu erheben, als ob es sich nicht mit der weiblichen Delicatesse

vertrüge, auf eine Aufforderung zwiſchen Käſe- und Häringsnachrichten ihr Herz reſp. ihren Geldbeutel zu verſchenken. Doch — er iſt „man van eer" und das ermuthigt.

4) Het gaat thans met 't trouwen raar,
Eer dat men t' weet is men aan elkaêr.

Een Israëlitisch Jongeling, 20 Jaar oud, een respectabel Ambt bekleedende, van eene respectable Familie, wenschte gaarne kennis te maken met eene Dame, liefst uit Gelderland, van 20 tot 25 Jaar oud, van even zulk eene Familie; Geld zal niet in aanmerking komen (te zeggen zoo het onder de 20/M. is,) talenten en ben weinig trotsch, zijn hoofdvereischten. Die hierop reflecteren, adresseren zich met eigenhandig, gesterkende franco brieven, echter zoo zij niet kunnen schrijven, is het ook goed door anderen, onder franco Letters E. E.

Der „iſraelitiſche Jüngling" nimmt nicht auf Geld Rückſicht, d. h. ſo fern es unter 20,000 Gulden beträgt. Iſt das nicht die naivſte und großmüthigſte Freierreſignation, die es geben kann? Dabei verlangt er von ſeiner Zukünftigen außer Talenten (er ſelbſt ſcheint zugleich ein Poet zu ſein) ein wenig trotsch (Trotz oder Stolz, oder Verwegenheit.) Was übrigens die „Talente" betrifft, ſo macht er nicht gar zu hohe Anforderungen, da er ſich auch mit ſolchen einläßt, die „nicht ſchreiben können". Dieſer Liebhaber ſcheint der intereſſanteſte der ganzen Reihe zu ſein, und man kann ihn den Damen empfehlen, die nicht unter zwanzig mille haben.

5) Huwelijksaanvraag.

Twee Fatsoenlijke jonge Lieden, 22 jaren oud, van ed Protestantsche Godsdienst, en ieder in eene winstgevende Af-

faire gevestigd, zouden gaarne langs dezen weg in kennis geraken met twee Meisjes van dezelfde Godsdienst en niet boven de 24 jaren, om bij nadere onderlinge overeenkomst, een Huwelijk aan te gaan. De vereischten van de zijde der Dames zijn: onbesproken levensgedrag, een matig kapitaal en een niet onbehagelijk uiterlijk.

Zwei fatsoenlijke (anſtändige) Werber auf ein Mal! Und beide 22 Jahre alt, alſo ſicher Zwillinge. Ein intereſſantes Naturſpiel, dieſe gleichzeitige Liebesregung! Hätten ſie nicht ausdrücklich erklärt, daß ſie mit zwei „Meisjes in kennis geraken" wollten, ſo würde man annehmen müſſen, ſie wollten Eine in Compagnie heirathen. Haben ſie übrigens Zwillingsſchweſtern gefunden, ſo iſt die Fügung immer intereſſant genug.

6) Huwelijksaanvraag.

Een Weduwenaar, van zijne inkomsten levende, wenschte ter wederkeerige vergenaming in kennis te geraken met eene Weduwe of Jufvrouw, tusschen 40 en 50 Jaren van een goed voorkomen en wandel, en opgeruimd humeur, insgelijks geene Kinderen ter haare laste hebbende, en ten einde bij zijne gedeeltelijke verzorging in het mogelijk toekomende eene leefwijze volgens zijnen stand in de Maatschappij te kunnen blijven voortzetten, met eenig, hoezeer dan ook voor het tegenwoordige voor haar alleen ontoereikend inkomen, voorzien. De verzekering als Man van Eer, dat de hem in het vertrouwen medegedeelde aanbiedingen geheim zullen blijven u. s. w.

Man merke insbeſondere auf die Feinheit, womit der „man van Eer" die Hoffnung ausdrückt, daß ſeine Braut in jeder Beziehung für ihn keine Gene verurſachen (geene Kinderen ter haare laste hebbende), und daß ſie nicht mit leerer Taſche kommen werde.

7) Huwelijksaanvraag.

Een Heer, uit den Fatsoenlijken Stand, tusschen de 25 en 30 jaren oud, van eene beschaafde Opvoeding en zoo hij meent goed uiterlijk en opgeruimd humeur, die in eene der Zuid Hollandsche steden eene aanzienlijke betrekking bekleedt, doch door veelvuldige bezigheden onmogelijk van den gewonen weg kan gebruik maken, om eene Huwelijkskeuze te doen, wenscht, dat het hem door deze gelukken mag kennis te maken met eene Dame, of Weduwe zonder Kinderen, tusschen 20 en 30 jaren oud, van de Protestantsche Godsdienst, goede inborst, gunstig voorkomen, beschaafde opvoeding en fatsoenlijke familie; dit zijn de hoofdzaken, geldelijk vermogen komt minder in aanmerking, en dit bezittende, kan het ten allen tijde tot haare eigene beschikking verblijven. Daar deze aanvrage welmeenend is, zonder eenige bijoogmerken, verzoekt men schriftelijk antwoord met eigenhandig geschrevene en geteekende brieven, welke, zoo zij dit niet zijn, niet als wederkeerig welgemeenend in aanmerking zullen komen, kunnende men van de meest kiesche handel wijze en stiptste geheimhouding stellig verzekerd zijn.

Dieſe Anfrage iſt „wohlmeinend“ (als wäre ſie unter preußiſcher Cenſur gedruckt) und „ohne Nebenabſichten,“ ſagt der Freier. Zugleich aber ſagt er, der 25—30jährige, daß er zu beſchäftigt ſei, um anders als mittelſt der Zeitung freien zu können. Wenn ihn nun aber die Liebſte fragte, wo er denn nach der Heirath Zeit hernehmen werde, um ſich mit ſeiner Frau zu beſchäftigen, um mit ihr zu „höppeley“, „Verſtecken zu ſpielen“ u. ſ. w.? Kann ſie aus der Angabe über Mangel an Zeit nicht die „Nebenabſicht“ herleiten, daß er nicht eine Frau, ſondern blos eine Haushälterin ꝛc. ſuche?

8) Huwelijksaanvraag.

Een Weduwenaar met nog twee zeer jonge Kinderen, wenschte gaarne met eene Burger Dochter of Weduwe zonder Kinderen, van den R. K. Godsdienst, tusschen de 25 en 35 Jaren, of daar omtrecks, in kennis te komen om zoo doende eene Brave en Godvreezende Gade te vinden; hij heeft van zijne Middelen een Vast Bestaen van fl. 1000's Jaars, en daarenboven eene Fabriek, die een Burger Bestaan oplevert; het is niet om fortuin, of veel Middelen te bekomen, maar hij wenschte eene Gade te vinden, die eene Burger Huishouding kan besturen, en eene Godvreezende Opvoeding zoude kunnen heven aan Kinderen, die dit nog zoo zeer noodig hebben, hierop zal wel gereflecteerd worden, maar men denkt ligt zijne Eer hierdoor te krenken, en alsware het door dezen weg niet zoo fatsoenlijk dan dor andere gelegenheid of door recommandatie, dat everwel veelal ook eigenbelang is; men beloofd daarom eene stiptste geheimhouding ten opzigte der reflecteerende.

Vor dieſem braven und „godvreezenden" (gottesfürchtigen) Liebhaber möchten wir die Damen warnen, wenn gleich er aufrichtig genug iſt, zu erklären, daß es ihm ſo ſehr um eine gottesfürchtige Erziehung ſeiner zwei Kinder zu thun ſei. Wer die chriſtliche Liebe zur Folie der männlichen zu-machen ſucht, der hat ſicher von Beiden nichts aufzuweiſen. Wie kann ein Menſch eine gottesfürchtige Frau in der Zeitung ſuchen, wenn es ihm wirklich um eine ſolche zu thun iſt? Der Menſch iſt jedenfalls ein Heuchler.

9) Welgemeende Huwelijksaanvraag.

Een jong Mensch, tusschen de 20 en 25 jaren oud, eene honorable betrekking bekleedende, wenschte gaarne in eenige aanraking te komen meet een Meisje van fatsoenlijken huize, ongeveer van dien zelfden ouderdom, doch tevens over plus

minus fl. 1500 jaarlijks kunnende beschikken. Een zacht humeur is het hoofdvereischte. Drukke bezigheden maken het moodzakelijk, dezen thans algemeen geworden weg in te slaan. Zij, welke in eenige nadere kennismaking mogt willen treden, kan van de stiptste geheimhouding verzekerd zijn.

Wieder Mangel an Zeit und dabei von Seiten der Braut eine Mitgift von jährlich plus minus 1500 Gulden! Zugleich erfahren wir hier ausdrücklich, daß das Liebeswerben durch die Zeitungen, jetzt in Holland der „allgemeine Weg" geworden iſt.

10) Huwelijksaanvraag.

Een fatsoenlijk, gezond en welgemaakt jong Mensch, van de Protestantsche Godsdienst, die gaarne zijn Huisgezin met eene goede Vrouw vermeerderd, maar ook zijne Affaire meer uitgebreid zag, neemt dit thans algemeen gebruikte middel te baat, zich die Dames aan te bevelen, die hem in beide gevallen behulpzaam kunnen en willen zijn. Met belofte der heiligste discretie, wordt men verzocht u. s. w.

Der Kerl ſagt grade zu, er wünſche ſeinen Hausſtand durch eine Frau vermehrt zu ſehen. Es fehlt nur, daß er ſagte, unter ſeinem Meublement fehle noch z. B. ein Kleiderſchrank, ein Dutzend Stühle, eine Frau und dergleichen Hausgeräthe.

11) Jets voor Dames.

Een jongman van het beste zedelijk gedrag, 40 jaren oud en aan het Hoofd eener solide en ruim winstgevende Handelsbetrekking geplaatst, wenscht zich ter uitbreiding van hed zelve, met eene Weduwe of on getrouwde Jufrouw, welke minstens 10 Mille disponible heeft, te verbinden, om de zakevoor gemeenschappelijke rekening, pro rata het van wedere

zijde ingelegte Kapitaal, te drijven. Ook zoude men, bij andere gunstige Kennismaking, niet ongenegen zijn deze betrekking door eene andere, welke de kieschheid hier niet wil genoemd zien, te bekrachtigen.

Es wird immer beſſer. Dieſer vierzigjährige Jüngling wünſcht ſeine Zehntauſendguldenfrau „pro rata“ zu lieben, und verlangt zugleich von ihr, daß ſie eine Wittwe oder „unverheirathete Jungfrau“ ſein ſolle. In Holland gibt es alſo auch verheirathete Jungfrauen. Wir haben zufällig keine Mythologie bei der Hand, um nachzuſehen, ob das Waſſer, in welchem ſich Juno zur Herſtellung ihrer Jungfrauſchaft zu baden pflegte, etwa die Amſtel oder Süderſee war.

19) Aanvraage tot eene Vrouwelijke Compagnon.

Een Weduwenaar met Kinderen, waarvan nog twee onverzorgt, ruim 40 jaren oud, gezond, goed voorkommen, en in allen opzigte solide, Eigenaar van eene zeer Goede Zaak, in de Hooftplaats van ene zuivere winst van ruim fl. 6000 per jaar heeft gerendeerd, verlangt, zoo ter uitbreiding zijner zaak, als gezellig verkeer: Eene Vrouwelijke Compagnon, Ongehuwd of Weduwe zonder Kinderen, om de 40 jaren oud, van de Christelijke doch Onromesche Godsdienst, goede Familie, gezond, goed van humeur en vooral goed uiterlijk, die, bij het aanbrengen van een eigen Kapitaaltje van 10 a 15 Duizend Guldens, genegen is, na goede overtuiging, met hem, de aangevangen Compagnieschap door een Huwelijkte laten voorafgaan.

Hier haben wir den Matador der aufrichtigen Liebe Er ſucht ausdrücklich einen „weiblichen Compagnon“ für ſein Geſchäft! —

Ihr teutſchen Kritiker, die ihr ſo Langes und Breites über die Liebes-Sentimentalität unſerer ſubjectiven Mondſcheindichter ſchwatzt, warum ſchickt ihr ſie nicht lieber in die Kur nach jenem objectiven Lande, wo man die Frauen zum Aufbewahren der Lichterſtümpfe für die Pudel und zur Compagnonſchaft für das Geſchäft heirathet?

Aber Alles hat ſeine zwei Seiten. Mancher wird die Aufrichtigkeit und Kühnheit, welche die Ehe kurzweg für ein Geſchäft zweier Compagnons erklärt, ſogar genial nennen. Insbeſondere würden Juriſten darin einen weitführenden Wink erblicken. Zum Beiſpiel. In Preußen hat man ſchon ſo lange Zeit ſeine Noth mit den Ehen und Eheſcheidungen gehabt. Hat aber die Noth nicht ſofort ein Ende, wenn man die Ehen als ein Compagnonsgeſchäft betrachtet? Ein Ehepaar treibt in Compagnie z. B. Fiſchhandel und Liebe, ſie machen in Compagnie gute Geſchäfte in Fiſchen und in Kindern; ſie machen vielleicht auch ſchlechte Geſchäfte in Einem wie im Andern; ſie ziehen die Bilanz ihres Handels und ihrer Liebe; ſie finden ein Deficit, ſie machen in beiden Branchen Bankerott, löſen in beiden das Geſchäft auf und ſetzen dann in die Zeitung: die Unterzeichneten machen hierdurch bekannt, daß ſie ihren Fiſch- und Liebeshandel niedergelegt und ihre Compagnonſchaft nach friedlicher Einigung aufgelöſt haben, ſo daß jeder Theil jetzt wieder ſeine angeborne Firma führt.

Jan van Tarbott und **Kaatche Bommeſyn.**

Nach dieſer Aufklärung ſehe ich das verſchämte Lächeln der Bekehrung auf deinen Lippen, teutſcher Leſer. Da du aber gründlich biſt, ſo wünſcheſt du zugleich abermals auf

die Quelle zurückgeführt zu werden und fragst, wo dieſe Ergüſſe eines ſo eigenthümlichen Geiſtes zu finden ſeien? und wir antworten dir zum dritten Mal: im Amſterdamer Handelsblatt! In einigen Dutzend Nummern des Amſterdamer Handelsblatts fanden wir faſt eben ſo viel huwelijks aanvraagen. Im Amſterdamer Handelsblatt wird die ganze Welt zu Kauf geboten, Südfrüchte und Liebe, Häringe und Holländer, Kranſangs und Jongmanen, Stellen und „Geſtelle", Kanaſſers und Wittwer, kurz alle mögliche Handelsartikel des In- und Auslands. Und doch klagt man, „der Holländiſche Eigenhandel" liege darnieder, obſchon die Leute ihre eigene Perſon feilbieten. Iſt es aber nicht zugleich das Non plus ultra der germaniſch-helleniſchen Objectivität, das eigene Subject zum Handelsobject zu machen? Ich bin und bleibe alſo dabei: die Holländer ſind die germaniſchen Hellenen!

V.

Absolutismus.

Was gehört dieſem Volk? Nichts, als was ſein Regent, ſein Herr, ſein Eigenthümer ihm zu laſſen oder zu leihen die Gnade hat.

Was hat dieſes Volk zu hoffen? Nichts, als was ſein Regent, ſein Herr, ſein Eigenthümer ihm einzuräumen für gut findet.

Dies Volk muß in jedem Augenblick ſeines Daſeins bereit ſtehen, zu verlieren, was ihm lieb iſt, und zu erhalten, was es verabſcheut.

Dies Volk hat keine Rechte, denn, was es ſo nennt, kann ihm in jedem Augenblicke ſeines Daſeins wieder genommen werden; es hat keinen Willen, denn nur, was ſein Eigenthümer will, geſchieht; es hat keine Einſicht, denn es iſt nur dazu vorhanden, gut zu heißen und zu verehren, was Andere ihm auferlegen.

Dies Volk exiſtirt nur für ſeinen Herrn, durch ſeinen Herrn, in ſeinem Herrn.

Dies Volk iſt ein vielköpfiger Hund! Schmach über dieſes Volk!

Sein Herr hat gute Laune, und das ganze Volk erzittert vor hündiſcher Freude; es ſchätzt ſich glücklich, wenn einmal die Luft keine Blitze und kein Gewitter zeigt, und erkennt das ſchreckende Ungewitter als Regel an. Sein Herr hat ſchlecht verdaut, die Hämorrhoiden haben ihn gepeinigt, das Podagra hat ihn gezwickt, oder die Mätreſſe hat ihn geärgert, — und das ganze Volk macht moraliſch die Leiden des verdorbenen Magens, der Hämorrhoiden, des Podagra, der gekränkten Wolluſt mit durch.

Wodurch tröſtet ſich dies Volk? Dies Volk iſt ſelig in dem Bewußtſein und bewahrt mit nationaler Genugthuung den phyſiognomiſchen Schatz, daß ſein Despot nicht blos eine ſchöne Naſe, ſondern auch — o endloſes Glück! — eine gute Taille, einen liebenswürdigen Ohrlappen, ja daß er ſogar die eigenthümliche Zierde ſo vieler Despoten, ein gewinnendes Lächeln beſitzt! O Schmach und Feuer über dies Volk! Es bewundert in ſeiner Erniedrigung die Farbe des Blitzes, der es erſchlägt, und den Glanz des Henkerbeils, das ihm über dem Kopfe ſauſt.

Die Hoffnung des Landmannes hängt an der Laune des Wetters; das Wetter kann ihm eine gute, kann ihm eine ſchlechte Erndte bereiten; aber ſicher weiß er, daß auf ſeine Saatzeit auch eine Erndtezeit folgen muß. Der Herbſt mag gut werden oder ſchlecht, aber kommen muß er unabänderlich. Die Hoffnung dieſes Volks hängt auch am Wetter, an der Wetterlaune ſeines Herrn, und es bewacht ſie mit ängſtlicher Sorge, wie der Landmann die Witterung; aber ihm iſt nichts in der Welt gewiß, keine Be-

rechnung und keine Hoffnung, und wenn ihm der Herbſt an der Stelle des Frühlings, der Winter an der Stelle des Sommers erſcheint, — es fügt ſich in jede Verwirrung im Reich ſeiner Hoffnungen und Erwartungen, es iſt immer bereit und immer abgefunden, ihm darf keine Erſcheinung neu, kein Strich des Despotismus durch die Rechnungen ſeines Strebens überraſchend, keine Wendung der Dinge widerwärtig ſein, kurzum, es iſt ein — Volk!

Zwar ſagt das Geſetz der Geſchichte, daß das Loos auch dieſes Volks nicht ſtets ſo bleiben, daß die Macht auch dieſes Volks einſt über ſeine Dränger hinauswachſen wird; unterdeſſen aber erleidet dieſes Volk hundert Jahre lang Schmerz, Entbehrung, Sklaverei, Entwürdigung in Millionen Menſchenſeelen, und — ein einziger Federſtrich hätte ihm Alles erſparen können.

Was iſt ein Volk, das durch einen Federſtrich nicht blos ſein Unglück, ſondern — o der Erniedrigung! — ſogar ſein Glück erlangen kann!

Wenn uns der einzelne Menſch mitunter durch Unwürdigkeit entmuthigt, ſo erheben wir uns durch die Betrachtung der Menſchheit; wenn uns aber die Menſchheit in ganzen Maſſen durch Unwürdigkeit troſtlos macht, dann erheben wir uns wieder durch Betrachtung des — einzelnen Menſchen. Ein freier Mann ſteht höher und göttlicher da, als die Geſammtkraft von hundert Millionen Sklaven.

Rußland ſchließt in ſeinem eingepferchten Welttheil ſechzig Millionen Menſchen ein und — nicht einen einzigen freien Mann, vielleicht nicht einmal einen einzigen, der nur den Muth hätte, die Freiheit ernſtlich zu wünſchen.

Rußland iſt ein Gefängniß für ſechzig Millionen Verbrecher, deren Verbrechen darin beſteht, daß ſie Menſchen ſind. Das ganze große Rußland iſt ein Kerker nach dem pennſylvaniſchen Syſtem, in welchem die Stummheit des Sklaven den Menſchen vom Menſchen trennt, und die Furcht des Mißtrauens ihre Abſperrung in Zellen erſetzt. Und Rußland ſteht oben an unter den Alliirten Teutſchlands, und unter den Alliirten Rußlands ſteht oben an die teutſche Cenſur, die teutſche Geiſtesknechtſchaft!

Verhülle dein Angeſicht, teutſches Vaterland!

VI.

Betrachtungen eines Proletariers auf der Köln-Bonner Eisenbahn. *)

---

*) Auf dieſer Bahn ſind Stehplätze für die ärmere Klaſſe eingeführt.

Ich bin ein Proletarier, d. h. ich habe mit Weib und Kind nichts pro „laetari“. Ich habe ſo viel zu wenig, als Andere zu viel haben. Ich ſtehe hungernd unter dem Baum des Lebens und fange die weggeworfenen Schalen und Steine Derer auf, die da oben im Ueberfluß ſchwelgen. Ich gehöre nicht zu den Menſchen, denn Menſchen ſind nur diejenigen unbefiederten Geſchöpfe mit zwei Beinen, die Geld haben. Wäre ich ein Afrikaner oder ein ſonſtiger Wilder, ſo würde ich längſt ein Menſch ſein; unter den gebildeten Europäern gehöre ich zur Thierklaſſe, die im Wagen vierter Klaſſe fährt. Daß ich Hunger leide, während ihr Andern meinen Schweiß verpraßt, daß ich durſte, während ihr den Champagner zu eurem Waſſer macht; daß mich friert, während ihr euch in Behaglichkeit ſtreckt; daß ich in Lumpen gehe, während ihr euch in Sammt und Seide bläht; daß ich in Erniedrigung daherſchleiche, während ihr hochmüthig in euren Caroſſen vorbei-

fliegt; daß ich Leib und Seele in Noth und Sorge verzehre, während ihr Leib und Seele auf dem Polſter der Sorgloſigkeit dehnt; daß mein braves Weib nur einen einzigen Vorzug geltend machen kann, den einen nämlich, den nur ich fühle, daß ſie nicht durch euer Geld zur Hure geworden, während die eurigen das Glück einer Erziehung gehabt haben, die jede ihrer Eigenſchaften zu einem Lebenscapital gemacht; daß meine zerlumpten Kinder ihre Freuden in den Straßenrinnen zuſammenſuchen, während die eurigen den höhnenden Hochmuth des Ueberfluſſes mit auf die Welt bringen, — das Alles reicht noch nicht hin, euch und mich angemeſſen zu unterſcheiden, das Alles könnte noch den Einen oder den Anderen in Gefahr laſſen, mich auch zu den Menſchen zu rechnen. Deshalb war es nöthig, auf weitere Unterſcheidungszeichen bedacht zu ſein, und ſo ſeid ihr denn in eurer philanthropiſchen Weisheit dahin gelangt, für die armen Leute ſogar einen vierten Platz, einen Stehplatz auf der Eiſenbahn zu erfinden. Die Eiſenbahnen habe ich früher als Mittel verſchreien hören, die äußern Unterſchiede der verſchiedenen „Klaſſen" auszugleichen; das mochte Manchem gefährlich erſcheinen, deßhalb benutzt man ſie jetzt, um unſre Politik auch ins äußere Leben einzuführen und einen vierten Stand zu ſchaffen. Die Bedeutung dieſer zuvorkommenden Unterſcheidungen könnte noch einmal die Ertheilung der Conceſſion von der Art der einzurichtenden Plätze abhängig machen. In der zärtlichen Sorge, die man für die Schonung meines sacrum os an den Tag legt, würde ich faſt eine unheilverkündende Andeutung erblicken, daß ich einſt noch viel zu ſitzen haben werde, wenn ich nicht eher die Vorausſicht hegte, daß ihr Andern eure

Beine zum Laufen werdet geſchont haben. Es hat allerdings ſein Angenehmes, ſo ſtehenden Fußes die Schönheiten der Natur zu genießen und zwiſchen Köln und Bonn oder „Bonn-Köln“ und „Köln-Bonn“, wie die reichen Herrn bei der Eröffnung ſich ſo geiſtreich ausdrückten, hin und her zu reiſen; auch würde ich den Reſpect, den meine aufrechte Stellung ausdrückt, gern als der ſchönen Natur erwieſen betrachten; aber leider mahnt mich dieſe Stellung hinter euren gepolſterten Staatswagen nur zu ſehr an meine erzwungene Lage, und es iſt mir, als müßte ich den Reſpect bloß eurem Geldſack erweiſen. Zwar gönnt ihr uns den Vorzug, daß ihr unſeren Wagen dem euren vorangehen laßt; aber dieſe Beſcheidenheit hat blos die humane Abſicht, daß bei einer Verſailler Trubbelei unſere unbedeckten Leiber eueren unpolſterten Bäuchen zum Schild vor der Flammenwuth der Locomotive dienen ſollen. Ein Menſch, der ſo viel zu viel hat, als ich in einem guten Tag für mich und mein halbes Dutzend zu verdienen im Stande bin, kann ſitzen, wenn er zwiſchen Bonn-Köln und Köln-Bonn reiſet; ein Bonn-Kölner Schwein, das nach Köln-Bonn zum Schlachten gebracht wird, kann liegen; wir Proletarier bilden die Mitte: wir ſtehen! Im Lateiniſchen heißt es: **post coenam stabis!** Dieſe Sorge für die Geſundheit ließen wir uns allenfalls gefallen; aber bei uns heißt es immer: **ante coenam stabis**, denn wir haben die Mahlzeit niemals hinter uns. — Wir ſollen auf eigenen Füßen ſtehen, wenn wir vielleicht ſitzen möchten, und wir ſollen vielleicht „ſitzen“, wenn wir verſuchen, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Ihr wißt die Ordnung der Dinge vortrefflich

umzukehren. Mag euere Humanität und Weisheit euch Zinsen bringen! Mögen euere Actien steigen mit den Seufzern der stehenden „Klasse" und den Aussichten der feudalistischen Gliederung, des gesellschaftlich finanziellen Tschinn. Die armen Leute werden künftig einen anderen Namen erhalten: sie werden die stehenden Passagiere heißen. Der Gebrauch des Heiligbeins wird die Andern von uns unterscheiden. Vielleicht werden wir auch der geduldige Stand heißen. Ich habe von einem griechischen Philosophen gehört, der mitunter Stunden lang auf einem Platz stehen blieb, um sich in der Geduld zu üben. Vielleicht will man uns zu Philosophen machen. Wahrlich, unsere Geduld ist schon so viel geübt, daß ein Sokrates von uns lernen könnte. Wenn wir in Bonn ankommen, werde ich rufen: Halt! Wir sind am Platz! Conducteur, den Stall auf!

Doch, jetzt heißt es (— ich bin ein Landwehrmann): „Still gestanden!" Der eiserne Compagniechef pfeift sein Commando, und wir werden im Nu aus diesen unheimlichen Festungsmauern hinausfliegen. Ich bin das ganze Jahr hindurch ein Gefangener, mein ganzes Leben ist eine Festung, in welcher ich mit Weib und Kind von Noth und Verderben belagert werde, aber dennoch fühle ich mich erleichtert, wenn ich diesen grauen Steinring mit seinen stinkenden Gräben hinter mir sehe. Es ist mir, als würden wir armen Menschen ein glücklicheres Leben führen, sobald man einmal keine Festungsmauern mehr nöthig hätte, um uns zu beschützen, sobald wir diesen Schutz in einem freien Zusammenhalten fänden. Diese Stein- und Kanonen-Zärtlichkeit macht mir unheimlich, und ich weiß

nicht, ob ich die Kanonen auf dem Wall lieber von hinten als von vorn anſehe.

Jetzt ſind wir hinaus. Eine hübſche Ausſicht, dies alte Köln mit ſeinen vielen Weinhäuſern und ſeinen vielen Kirchen! Die letzteren baut man für uns, damit wir uns darin ungeſtört eine Entſchädigung im „künftigen Leben“ für alles das können vordociren laſſen, was man uns in dieſem nicht zu Theil werden läßt; die erſteren baut man für die reichen Leute, damit ihr bekümmertes Herz hinter der Flaſche das Elend vergeſſen könne, welches wir bemitleidete Mitbrüder zu erdulden haben. Auch dort gibt es Sitz- und Stehplätze. Die reichen Herren ſitzen in den Weinhäuſern, und wir armen Teufel ſtehen in den Kirchen.

Wie ſich da oben auf dem Pantaleonsthurm der Telegraph unterhält! Daß ich doch mit Nichts mehr zufrieden ſein kann! Sogar dieſe hübſche Erfindung ennuyirt mich. Der Telegraph kommt mir vor, wie ein Spion, ein Verräther. Während wir hier unten unbeſorgt auf der Eiſenbahn fahren, während man promenirt, Wein trinkt, in die Kirchen geht und ſich katzbalgt, iſt dort oben der ſtumme Sprecher mit ſeinen aufgehobenen Armen unvermerkt und in Einem fort am Rapportiren und verräth uns in ſeiner Angſt vielleicht in Dingen, an die wir gar nicht gedacht haben. Nur Eins verräth er wahrſcheinlich nicht: daß ich heute Morgen mit Weib und Kind noch nichts gefrühſtückt habe, und daß Tauſende meiner Brüder des Teufels werden möchten, während die adlichen Herrn und die dicken Bourgeois nicht wiſſen, wo ſie ihr Geld laſſen ſollen.

Das Vorgebirge da drüben macht ſich gar nicht übel,

und es muß im Sommer recht viel Vergnügen dort wachsen. Ueberhaupt wird es einem armen Menschenkind froh um's Herz, wenn es einmal in die freie, schöne Natur hinausschauen kann. Nur Eins behagt mir schlecht: ich denke immer daran, daß mir von dieser ganzen schönen Natur gar nichts, nicht ein Fuß breit angehört. Die ganze Natur gehört den reichen Leuten, und mein einziges Grundeigenthum wird ein Loch auf dem Kirchhof sein, vorausgesetzt, daß ich mir zu guter Letzt, vielleicht beim Hungertode, von dem Pfaffen das „Brod des Herrn" in den Mund stecken lasse, denn ohne dieses bin ich auch des Begräbnisses nicht einmal sicher. Also einmal füttert man uns doch freiwillig und zwar mit Gefühl; die letzte Mahlzeit, wobei wir keinen Hunger mehr haben, verabreicht man uns mit zudringlicher Zärtlichkeit, denn man bedenkt dabei, dieser Bissen soll ihn entschädigen für alle anderen. Und darin soll euere Hauptreligion bestehen? O, ihr Speisewirthe, die ihr das Fleisch der Erde für euch nehmt und uns mit dem Brod des Himmels abspeiset, kehrt diese Glückseligkeit lieber um, und wir werden euch niemals euere Mahlzeit schmälern.

Das alte Kloster dort oben auf dem Kreuzberg hat eine schöne Lage. Man muß gestehen, die Mönche wußten die Punkte wohl zu wählen, wo sie hinter Braten und Flaschen und im Arm geschändeter Beichtkinder sich der Entsagung von den Freuden der Welt befleißigten. Die armen Mönche! Jetzt liegen sie mit ledernen Beinen dort oben im Todtenkeller, und ihre schönen Besitzungen sind in andere Hände, vielleicht in die Hände ihrer Kinder und Enkel übergegangen. Es will mich bedünken, als ob es noch

viel ſolch unnützes Eigenthum in der Welt gäbe, das die armen Leute beſſer gebrauchen könnten, als der reiche Herrgott und ſeine heuchleriſchen Diener. Haben doch dieſe feiſten Blutigel früher hier die ganze Gegend ausgeſogen! Haben ſie doch zehnmal mehr Leute arm als fromm gemacht! Und treibt man nicht noch jetzt im Namen Gottes überall Steuern ein, an denen Schweiß und Blut der Nothleidenden klebt? Der Teufel ſoll dieſe Frömmigkeit holen, die, indem ſie mit der einen Hand ein Kreuz macht, mit der anderen den Gläubigen in die Taſche fährt!

Jetzt werden wir gleich in der rheiniſchen Univerſitätsſtadt anlangen. Univerſität! Was heißt das? So viel ich mich noch aus meinem Schulunterricht erinnere, den ich wieder aufgeben mußte, weil ich ein Proletarier war, heißt Univerſität etwas Allgemeines, Allumfaſſendes. Soll das Wort alle Wiſſenſchaften oder alle Staatsbürger umfaſſen? Von dem Letztern merken wenigſtens wir Proletarier nichts. Die Söhne der reichen Herrn können dort ſtudiren und nicht ſtudiren, was ſie wollen; meine drei Jungen, die mehr Talent im Kopf haben, als die ganze hochmüthige Brut meiner reichen Nachbarſchaft, und die einſt die Stützen der Ihrigen werden könnten, werden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ihre Naturanlagen hinter dem Webſtuhl oder der Nadel an den Mann bringen können. Donner und Teufel! Gibt es kein Recht, keine Hoffnung, keinen Gott in der Welt, als nur im Geld? Ich ſchwöre die Geduld ab. Wenn das Geld nicht weichen will, ſo ſollen diejenigen weichen, die es auf Koſten ſo vieler Millionen ihrer Mitbrüder mißbrauchen und mißbrauchen laſſen! Was nützt uns Armen der Staat, wenn in ihm nur das Geld

den Menſchen macht? Weg mit dem Staat und nieder mit den Reichen! Das ſoll unſere Loſung werden! Halt! Wir ſind am Platz! Conducteur, den Stall auf!

Als der Proletarier dies geſprochen hatte, hielt der Zug auf dem Bonner Bahnhof an, und die Paſſagiere ſtiegen aus. Der Proletarier hatte Thränen zu unterdrücken, deshalb ging er in die Poppelsdorfer Allee, lehnte ſich an einen Baum und ſtarrte mit ſeinen feuchten Augen das Siebengebirg an. Als er dort einige Minuten geſtanden hatte, klopfte ihm Jemand auf die Schulter. Es war ein Mann, den er ebenfalls auf dem Stehplatz bemerkt, mit dem er aber nicht geſprochen hatte. Der Mann gab ihm die Hand und ſprach:

„Ich bin auf dem Wagen vierter Klaſſe mitgefahren, um mich unter die armen Leute zu verſetzen, bei denen es mir mitunter wohler iſt, als bei den reichen. Ich ſelbſt bin nicht arm, aber ich bin es geweſen und habe die Leiden der Menſchen ſtudirt. Ich bin den Betrachtungen gefolgt, die Sie auf der Fahrt nach Bonn angeſtellt, und ich freue mich, in Ihnen einen empfänglichen Mann aus der Zahl der Armen kennen gelernt zu haben. Aber der Schluß Ihrer Betrachtungen war ein unvernünftiger, wie ſehr er auch Entſchuldigung verdient. Ihre Verzweiflung hat an die Gewalt appellirt; Ihre Vernunft muß dieſe Inſtanz wieder verwerfen. Die Aufgabe der Menſchheit iſt Vervollkommnung; Vollkommenheit würde ſie tödten. Dem Gang der Vervollkommnung, durch rohe Gewalt vorgreifen wollen, heißt nur die Unvollkommenheit verlegen. Die Anſprüche aller Menſchen auf politiſche Rechte, wie auf Glück und Gut, ſind gleich; die Theilung aber durch Gewalt bewerkſtelligen

wollen heißt nur die Rollen tauſchen und den Bevorrechteten zum Rechtloſen, den Beſitzenden zum Armen machen, um den Kampf der Gewalt auf's Neue hervorzurufen. So lang es Vernunft gibt, muß auf ſie vertraut, ſo lang es ein Recht gibt, muß an ſeinen Sieg geglaubt werden. Wer Vernunft und Recht verwirklichen will, wende auch Vernunft und Recht dazu an.

Das Gewordene hat auch ſein Recht. Es muß umgewandelt, nicht zerſtört werden. Iſt das Gewordene als Zweck nicht gut, ſo iſt es gut als Mittel. Man denke nur daran, es zu gebrauchen. Ihre Lage und die Lage von Millionen unſerer Brüder iſt beklagenswerth. Aber, wie ſie mit dem Gewordenen zuſammenhängt, ſo muß ſie in dem Gewordenen ihre Heilung finden. Das Gewordene in unſerm nächſten Ganzen iſt der Staat. Im Staat müſſen wir die Mittel zur Beſſerung ſuchen. Geben ſie kein Gehör jenem leichtfertigen, die Nothwendigkeit des Entwickelungsgeſetzes überſpringenden Zerſtörungsgeiſt, welcher glaubt, die Welt zu beſſern, wenn er ſie umkehrt. Halten wir die gewordene Welt feſt, aber reformiren wir ſie durch Vernunft und Recht, durch Ueberzeugung und Geſinnung. Wir alle zuſammen haben wenig Rechte im Staat, aber die Armen haben gar keine; ſo ſtreben wir dahin, ihnen Rechte zu verſchaffen, damit ſie ſich Glück verſchaffen können. Wir haben wenig Mittel dazu; ſo gebrauchen wir um ſo mehr diejenigen, die wir haben. Ich, der ich Ihnen dies ſage, ich ſtehe mit meinen Geſinnungen unter den Beſitzenden nicht allein. Es gibt noch viele rechtliche, vernünftige und gefühlvolle Männer unter ihnen, die ſich uneigennützig dem Streben anſchließen, dem Menſchen zu erringen, was dem

Menſchen gehört, und die zu Opfern wie zu Kämpfen bereit ſind. Und diejenigen, die fühllos genug ſind, ſich aus Eigennutz dieſem Streben entgegen zu ſetzen, werden wir zu überzeugen wiſſen, daß grade der Eigennutz ſie bewegen ſollte, ſich ihm anzuſchließen. Wir werden jener Blindheit den Staar ſtechen, welche glaubt, ihren Beſitzſtand zu ſichern, indem ſie ihm durch feindliche Abwehr gegen die Gleichberechtigung nur erbitterte Gegner ſchafft; wir werden ſie beſiegen jene Blindheit des Beſitzes, welche ihr Intereſſe zu wahren glaubt, indem ſie ſich der Blindheit der Gewalt anſchließt und dienſtbar macht; wir werden ſie verbannen, jene Verſtocktheit des Egoismus, welche Alles behalten will, um endlich Alles zu verlieren. Was Sie aber und ihre Schickſalsgenoſſen betrifft, ſo verlaſſen Sie ſich nicht auf uns allein, ſondern denken Sie auch daran, ſich ſelbſt zu helfen. Die Intelligenteſten unter ihnen müſſen ſich beſprechen unter ſich und mit den Intelligenten anderer „Stände", und wo ſie ein aufrichtiges Streben erkennen, da ſchließen Sie ſich an und unterſtützen es durch ihre Theilnahme. Suchen Sie mit Hülfe ſolcher Männer Bildung und geſunde Anſichten über Staat und Menſchenrecht unter den Zurückgeſetzten zu verbreiten, damit ſie wiſſen, was ſie ſollen, und damit ſie gebrauchen können, was ſie erlangen. Nur ernſten, redlichen Willen, aber — keine Gewalt! Die Gewalt ſtürzt aus der Luft, ſobald ſie nicht mehr umgangen werden kann; aber wer ſie herabruft, iſt ein Frevler an der Vernunft und an der Menſchheit. Welche einzelne Geſtaltungen ein friedlicher Kampf um die Beſſerung unſerer Zuſtände uns noch bringen wird, und wie viele Geduldproben wir noch zu beſtehen haben werden, das

vermag kein Mensch vorher zu bestimmen. Dies aber prägen Sie sich ein: es gibt keinen zweiten Schritt ohne den ersten, es gibt keinen wahren Fortschritt ohne Ueberzeugung, und die Früchte des gesellschaftlichen Fortschritts haben keine Dauer ohne den politischen!

Doch wir besprechen dies Thema weiter. Jetzt erzeigen Sie mir die Ehre, ein Frühstück mit mir einzunehmen, ich habe so gut Hunger, wie Sie."

Als die Beiden gefrühstückt hatten, machte der Proletarier seine Geschäfte ab und kehrte nach Köln zurück. In seiner Tasche hatte er außer einem kleinen Kapital zur Etablirung eines Geschäfts Entwürfe zu folgenden Vorstellungen an den Landtag, die er den Armen seines Stadtviertels erklären und zur Unterschrift vorlegen sollte:

1) über völlige Emancipation der Gemeinden von der Büreaukratie und Herstellung einer auf Freiheit und Gleichberechtigung basirten Gemeindeverfassung;
2) über Verminderung des stehenden Heeres und Verwendung der dadurch ersparten Millionen zur Gründung von Erziehungs-, Arbeits- und Versorgungs-Anstalten für die Armen, insbesondere auch von Stipendien für talentvolle arme Kinder;
3) über eine wirkliche Repräsentativverfassung für den ganzen Staat mit freier Presse;
4) über vorläufige radicale Abänderung der bei den Provinzialständen bestehenden Vertretung;
5) über Abschaffung der Autonomie des rheinischen Adels;
6) über Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer und Einführung einer Vermögenssteuer;
7) über Abschaffung ꝛc. ꝛc.

Dieſe Petitionen ſollten in allen Städten der Provinz in Umlauf geſetzt und den Vertretern aller vier „Stände“ zugleich nebſt einer Denkſchrift überreicht werden. So war es der Plan des Mannes, der ſie entworfen hatte.

Der Proletarier war ganz von dem Plan erfüllt, und die beſten Grundſätze hatten ſeiner fauſtballenden Verzweiflung Platz gemacht. Nachdem er die Seinigen durch die Kunde von dem unerwarteten Glück überraſcht, das ihnen zu Theil geworden, beſprach er ſich ſofort mit ſeinen Bekannten über die Petitionen an den Landtag und ſammelte Unterſchriften. Am andern Tag hieß es, die Polizei habe die Petitionen in Beſchlag genommen und den Proletarier als Unruheſtifter, der „am gewaltſamen Umſturz des Beſtehenden arbeite“, in's Gefängniß gebracht.

Als der Verfaſſer der Petitionen dies vernahm, rief er aus: „Und dennoch! Wenn auch das Billigſte als Verbrechen betrachtet wird, wir dürfen dennoch die Geduld nicht verlieren; je mehr Hinderniſſe, deſto feſteren Willen! Ein ſchlechter Soldat im Kampf der Politik, der wegen eines Flintenſchußes aus der Feſtung die Belagerung aufgibt! Aber es war bis jetzt unſer erſter Fehler, daß wir kämpften wie die Wilden: im Anlauf ſind ſie ſtürmiſch, in Schlichen ſind ſie thätig, aber in ehrlicher, offener Schlacht nehmen ſie die Flucht, ſobald der erſte Mann fällt.“

Hat der Mann Recht?

VII.

Der heilige Rock und die Schwarzröcke.

Die Freiheit iſt untheilbar!

Möchten alle nach Freiheit Strebenden dieſe Wahrheit zu ihrem Motto wählen. Wer den Freiheitsbaum aufziehen will, muß ſeine Zweige nach allen Seiten hin frei auswachſen laſſen. Wer frei ſein will, darf ſein Streben nicht auf die politiſchen Zuſtände allein richten, denn die Politik ſteht in genauem Zuſammenhang mit dem übrigen Leben, und eine Befangenheit auf dem nicht politiſchen Gebiet ſtreut unfehlbar ihren Saamen auch auf das politiſche hinüber. Am meiſten gilt das in Bezug auf das religiöſe Leben. Politiſche Freiheit gedeiht nicht auf die Dauer neben religiöſer Unfreiheit, und ohne religiöſe Emancipation führt ſie den Menſchen nur halbweg ſeiner Beſtimmung entgegen. Die religiöſe Unfreiheit iſt ſtets die mächtigſte Bundesgenoſſin der Feinde der politiſchen Freiheit geweſen, wenn ſie auch zeitweiſe in confeſſionellen Reibungen ſich einander feindlich entgegenſetzten, denn beide haben im Grunde ein gleiches Intereſſe, beide beziehen ihren Unter-

halt aus einer und derselben Kasse: aus der gläubigen Kasse der bankerotten Vernunft. Wer daher gegen Despotismus und Reaction kämpft, muß auch gegen Religionsverfinsterung und Pfaffenwirthschaft kämpfen. Eine Verbrüderung der politischen Opposition mit der pfäffischen, worauf hier und da von Freiheitsfreunden eine Hoffnung gebaut wird, ist eine Mesalliance der krassesten Sorte und nur ganz eigenthümliche historische Verhältnisse können sie einigermaßen entschuldigen, wie mitunter erklären. Es ist keine Frage, daß O'Connel vielleicht kaum die Hälfte von dem, was er geworden und erreicht, geworden wäre und erreicht hätte, wenn nicht die Verbrüderung mit der Pfaffenmacht ihm zur Stütze diente. Aber es ist ebenso wenig eine Frage, daß O'Connel seine jetzige Größe um ihr ganzes Maß überragen würde, wenn er ohne Pfaffen und sogar als Feind der Pfaffen seinen Kampf durchgeführt hätte, obschon er dann der Huldigungen und Lobpreisungen von Tausenden entbehren würde, die von wahrer Freiheit keine Idee haben. Auch ist es so sicher, als die Abwechselung von Nacht und Tag, daß, wenn der irische Kampf durchgekämpft sein wird, die irischen Pfaffen die Rechnung für ihre Hülfe nicht vergessen, und daß sie ihre Bezahlung auf Kosten des Volkes empfangen werden. Es gibt keine unglücklichere Freiheit, als die mit Hülfe der Pfaffen errungen werden muß. Deshalb verzichte man von vorn herein auf eine Hülfe, die man vor seiner Ueberzeugung nicht rechtfertigen kann, und bekämpfe die Feinde der Freiheit links nicht minder, als die Feinde rechts.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich an anderer Stelle schon davor verwahrt, daß man ihn für einen Schutzredner

der positiven Religion halten könnte. Aber, obschon sein persönliches Glaubensbekenntniß sie verwerfen muß, und obschon er gelegentlich nicht unterlassen wird, sein Scherflein für die Aufklärung beizutragen, so ist er doch auf der anderen Seite zu der Billigkeit gelangt, solche Aufklärung nicht durch bloße Befeindung Andersdenkender erzwingen zu wollen, hält es aber zugleich für ein energisches und praktisches Mittel der religiösen Aufklärung, wenn die Vertreter und Anhänger der positiven Religion auf alle Weise genöthigt werden, den Zweck derselben in Worten und Handlungen festzuhalten, den Mißbrauch des unnöthigen Aussenwerks aber zu unterlassen. Wem die positive Religion Bedürfniß ist, von dem soll man nicht verlangen, daß er sie quittire, wenn man nicht im Stande ist, ihm Ueberzeugungen dafür an die Stelle zu geben, bei denen er auch bei seinen Erziehungs- und sonstigen Verhältnissen für sich und für die Menschheit nicht schlechter fährt, als bei seiner Anhänglichkeit an die positiven Lehren. Die Vernunft muß und wird siegen, aber sie soll nicht unterjochen oder verbannen wollen, wenn sie nicht überzeugen und beglücken kann. Verbannen und bekämpfen soll sie aber von vorn herein jede Ausartung der erklärten Grundprincipien in Trug und Heuchelei, welche sich die Anhänger des Positiven zu Schulden kommen lassen.

Man lasse also die Billigkeit, aber auch das Recht nicht aus dem Auge. Das Recht verlangt unabweislich, daß die positive Religion, welche als alleinseligmachend die freie Vernunft in den Bann thut, ihren erklärten Zweck, die Menschen zu veredeln und sittlich zu machen, auch wirklich erreiche, und daß ihre Vertreter sich auf das Strengste

an dieſen Zweck allein binden. Es verlangt, daß dieſe Vertreter den Geiſt der poſitiven Religion, wie deren Stifter ſie gelehrt hat, würdig auffaſſen und nicht das Poſitive allein feſthalten, die Religion aber an die Seite ſetzen. Es verlangt, daß ſie durchdrungen ſeien von dem, was ſie Andren lehren wollen, daß ſie es durch eigenes Beiſpiel bewähren, daß ſie es nicht zur Verdummung und Unterjochung Anderer mißbrauchen. Es verlangt, daß ſie für die Religon der Religion wegen, aber nicht ihrer ſelbſt wegen auftreten und handeln. Es verlangt, daß ſie Religionslehrer, nicht Pfaffen ſeien.

Wenn die Vertreter wie die Anhänger der poſitiven Religion dieſelbe in ſolcher Weiſe auffaſſen und verwirklichen, ſo hat kein Menſch das Recht, ſie anzufeinden. Will er dennoch auf ſie einwirken, weil eben die Vernunft und Ueberzeugung Propaganda machen muß, ſo thue er es mit den Mitteln einer ruhigen Kritik und einer humanen Belehrung.

Wenn aber die Vertreter der poſitiven Religion ſie als ein Mittel egoiſtiſcher Zwecke, als Mittel der Herrſchſucht, der Verdummung, der Entwürdigung des Menſchen benutzen, dann iſt der Vernunft der Handſchuh offen hingeworfen, dann iſt der Friede gebrochen, und dann iſt der Augenblick gekommen, wo man das Schwert von der Wand langen muß. Eine ſolche Zeit iſt jetzt herangebrochen. Auch die größte Toleranz darf im Obſcurantismus uns keinen Luxus treiben laſſen. Der Pfaffengeiſt hat begonnen, ſeine ganze mittelalterliche Rüſtkammer wieder auszupacken, um das Terrain, das er an die Aufklärung verloren, à tout prix wiederzuerobern. Jetzt iſt es nicht

blos Recht, jetzt iſt es Pflicht, die Rüſtkammer der Vernunft ebenfalls zu öffnen. Mögen hier und da alte Weiber in der Preſſe ſchreien, das führe zu Zwieſpalt, das lenke von der Politik ab ꝛc. — ſolch Gerede weiß nicht, was es will. Auf dem Gebiet der Politik reine Bahn zu machen, iſt ja eben nicht möglich, wenn nicht auch auf dem Erndtefeld des Pfaffenthums reine Bahn gemacht wird. Es iſt die größte Thorheit, zu glauben, daß man die religiöſe Aufklärung umgehen könne. Die Anhänger, die wir gewinnen wollen, ſollen Menſchen ſein, ganze Menſchen. Soll man ſie auf der einen Seite politiſch-menſchlich anſtreichen, während ſie auf der andern die durchdringende Farbe der Pfaffenverblendung tragen? Soll man einen Menſchen blos heute gewinnen, um ihn morgen wieder zu verlieren? Mögen jene Friedensſtimmen zur Beſinnung kommen. Wenn ſie den Leib eines Menſchen beleidigen ſehen, ſchreien ſie Zeter; wie, und ſeinen Geiſt wollt ihr gleichgültig beleidigen, mißbrauchen, unter die Füße der Finſterlinge treten ſehen? Das „Thier" im Menſchen nehmt ihr in Schutz, und den „Gott" im Menſchen wollt ihr herabwürdigen laſſen? Kann es euch nur Ernſt damit ſein, Menſchen politiſche Rechte erwerben zu wollen, die noch durch vermoderte Menſchenknochen und Zeuglappen ihre Seele erheben laſſen, die, wie es z. B. in Aachen geſchieht, „die Schulter und ein Gebein der h. Maria Magdalena", „zwei merkliche Beine vom Haupte des h. Quirinus", „ein Bein und etwas Blut des h. Stephanus", „einen Theil der h. Wallburgis" u. ſ. w. oder, wie es in Trier geſchieht, den „heiligen ungenähten Rock des Heilandes" in allem Ernſt verehren und anbeten? Und gegen Die wollt

ihr Frieden predigen, die den Menschengeist bis zu solchem Grade des Aberglaubens herabwürdigen?

Nie ist der Menschengeist empörender gemißbraucht und unter die Füße getreten worden, als im Jahr 1844.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte die Absicht, sich den Pfaffenbekämpfern mit einem längern Artikel über den heiligen Rock anzuschließen, der ein passendes Motiv darbot, um die ganze mittelalterliche Garderobe der schwarzen Herrn auszupacken und zu lüften. Er sieht sich aber jetzt theils wegen Mangels an Zeit, theils weil die schwarzen Herrn selbst sich gegenwärtig so erfreulich mit dem hl. Rock herumzerren, veranlaßt, sich kürzer zu fassen und beschränkt sich darauf, mit einigen undiplomatischen Worten die Tendenz jener Garderobefrömmigkeit in der Zusammenstellung mit einem Act der ultramontanen Moral hervorzuheben.

Die pfäffische und die Geld-Speculation hat mehrere salbungsreiche Schriften über den heiligen Rock in die Welt geschickt. Außer dem Bischof von Hommer hat auch ein „Professor" Caspari, der das Opus des Bischofs blos mit einer andren Sauce übergossen, und ein „Professor" Marr der Welt ein Langes und Breites über die Heiligkeit des alten Stückes Zeug vorgeschwatzt, das zu Trier die Elite der Christenheit um sich versammelt hat. Die Ergießungen der beiden sogenannten Professoren mögen bei Seite bleiben; schöpfen wir daher blos aus der bischöflichen Quelle, die jedenfalls die ächteste ist. Es muß sich herausstellen, daß die Pfaffen und ihre Diener selbst nicht an die Dinge glauben und glauben können, womit sie dem gläubigen Volk den Kopf anfüllen; sie müssen also offen dem Vorwurf der Betrügerei bloßgestellt werden, damit sie den

Muth verlieren, die Schwachheit ihrer Mitmenſchen ferner auf ſo unchriſtliche Art zu mißbrauchen.

Auf der erſten Seite ſeiner Schrift thut der Herr von Hommer im Namen des Leſers die naive Frage: „iſt die Sache auch ächt?“ Und die motivirte Antwort lautet auf der zweiten Seite: „Völlige Gewißheit über die Aechtheit des heiligen Rocks dürfen wir alſo nicht fordern.“ Zu dieſer Antwort hat der Biſchof um ſo mehr Grund, da er S. 3 ſagt: „die älteſten Nachrichten, welche wir von dem heiligen Rock unſers Erlöſers haben, ſind aus dem ſechſten Jahrhundert.“

Mit dieſen Aeußerungen hat man ſchon genug. Setzt es nicht die unverſchämteſte Gewiſſenloſigkeit voraus, in Dingen, die man für das Volk und das Heil der Welt als ſo wichtig erklärt, Data als gewiß annehmen und mit Berechnung wirken zu laſſen, die man geſchichtlich ſelbſt als zweifelhaft erklären muß? Wir ſprechen natürlich nicht davon, ob die frommen Herrn, wenn der heilige Rock wirklich und unzweifelhaft ächt wäre, es mit ihrer Vernunft und ihrem Gewiſſen würden vereinigen könnnen, daß ſie ihn zum Gegenſtand der Verehrung, des Wunderglaubens ꝛc. machten; nein, wir fragen blos, wie ſie es verantworten können, daß ſie eine Million Menſchen um ein altes Kleid, als um den wirklich ächten heiligen Rock, zuſammen ſchaaren, während ſie in ihren eigenen Darſtellungen die Zweifel an jener Aechtheit nicht verleugnen können? Es iſt wirklich weit mit unſeren Gläubigen gekommen, daß die Pfaffen vor ihnen unter ſo eclatanten Umſtänden einen Glauben an die Aechtheit eines Stücks Zeug ſimuliren durften, von dem ſie ſelbſt erklären, daß

es ein halbes Jahrtausend lang nach seinem Entstehen nichts von sich reden gemacht. Am meisten muß man sich über die Gläubigkeit der Hausfrauen wundern, die sich doch auf die Wäsche verstehen und wissen, daß ein Stück derartiges Zeug nicht hundert, geschweige denn achtzehnhundert Jahre verwahrlos't umherliegt, ohne vermodert und zerlegen zu sein. Schämt ihr euch denn nicht, ihr Leute, daß ihr eure handgreiflichsten Kenntnisse, die ihr bei einem Handel um 10 Silbergroschen euch nicht abschwatzen laßt, bei einem Handel verleugnet, wo euer ganzer Menschenverstand auf dem Spiele steht? Ihr habt vielleicht zu gute Begriffe von der Ehrlichkeit und nehmt vielleicht an, daß man unehrlich genug sein könne, euch um euer Geld, nicht aber, euch um euren Verstand zu betrügen. Wißt ihr denn nicht, daß es zuerst an den Verstand und dann auch an den Beutel geht? Wißt ihr denn nicht, daß der um Alles betrogen ist, der sich um den Verstand betrügen läßt, und daß daher diejenigen Betrüger die gefährlichsten sind, die sich zuerst eueres Verstandes zu bemächtigen suchen? Zwar sucht man euch den Spielraum des Glaubens zu lassen und der Bischof von Hommer sagt (S. 34): „Hat der Mensch Vorliebe für eine Sache, so nimmt er halbe Beweise für vollgültige an und überläßt sich gern dem Glauben, daß das, was er wünscht, wahr sei"; aber wenn ihr „Vorliebe" für die „Sache" der Wahrheit habt, was ihr doch nicht abstreiten werdet, warum nehmt ihr denn nicht die überwiegenden Zeugnisse der Geschichte und eueres gesunden Menschenverstandes für „vollgültige Beweise" der Wahrheit an, daß der heilige Rock zu Trier ein unächter, ein alter Lappen Zeug ist,

mit dem euch die Pfaffen den Verstand einwickeln wollen? Warum laßt ihr eueren „Glauben" sich für das entscheiden, was ihm eben am meisten widerstrebt, was die meisten „Beweise" gegen sich hat? Auf Seite 2 seiner Schrift, wo der Bischof von Hommer sich über andere heilige Röcke ausspricht, sagt er u. A.: „Zu Köln soll ein Rock des Erlösers in der Kirche der heiligen Magdalena vorhanden sein. Da jedoch kein besonderer Anspruch auf die Aechtheit desselben gemacht wird, so scheint es, daß es entweder ein nachgemachter, oder irgend ein anderes Kleidungsstück, nicht der ungenähte Rock des Heilandes sei." Da seht ihr es. Ein Bischof zu Trier nimmt selbst an, daß die Pfaffen zu Köln einen nachgemachten Rock oder ein anderes Kleidungsstück als ein Heiligthum in der Kirche aufbewahrt haben. Liegt es nicht sehr nah, hier gleich den Spieß umzukehren? Wenn es blos darauf ankommt, daß ein „besonderer Anspruch auf die Aechtheit" gemacht wird, was hindert dann daran, jeden alten Kittel für einen heiligen Rock zu erklären?

Der Bischof von Hommer, der wenigstens sich nicht an dem thätlichen Mißbrauch betheiligt hat, welcher mit dem heiligen Rock getrieben worden, ist fast im Stande, mit seinen Bemühungen durch seine Naivetät auszusöhnen.

Nachdem er S. 18. erzählt, daß der Erzbischof Johannes I. im Jahr 1196 plötzlich in einem alten Winkel den heiligen Rock „mit offenbaren Andeutungen versehen" wiedergefunden, „ohne daß Jemand der damals Lebenden sich erinnerte, daß er hierhin versetzt worden sei, wahrscheinlich weil dies in der Stille geschah" ꝛc., berichtet er S. 19 darüber, daß der Kaiser Maximilian

einſt den heiligen Rock zu ſehen verlangt, „dieſe Zumuthung jedoch den ohnehin in dergleichen Dingen ſehr ängſtlichen Erzbiſchof in große Verlegenheit“ geſetzt habe. Der Biſchof „wich aus, zögerte“ ꝛc., kurz um, er wollte den Kaiſer gar nicht des beſeligenden Anblicks *) der Reliquie

*) Wie dieſer Anblick wirkt, das berichtet uns der „Profeſſor“ Caspari in folgender Weiſe:

„Eine Lage weißleinener Tücher bedeckte das Ganze, darunter war das heilige Kleid, eingehüllt in ein großes rothes ſeidenes Tuch, darüber eine Lage Wolle; darüber wieder ein blau ſeidenes Tuch, dann einige weiße ſeidene Tücher. Die freudige Wehmuth, der ſchauervolle Ernſt, der bei Anſicht dieſes heiligen Gewandes in Aller Mienen ausgedrückt war, iſt kaum zu beſchreiben. Des hochwürdigſten Herrn Biſchofs Hände zitterten, als er es ausbreitete, Perſonen, die ſich im Hintergrunde auf Stühle geſtellt hatten, vermochten nicht, ſich darauf zu halten, mehreren wankten die Kniee. Der hochwürdigſte Herr Biſchof nahm nun das heilige Kleid heraus, legte es in ſeiner ganzen Größe auf einen mit Leinwand überzogenen Tiſch zur Beſchauung hin. So lag nun der heilige Rock ausgebreitet da, — ein Jeder nach Rang und Ordnung durfte hinzutreten und ihn genau beſehen. Der fromme Gläubige, der das Glück haben wird, das heilige Kleinod zu ſehen, verſäume ja nicht, ſeinen forſchenden Blick oben nach dem Halſe an der rechten Schulter hinzuwenden, wo man noch deutlich Blutflecken erkennen kann, auch iſt eine Verletzung auf derſelben bemerkbar, wahrſcheinlich herrührend von dem ſchweren Kreuzbalken, der die Schultern des lieben Heilandes drückte. — Gott, wie viele Betrachtungen knüpfen ſich an dieſen einen Gedanken! O glücklich, wer nicht mit blöden Augen, ſondern mit einem Auge, dem das Gnadenlicht leuchtet, dahin ſchaut! — —“ (Die zwei — — ſind von Hrn. Caspari.)

theilhaftig werden laſſen. Endlich erklärte er gar: „wie man allgemein dafür halte, daß es gefährlich ſei, den heiligen Rock zu zeigen, indem Gott der Herr durchgängig bei einer ſolchen Gelegenheit Merkmale ſeines Mißfallens gegeben habe.“ (Dies durchgängige Mißfallen wird denn erklärt durch das Malheur eines Mönches, der heimlich in den Kaſten mit dem heil. Rock geſehen und dadurch blind geworden ſei.“) Der Kaiſer ließ ſich aber nicht abſchrecken, und endlich nach langen Vorbereitungen, während welcher man fünfzig heilige Röcke hätte herbeiſchaffen und einmauern können, wurde denn endlich der Schatz an's Licht gebracht.

Die naivſte Stelle in der Schrift iſt aber folgende (Seite 30):

„Bemerkenswerth iſt es, daß Clemens Wenceslaus, der ein ſo gar frommer Erzbiſchof war, nie den h. Rock ſehen wollte, wenn ihm auch der Antrag dazu gemacht wurde. Warum nicht? Wahrſcheinlich 1) weil er nur auf das Weſentliche der Religion hielt und allem nicht Weſentlichen abhold war; 2) weil er vielleicht beſorgte, das jedesmalige Herausnehmen würde der Erhaltung desſelben nachtheilig ſein; 3) und gewiß vorzüglich wollte er — da in unſern Tagen alles Heilige ſo leicht in Zweifel gezogen und bespöttelt wird, — nicht die Veranlaſſung geben, daß die h. Reliquie der Gefahr einer unbeſcheidenen Kritik ausgeſetzt werde.“

Alſo was der eine Biſchof für unweſentlich erklärt, das hält der Andre für weſentlich genug, um dafür die ganze Chriſtenheit in Bewegung und die Sparpfennige und

die Gesundheit von hunderttausend armen Teufeln auf das Spiel zu setzen.

Es wird an diesen Proben genug sein, um die „Gläubigen" darauf aufmerksam zu machen, wie man ihrer Gläubigkeit mitspielt, und wie sehr sie sich bei Allem in Acht zu nehmen haben, wo die Vertreter der Religion, seien es protestantische oder katholische, etwas Andres von ihnen verlangen, als daß sie in Gesinnungen und Handlungen tugendhafte Menschen nach dem wahren Geist des Christenthums sein sollen. Es soll jetzt an einer andren, ächt römischen Probe, ebenfalls aus dem Jahr 1844, gezeigt werden, was diese Herrn, die Gott den Herrn, den Glauben, die Frömmigkeit ꝛc. beständig im Munde führen und den Ueberfluß ihrer religiösen Verehrung vom Evangelium aus noch auf Knochen und Röcke sich ergießen lassen, unter dem Wesen und Zweck aller Religion, was sie eigentlich unter Recht, Wahrheit, Tugend, Ueberzeugung ꝛc. verstehen.

Der verstorbene Professor Hermes zu Bonn war ein so eifriger Katholik, daß er sich nicht einmal mit dem historischen Felsen Petri begnügte, worauf die Kirche der Gläubigen gebaut ist, sondern er wollte die Vortrefflichkeit dieser Kirche auch durch die Vernunft beweisen. Er wollte das Gebot des Glaubens auch durch ein Gebot der Vernunft unterstützen, damit die Kirche um so weniger von den Pforten der Hölle überwältigt werden könne. Dieser Eifer, den man während seiner Lebzeiten höchlich pries und anerkannte, wurde ihm nach seinem Tode übel angerechnet. Der Felsen Petri, dachte man, bedarf keiner Vernunftstütze, es ist sogar frevelhaft, die Vernunft gebrauchen

zu wollen, wo der Glaube ausreichen muß, und als Menſch beweiſen zu wollen, was von Gott geboten iſt. Man dachte, wenn wir einmal zugeben, daß die Vernunft zur Stützung des römiſchen Felſens mitwirke, was gewiß ein mißliches Unternehmen iſt, dann wird ſie auch leicht einen Schritt weiter gehen, um den Felſen zu untergraben. Beides gränzt näher aneinander, als es ſcheint. Vernunft darf in unſerm Tempel nicht genannt werden. In dieſer Art ſcheint die Lehre des Hermes aufgefaßt und von vernunftfeindlichen Finſterlingen dem Papſt denuncirt worden zu ſein. Man mag dabei zugleich herausgebracht und in Rechnung geſtellt haben, daß der Erzbiſchof Spiegel, bei welchem der Profeſſor Hermes ſehr viel galt, und der deſſen Rath ſtets benutzte, im Jahr 1825 mit der preußiſchen Regierung den Plan ſoll entworfen haben, die katholiſche Facultät zu Bonn in theologiſchen Dingen an die Spitze zu ſtellen, was eine Schmälerung der ultramontanen Gewalt zur Folge haben mußte. Dieſe verſchiedenen Erwägungen, die man in Rom hervorgerufen zu haben ſcheint, machten den römiſchen Stuhl zittern: man glaubte die katholiſche Religion an die Vernunft und das römiſche Regiment an das preußiſche Gouvernement verkauft. Es wurde daher beſchloſſen, mit dem gefährlichen Hermeſianismus, der von der einen Seite die Vernunft zur Adjutantin der Religion hatte machen und von der anderen Seite den römiſchen Krummſtab zeitgemäß hatte kürzen wollen, eine Radicalkur vorzunehmen. Zu dem Zwecke erließ der Papſt ein ſogenanntes Breve, das jedoch ziemlich lang iſt, worin er den früher ſo geprieſenen Profeſſor Hermes nach vorhergegangener Aufführung von allerlei Calamitäten und Böſewichtern mit anderen

Worten als einen Verräther der Religion darſtellte und ſeine ſämmtlichen Werke, obſchon der Haupttheil derſelben noch gar nicht erſchienen war, im Feuer der römiſchen Verdammung öffentlich verbrannte. Das alles geſchah auf das verleumderiſche Zeugniß geheimer Denuncianten und mit Zugrundelegung von herausgeriſſenen Stellen, die in Rom theils abſichtlich, theils aus Unkenntniß falſch überſetzt und zu einem Hochverrathsdocument zuſammengeſchmiedet wurden. Der Papſt ſelbſt, der das Urtheil ſprach, verſtand kein Wort deutſch und machte zum Fundament ſeiner Unfehlbarkeit die falſchen Zeugniſſe der Finſterlinge.

Als der lange Beſen des Breve fertig war, fing man an, die Kirche damit zu fegen. Rechts und links flogen die Anhänger des Hermes auf die Seite, und die Meiſten thaten demüthig Abbitte und ſchwuren auf den Knieen die ſchweren Irrthümer ab, die ihre ſtets Ordre parirende Ueberzeugung ſich früher angeeignet hatte. Diejenigen, die nicht folgten, wurden aus dem Tempel hinausgefegt. Die Reihe kam auch an die Profeſſoren Braun und Achterfeldt. Wenn dieſe Männer auch von der Grundloſigkeit des Verdammungsurtheiles überzeugt waren, ſo gaben ſie doch dem Generalvicar Hüsgen die geforderte Erklärung ab, daß ſie ſich der Verdammung der Hermeſiſchen Lehre unterwürfen. Als Untergebene konnten und mußten ſie dem päpſtlichen Gebot Folge leiſten, da ſich die Forderung damals darauf beſchränkte, die Hermeſiſche Lehre zu meiden, ihre Verdammung zu reſpectiren. Als aber der Herr von Geißel Biſchof in Köln wurde, änderte ſich die Forderung. Die früher abgegebene, von dem Generalvicar Hüsgen als genügend angenommene Erklärung der beiden

Profeſſoren war räthſelhafter Weiſe aus den Acten der biſchöflichen Regiſtratur verſchwunden, und man leitete allmählig eine neue Forderung ein, wonach die Erklärung nicht blos das Verſprechen enthalten ſollte, die Verdammung der Hermeſiſchen Lehre zu reſpectiren, ſondern auch die Unterwerfung unter das Breve dahin ausgelegt wurde, daß der ſich Unterwerfende deſſen ganzen Inhalt mit Ueberzeugung in ſich aufnehmen ſollte. Er ſollte alſo den Hermes für einen Religionsverräther oder — was auf dem katholiſchen Standpunkte gleichbedeutend iſt — für einen ſchlechten Menſchen erklären und zugleich zugeben, daß die verdammten Lehren wirklich in den Schriften desſelben enthalten ſeien.

Früher hatte man gleichſam blos verlangt, daß die beiden Profeſſoren nicht ein fremdes Haus beſuchen, jetzt verlangte man auch, daß ſie in ihr eigenes Haus einen Fremden als Hausherrn aufnehmen ſollten. Ihre Ueberzeugung und ihre Vernunft ſollten ſie hinausjagen und dafür das Breve einziehen laſſen. Sie thaten das nicht, ſie machten geltend, daß der Profeſſor Hermes, der ihr Lehrer und Freund geweſen, ein ganz anderer Menſch als der Hermes des Breve war, und daß ſich in deſſen Schriften, die ſie gründlich ſtudirt hatten, die verdammten Lehren durchaus nicht vorfänden. Sie wollten daher „kein falſches Zeugniß ablegen wider ihren Nächſten.“ Das war in den Augen der Italiener ein Capitalverbrechen. Der Eine ſagte: „Rom hat geſprochen, die Sache iſt zu Ende“; der Andere ſagte: „nicht discutiren, unterwerfen ſollt ihr euch.“ Nach langen Verhandlungen brachte man es endlich dahin, daß beide Profeſſoren vom Poſten entfernt wurden. Sie ver-

loren den Posten, weil sie nicht falsches Zeugniß ablegen wollten wider ihren Nächsten. Wären sie niederträchtige Heuchler gewesen, die ihre Ueberzeugung mit der Rettung zeitlicher Vortheile bestochen und mit dem sogenannten schuldigen Gehorsam gegen das römische oder kölnische Gebot beruhigt hätten, so waren sie „treue Söhne der Kirche", an welchen gewisse Leute „ihr Wohlgefallen" hatten; jetzt handelten sie als rechtschaffene Männer, und diese rechtschaffenen Männer wurden von der kirchlichen Obrigkeit verfolgt und von der weltlichen im Stich gelassen. Man hatte von ihnen einen Mord an ihren klarsten Ueberzeugungen verlangt, und daß sie diesen Selbstmord nicht begingen, war irreligiös. Sie sollten sich bis in die innersten Fasern und die äußersten Extremitäten der Seele dem römischen Gebot anschmiegen, sie sollten moralisch ersterben und aufgehen in Gehorsam. Man wollte den selbstständigen Menschen völlig in ihnen vernichten, um sie zu zuverlässigen Maschinen des römischen Despotismus zu machen; man wollte in ihrer Selbsterniedrigung eine Trophäe der pfäffischen Obergewalt schaffen und im Tiegel des unbedingten Gehorsams auch ihren letzten Rest eigenen moralischen Werthes ausscheiden, damit nichts übrig bliebe, als die Schlacke für den Staub unter dem Fuß der Despoten.

Dies Beispiel zeigt, was die Pfaffen unter Religion verstehen. Ueberzeugung, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, das ist ihnen Alles Plunder, den man über Bord wirft, sobald es gilt, das Schiff des starren römischen Regiments vor dem wirklichen oder eingebildeten Sturm der Vernunft oder vor einer sonstigen Gefahr in Sicherheit zu bringen. Nicht Moral, nur Herrschaft wollen diese Italiener. Die un-

ſinnige Unfehlbarkeit des Papſtes haben ſie mit der ſcheußlichen Lehre vom unbedingten Gehorſam zu einem zweiſchneidigen Henkerſchwert zuſammengeſchmiedet, womit ſie der Vernunft und der Moral in einem Hieb den Kopf abhauen, wenn die Delinquenten wider das römiſche Commando ein Gegenwort gewagt haben. Was müſſen dieſe Leute für einen Begriff vom Menſchen haben, daß ſie ſich unterſtehen, noch in unſerer Zeit ſolche Gebote an ihn zu richten! Einen Mann, den ich als ein Muſter von Rechtlichkeit von Kindesbeinen an kenne, ſoll ich auf römiſches Gebot „cordo et animo" für einen Schurken erklären; Schriften, die ich nach lebenslangem Studium für ſtrenz gläubig erkannt habe, ſoll ich auf römiſches Gebot „cordo et animo" als Ketzereien verdammen. Ich ſoll den Tag für die Nacht, die Sonne für den Mond, weiß für ſchwarz, den Herrgott für den Teufel erklären, und Alles mit Ueberzeugung! Wir müſſen doch noch erſchrecklich weit in der Cultur zurück ſein; wüßten wir es nach nichts Anderem, ſo könnten wir es daran erkennen, daß das Pfaffenregiment ſich noch ſolche Attentate wider Vernunft und Moral bei uns erlauben darf. Nun mögen die Gläubigen an dieſem Beiſpiele erkennen, welchen Herren ſie dienen; nun mag man ſich in der Vorſtellung den Pfuhl von Heuchelei und Jeſuitenſchmutz ausmalen, der unter dieſer ſtarren Decke des römiſchen Pfaffendespotismus fault. Wer ein Gebot, wie das oben beleuchtete, ſtellen kann, dem kann auch kein Gebot zu ſchlecht ſein; wer den Widerſtand gegen jenes Gebot zum Verbrechen ſtempeln kann, dem kann auch keine Tugend mehr reſpectabel ſein; wer die Folgſamkeit gegen ein ſolches Gebot rechtfertigen kann,

dem kann auch keine Heuchelei mehr Bedenken erregen. Und ſolche Leute haben die Function, Andern „die Sünden zu vergeben!“ Wie paſſen dieſe Schwarzröcke zu dem Rock des Mannes, der für ſeine Ueberzeugung geſtorben iſt?

VIII.

Der Liberalismus als Vogelscheuche.

Donec eris servus, multos numerabis amicos.

Es gibt nichts Beglückenderes und Troſtreicheres, als das zuthunliche Aneinanderſchließen der Servilen mit ihren in Chriſto und Loyalität vereinigten Herzen. Seht, wie innig ſie ſind, wie gemeinſchaftlich, wie brüderlich, wie unzertrennlich, als hätten ſie ihr Leben lang zuſammen in Einem Käfig geſeſſen! Seht, wie gattungsmäßig-unterſchiedslos ſie verſchmolzen ſind! Seht, wie ſie zu Hunderten ein Herz und eine Seele bilden in der Gemeinſchaft der äußeren und inneren Livree! Sie würden ſich vielleicht die Augen auskratzen, wenn man ſie aus ihrem beglückenden und vereinigenden Unterthanenverbande heraus verpflanzte und auf einem fremden Boden losließe; ſie würden ſich einander prügeln und todtſchlagen, im Fall ſie anders die Courage dazu gewönnen, und kein Menſch würde mehr erkennen, daß ſie einſt mit Hand und Herz, mit Mund und Magen, mit Lunge und Leber Freunde und Brüder waren. Jetzt aber iſt all ihre trennende Leidenſchaft und Untugend neutraliſirt, und ſie ſind zu einem einigen Conglomerat verſchmolzen im Tiegel der loyalen Dienerſeligkeit. Wie ſie ſo ſüß mit einander thun! Wie ſie ſich ſo verbindlich grüßen! Wie ſie ſich ſo brüderlich

die Hand drücken! Wie sie an loyalen Festtagen mit einander munter werden in ihrem Festrock! Wie sie Chorus machen im Hurrahschreien und mit schwimmendem Blick ersterben in der Trunkenheit patriotischer Selbstvernichtung! Vor Allem aber — wie sie so charaktermuthig in Abscheu sich zusammenthun, wenn es gilt, den Verdacht einer möglichen Sympathie für irgend eine liberale Verbrechertendenz fern zu halten, oder den Verbrecher mit der Miene der Verachtung zu strafen! Sie machen Gesichter, als gält' es, durch Blicke der Verachtung zum Mindesten einen Orden oder eine Gehaltserhöhung von 10 Silbergroschen monatlich zu verdienen. Freilich lassen sie darum die Gerechtigkeit nicht aus den Augen und richten ihr Benehmen nach dem Verdienst ein, denn wenn der Verbrecher plötzlich Minister oder gar König würde, sie erstürben auf der Stelle vor dem Verachteten in angestammter Hingebung und Verehrung.

Neulich hatte sich ein Mann zwischen dem 40sten und 60sten Grade nördlicher Breite unterstanden, eine liberale Schrift unter seinem Namen herauszugeben, worin er politische Variationen über das Thema lieferte, daß zweimal zwei vier ist. Der Unglückliche! Er hatte nicht bedacht, daß der Mensch kein Vogel ist, und daß, während unter diesem Geschlecht die Tagvögel sich verfolgend um die Eule sammeln, wenn sie sich ans Licht wagt, unter den Menschen die Eulennaturen sich auf den Tagvogel stürzen, wenn er den Respect vor ihrer Nacht aus den Augen setzt.

Bis zu einem gewissen Grade liberal sein, das geht schon ohne besondere Gefahr an. Man darf die Tugend

der Geſinnungsloſigkeit ohne Bedenken ſo weit vernachläßtigen, daß man von der Hofzeitung noch zur „geſinnungsvollen Oppoſition“ gerechnet wird. Aber bis hierher und nicht weiter! Die Leute haben einen wunderbaren Inſtinct, zu merken, wenn man dieſe Linie überſchritten hat, und dann iſt der Würfel gefallen. Sobald man verräth, daß man mit dem herrſchenden Syſtem, es ſei, wie es wolle, gebrochen hat, und daß man alſo durch einen Naturunterſchied von ihnen getrennt iſt, findet man ſtillſchweigend den Krieg erklärt, wo man ſich unter ihnen blicken läßt, und iſt, wenn wir ſonſt Friede behalten, bis an ſein ſeeliges Ende in den loyalen Bann gethan, wie das im Grunde ganz natürlich und recht iſt.

So war es auch dem Mann ergangen, von dem ſoeben die Rede war. Er hatte die entſcheidende Linie überſchritten, den loyalen Rubicon, und da er nicht wie Cäſar eine Anzahl Legionen hinter ſich hatte, ſondern ein alleinſtehender armer Teufel war, ſo konnte ſich ſo recht mit ungeſtörter Innigkeit der loyale Abſcheu gegen ihn ſättigen. Zum Unglück war er ein humoriſtiſcher Schalk, der ſeine Freude an ſeinen Gegnern hatte, und das war ein Grund mehr, ihn zu haſſen.

Ihr glaubt, es ſei für die Leute des Rückſchritts eine hinreichende Genugthuung, die Leute des Fortſchritts etwa einzuſperren? Nein, das iſt die wahre Strafe noch nicht, aber das Abſperren iſt das Mittel, ſie zu vollenden. Die katholiſchen Pfaffen haben aus chriſtlicher Liebe das, freilich etwas ſchwach gewordene Mittel erfunden, die Opponenten zu excommuniciren, in der Politik macht ſich das von ſelbſt, dort excommunicirt man die Opponenten ſtillſchweigend,

man ſtreicht ſie ſchon mit bloßen Mienen aus dem loyalen Verbande aus, man ſtraft ſie gleichſam mit dem moraliſchen Verluſt der Nationalcocarde.

Aber es ſind nicht immer die böswilligen Servilen, die den Liberalismus in den Bann thun. Es gibt auch tauſend gute, arme Seelen, die vor ihm erſchrecken. Der Mann zwiſchen dem 40 und 60. Grad nördlicher Breite erzählte neulich, es ſei ihm hundertmal begegnet, daß gute Bekannte, die ihn unter vier Augen ſehr lieb hatten und ihn Abends im Dunkeln freundlich grüßten, bei Tage ihm auf zweihundert Schritte ſchon auswichen, in eine andere Straße einbogen und Wege machten, an die ihr Herz nicht gedacht hatte, um nur nicht als Bekannte des gefährlichen Liberalismus angeſehen zu werden. Aber warum denn? Weil der Herr Liberalismus nichts zu befehlen und zu verſchenken hat. Könnte der Liberalismus mit einem Sack voll Orden, Anſtellungen, Verſorgungen und Connexionen über die Straße gehen, er hätte eine beſondere Leibwache nöthig, um ſich alle die guten Freunde vom Leibe zu halten. Aber der Liberalismus iſt ein armer Mann; er hat nichts, als höchſtens ein Bischen Ehre im Leibe, ein Bischen Geſinnung, ein Bischen Aerger und ein Bischen gutes Gewiſſen wegen Bewahrung der ihm anvertrauten Menſchenwürde. Und was läßt ſich damit machen? Die Ehre kann man nicht freſſen, die Geſinnung bringt kein Geld ein, den Aerger kann man auch zu Hauſe haben und auf das gute Gewiſſen kann man ſich für das ganze Leben kirchlich und amtlich ein Patent geben laſſen. Wozu ſoll man ſich alſo für den armen Liberalismus einer Unannehmlichkeit ausſetzen?

Der Humor muß irgendwo ſeine Nahrung finden, und wenn die Feinde ihn nicht verſorgen, ſo müſſen die Freunde Etwas für ihn thun, und wenn die ſcheuen Illiberalen ihm keine Nahrung mehr bieten, ſo müſſen die ſcheuen Liberalen ſie ihm liefern. So erzählt der Mann zwiſchen dem 40ſten und 60ſten Grad nördlicher Breite allerlei wunderbare Geſchichten, an denen er ſeinen Humor geweidet hat. Der eine Freund hat ihn nicht mehr gegrüßt, der andere iſt vor ihm davon gelaufen, der dritte hat ſich verleugnen laſſen. Die Mädchen wollten keine Küſſe mehr von ihm annehmen, weil die amtlichen Väter ſie gewarnt hatten; die Zeitungen wollten keine Artikel mehr von ihm aufnehmen, weil ſie den Kirchhof leiblich vor Augen ſahen; der Hofſchuſter wollte ihm keine Stiefel mehr anmeſſen, weil er auf zu liberalem Fuß lebe, kurz, der Humor begegnete ihm, wo er ſich nur blicken ließ.

Einſt erwiſchte er einen guten Freund, der eben im Begriff war, ihm zu echappiren, und ſtellte ihn darüber mit malitiöſer Offenheit zur Rede. „Du haſt ja aber keine Anſtellung, du biſt ja unabhängiger Gutsbeſitzer?“ ſagte er ihm. Aber ich habe einen Sohn auf dem Gymnaſium. „Und?“ Er iſt in Serta und hofft Michaelis in Quinta zu kommen!

Ein Anderer ſagte ihm, er ſei erſt eben verheirathet. „Und?“ Ich werde wahrſcheinlich mehrere Kinder bekommen. „Und?“ Wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, könnten ſie vielleicht auf den Staatsdienſt aſpiriren!

Ein Dritter geſtand ihm im Vertrauen, daß er eine Frau habe. „Und?“ Die Frau hat einen Bruder. „Und?“ Der Bruder hat eine Braut. „Und?“ Die Braut hat

ebenfalls einen Bruder. „Und?“ Dieser Bruder wünschte eine Bierbrauerei zu errichten!

Ein Vierter fürchtete, er könnte genöthigt werden, mit ihm in Correspondenz über Matthissons Gedichte und Anakreons Lieder zu gerathen. „Und?“ Von wegen etwaiger Haussuchungen —

Ein Fünfter gedachte auszuwandern. „Und?“ Nach Neuseeland. „Und?“ Er könnte dort mit dem Leben davon kommen. „Und?“ Er könnte dann nach Nordamerika gehen. „Und?“ Wenn es ihm dort auch nicht gefiele, könnte er einmal in sein Vaterland zurückkehren!

Ein Sechster hatte einen Vetter, der Prediger werden wollte, ein Siebenter hatte einen Domainenpächter zum Lieferanten, ein Achter hatte ein Vorgefühl, daß sein Vater sich noch mehrere Verdienste erwerben und einen Orden erhalten könnte — und so hatten sie Alle Etwas, nur kein Herz im Leibe. Und wer hatte ihnen das genommen? Die Regierung.

Ihr werdet nun glauben, ein liberaler Mann zwischen dem 40sten und 60sten Grade nördlicher Breite müsse sich sehr unglücklich fühlen. Allerdings muß ihn mitunter eine bittere Wehmuth darüber beschleichen, daß so viele Menschen sich der Menschheit unwürdig zeigen; aber der Glaube an die Menschheit wird Trotz dem seinen Humor aufrecht erhalten, und über dies finden sich doch noch Freunde des Liberalismus genug, die mit ihm denken, mit ihm fühlen, mit ihm sprechen, mit ihm handeln, und ein einziger von diesen wiegt bekanntlich eine Million von den Andern auf.

IX.

Ein Wort über erlaubten Widerstand. *)

---

*) Aus dem „teutschen Bürgerbuch", herausgegeben von H. Püttmann, abgedruckt.

Die Zeiten sind vorbei, wo die Regierungen unfehlbar waren, wie der Papst. Heut zu Tage kann ein von Gottes Gnaden aufgestelltes politisches Dogmensystem nicht mehr der Unantastbarkeit versichert sein, welcher ein mit allen Mitteln des Gewissenszwangs zusammengehaltenes Glaubenssystem sich noch bei Millionen zu erfreuen hat. Vor der Sonne der Aufklärung ist die Gletschermasse der politischen Ideen in Fluß gerathen, wie mittelst des Protestantismus die Starrheit der religiösen Ansichten, und es bleibt der Gegenpartei nur übrig, entweder den Fluß als gemeinsames Gut sich über den Volksacker frei verbreiten zu lassen, oder ihn durch die Mittel des russischen und römischen Despotismus wieder zur starren Masse gefrieren zu machen. Das Letztere werden selbst die russischen Sympathieen in Deutschland nicht mehr für möglich halten, wenn nicht etwa ein Theil Deutschlands auf einige Jahrhunderte in die russische Zucht gegeben wird; das Erstere

iſt zwar möglich, weil es nothwendig iſt, aber man ſträubt ſich dagegen, ſo lange es geht, man iſt mit Stauungen, Wehren und Abzugsgräben aller Art ſo vielfach beſchäftigt, den politiſchen Ideenfluß, den man nicht mehr ſtarr machen kann, wenigſtens vom theoretiſchen wie vom praktiſchen Acker abzuleiten, daß die Betheiligten alle ihre Kräfte zuſammennehmen müſſen, um von der Befruchtung des politiſchen Nils nicht auf lange Jahre wieder ausgeſchloſſen zu werden. Sie müſſen alſo, den allgemein anerkannten Grundſatz, daß die Regierungen nicht mehr unfehlbar ſeien, voranſtellend, durch ihre eigene Einſicht mit der Einſicht der Regierungen concurriren und zur Geltendmachung ihrer Einſicht, ſowie zur Lähmung der entgegengeſetzten Beſtrebungen jedes erlaubte Mittel anwenden.

Bei Beurtheilung deſſen, was von der andern Seite geſchieht und von unſerer Seite geſchehen ſoll, begeht die Mehrzahl den folgereichen Fehler, daß ſie ſich nur auf ihren, nicht auf den Standpunkt des Gegners ſtellt. Wir ſtehen im Thal, verſuchen unſere Kraft und verthun unſere Aufmerkſamkeit bei jedem Steinchen, das uns in den Weg rollt und vergeſſen dabei, daß, von der Höhe des Berges aus beſehen, unſer Thun mitunter als ſehr kleinlich erſcheinen muß und denen da oben Zeit läßt, ganze Ladungen von Felsſtücken über unſeren Häuptern zu ſammeln. Das Steinchen, das zu uns herabrollt, iſt nicht der große Stein des Anſtoßes, auf den wir unſere Hauptaufmerkſamkeit zu richten haben, es iſt nur los geworden bei dem Bruch der Felſen, die da oben aufgeſtapelt ſind. Wenn der Eine durch einen Cenſor, der Andere durch einen Beamten, der Dritte durch einen Pfaffen mit dieſer oder

jener Maßregel beläſtigt oder beengt wird, ſo liegt die Grundurſache natürlich nicht in dem Wirkungskreis und an der Perſon des Cenſors, des Beamten, des Pfaffen, ſondern an dem Syſtem und den umfaſſenden Abſichten, welche ſich dieſer Werkzeuge bedienen. Es kommt alſo darauf an, den Kampf nicht blos gegen die Werkzeuge zu richten, ſondern auch gegen das ganze Syſtem, welchem ſie dienen. Wenn es uns gelänge, dieſen oder jenen Cenſor ꝛc. zu entfernen, wir hätten dadurch wenig gewonnen, wenn nicht auch die Entfernung des Syſtems gelänge, dem der Cenſor als vereinzeltes, bald wieder zu erſetzendes Werkzeug gedient hat. Von den Radien der Werkzeuge aus muß auf den Mittelpunkt des Syſtems eingedrungen werden. Damit iſt nicht geſagt, daß der Kampf gegen die Werkzeuge aufhören ſoll, im Gegentheil, er ſoll ein allgemeiner werden, aber dies nur mit einem Blick von der Höhe des Bergs, von dem Standpunkte des ganzen Syſtems, das uns entgegenſteht. Bei der Erkenntniß dieſes Syſtems iſt zunächſt zu berückſichtigen, daß daſſelbe ein allgemeines und daß daran nicht blos eine einzelne Regierung betheiligt iſt. Wie kein einzelnes Glied einer Geſellſchaft, ſo verfährt auch, namentlich bei dem gegenwärtigen Stand der diplomatiſchen Verbindungen, keine Regierung unabhängig für ſich, zumal wenn ſie alle zuſammen ein gleiches Intereſſe haben oder ſich bilden. Man muß alſo bei Betrachtung der reactionären Beſtrebungen der Gegenwart davon ausgehen, daß nicht blos die uns zunächſt vor Augen ſtehende, ſondern auch andere Regierungen im Allgemeinen ein gemeinſchaftliches Syſtem befolgen, an deſſen Spitze gerade die mächtigſten ſtehen, und wobei gerade die

am Wenigſten freien Völker am Meiſten intereſſirt ſind. So weitgreifend und umfaſſend alſo das Reactionsſyſtem, ſo weitgreifend und umfaſſend muß auch das Fortſchrittsſyſtem ſein, und die Freunde des Fortſchritts müſſen alſo ihren Blick vom Nahen immer zugleich auf die Ferne richten und ſich nach allen Enden hin auf jede erlaubte Weiſe in die Hände arbeiten. Indem man z. B. von der hannoverſchen Verfaſſung redet, muß man den Blick nach Wien und Berlin richten; indem man gegen Rußland kämpft, kämpft man für Teutſchland; indem man den Sieg der Fortſchrittsideen in Spanien befördert, befördert man ihn zugleich für Teutſchland wie für alle Länder; indem man die neue Wendung der Dinge in Schweden begünſtigt, begünſtigt man die einheimiſchen Beſtrebungen; indem man den Vorzügen des verſchrieenen Frankreichs zur Anerkennung verhilft, eignet man ſich ſelbſt die Fähigkeit für ähnliche Vorzüge an; indem man die Aufklärung in Oeſtreich und Italien befördert, betheiligt man ſich ſelbſt an den Wirkungen derſelben u. ſ. w. u. ſ. w. Es kommt alſo darauf an, ſeine Beſtrebungen, wenn ſie auch praktiſch ſein müſſen, nicht auf einzelne Dinge und Localitäten zu beſchränken, ſondern ſowohl bei dem Böſen, das man bekämpft, als bei dem Guten, das man an die Stelle ſetzen will, möglichſt bis auf die Quelle vorzudringen, damit der Geſichtskreis der Mitſtrebenden immer mehr erweitert werde, und die Heilung nicht blos eine locale, ſondern eine gründliche ſei. Die Reaction iſt heut zu Tage mehr als jemals eine allgemeine Wiſſenſchaft geworden; die Freiheit muß gleichen Schritt mit ihr zu halten ſuchen.

Was den Zweck des Reactionsſyſtems betrifft, ſo iſt

dieſer einfach kein anderer, als die hiſtoriſchen Rechte der Betheiligten zu befeſtigen, auszudehnen, wiederherzuſtellen und dagegen die erworbenen oder zu erwerbenden Rechte des Volks zu beſchränken, zurückzudrängen, zu hindern. Die Freunde der Reaction legen dieſem Streben das Motiv der Volksbeglückung unter; es handelt ſich aber im Allgemeinen blos von Egoismus. Die Beſitzer der Macht wollen ſich nicht beſchränken laſſen, wollen nichts von ihrer alten Herrlichkeit, von ihrem Glanz, ihren Genüſſen, ihren Vorrechten, ihren Vergrößerungs- und Bereicherungsplanen aufopfern und nach wie vor das Volk zum Mittel dieſer Zwecke dienen laſſen. Darauf kommt es am Ende allein hinaus, denn ſolcher Staatsmänner gibt es ſchwerlich noch in Europa, die da glauben, durch Befeſtigung oder Herſtellung des abſoluten Regiments und mittelalterlicher Rechte werde das Glück der Völker mehr geſichert oder befördert, als durch Verfaſſung und Selbſtverwaltung. Die alte Zeit mit ihren Anſichten und Anſprüchen will noch immer nicht weichen, und an gewiſſen Orten will man noch immer nicht begreifen, oder wenigſtens nicht berückſichtigen, daß die Intereſſen der Völker auch die der Regierung ſein müſſen, und daß die Regierung der Völker und nicht die Völker der Regierung wegen da ſeien. Dieſe unſelige Verkennung des Rechts und des Naturgeſetzes hat alles Unheil der Geſchichte verſchuldet, und ſie kann ſelbſt nach der fürchterlichen Lehre, die ihr die franzöſiſche Revolution gegeben, es noch immer nicht über ſich gewinnen, einer beſſeren Erkenntniß Platz zu machen. Da, wo ſie noch beſteht, hat ſie von der Cultur der Zeit höchſtens etwas mehr Vorſicht und Verſtellungs-

kunſt gelernt und wo früher der nackte Despotismus mit ſeinem Henkerſchwert drein ſchlug, verbirgt ſich jetzt die Klaue der Gewaltthat unter dem glatten Handſchuh der Heuchelei. Ob Rußland auf dieſe ſchonende Bezeichnung Anſpruch habe, wollen wir nicht entſcheiden.

Hat man ſich darüber verſtändigt, daß eine Reaction, und zwar eine umfaſſende, ſyſtematiſche, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens ſich erſtreckende Reaction gegen den Geiſt der Zeit beſteht, ſo fragt ſich, welches die praktiſchſten und beßten Mittel ſeien, derſelben entgegen zu wirken, ſie unſchädlich zu machen, ſie zu beſiegen und namentlich in Teutſchland zu beſiegen.

Es gibt drei Wege, auf welchen man in der Regel zu einer Beſſerung unſerer Zuſtände gelangen zu können glaubt. Man rechnet erſtens auf einen Krieg mit oder auf Unruhen in Frankreich und deren Wirkungen auf Teutſchland; zweitens auf eine teutſche Revolution; drittens auf eine ruhige, geſetzliche Entwickelung.

Es iſt vor Allem nöthig, daß man ſich über dieſe verſchiedenen Mittel zur Erlangung größerer Freiheit klare Rechenſchaft gibt, damit man ſich nicht durch leere Hoffnungen auf eine ungewiſſe Zukunft zur Unthätigkeit in der Gegenwart oder durch den Gewohnheitsgebrauch unüberlegter Stichwörter zu Grundſätzen verleiten laſſe, die in ihren Folgen nur verderblich ſind.

Die Völker ſtehen, mögen ſie durch Koſaken oder andere Mittel noch ſo ſehr von einander abgeſperrt werden, in ſteter Wechſelwirkung mit einander, kein Volk lebt ſein Leben für ſich, keins hat in der Hauptſache eine beſondere Beſtimmung, und ein Geſammtwirken in einem Menſch-

heitsverein ist die Endbestimmung aller Völker. Deshalb ist es thöricht, beim Fortschritt an die Hülfe auswärtiger Völker nicht zu glauben, und es ist wahrer nationaler Blödsinn, diese Hülfe von der Hand zu weisen. Aber es ist wohl zu bedenken, daß diese Hülfe unter gewöhnlichen Umständen nur in dem nothwendigen Ideenaustausch, in dem gegenseitigen Ablernen des Errungenen bestehen und daß sie niemals dazu bestimmt sein könne, dem einen Volk durch das andere die Mühe des Fortschritts zu ersparen. Diese Trägheit und Energielosigkeit ist es aber, welche in Teutschland so Viele veranlaßt, auf eine Hülfe von Seiten Frankreichs Rechnung zu machen. Wer nicht stolz und muthig genug ist, sich selbst zu helfen, wo er kann, der verdient auch fremde Hülfe nicht; ruft er sie dennoch an, so wird der Helfende, und mit Recht, ihn viel zu sehr geringschätzen, als daß er nicht die Gelegenheit der Hülfe zu einer Gelegenheit der Ausbeute umschaffen sollte. Käme es zu Unruhen in Frankreich, welche bis über die Gränze um sich griffen, und wir wollten uns als Untergebene einer solchen Hülfe anvertrauen, so würde eine Unterjochung die nothwendige Folge sein. Wer aber Lust hat, französischer Unterthan zu werden, so lang es noch irgend eine Hoffnung für ihn gibt, freier Teutscher zu werden, der warte die Unruhen nicht ab, sondern gehe lieber gleich nach Frankreich. Wir gestehen für unsere Person, des Beispiels wegen ganz offen, daß wir mit innerlichen französischen Versuchungen ebenfalls oft genug zu kämpfen gehabt haben, und daß wir ihnen, sobald es die Umstände zuließen, ohne Bedenken folgen würden, wenn — wir alle Hoffnung auf die Teutschen aufgegeben hätten. Denn ein Volk, das

nicht ſelbſt frei werden kann, iſt zur Beute für Andere beſtimmt, und es iſt immer beſſer, wenn es einer freien Nation, als einem Sklavenvolk einverleibt wird. Wir geben aber jene Hoffnung trotz der härteſten Geduldproben noch nicht auf, wäre es auch blos, weil wir perſönliches Selbſtvertrauen haben und hiermit in einer großen Nation nicht iſolirt ſtehen können.

Daß etwaige Unruhen in Frankreich, die durch den Geiſt unterdrückter Freiheit erregt würden, nothwendig auch in Teutſchland den ſchlafenden Geiſt aufwecken müßten, iſt außer Frage. Ein ſolches Aufwachen muß natürlich auf jede rechtliche Weiſe benutzt werden, aber darauf zu warten, iſt Schlafſheit. Man muß ſuchen, ſelbſt Wecker zu ſein und nicht ſchlafen, bis man durch Andere aus dem Bette getrieben wird.

Aber auf welche Art ſollen wir cenſirte Wecker den Schlaf verſcheuchen? Sollen wir die Sturmglocke des Aufruhrs läuten? Sollen wir an die Gewalt appelliren? Sollen wir die Lehren der Freiheit ihren Gegnern mit Blut auf die Geſichter ſchreiben? Wir würden unbedingt ſagen: ja, wenn wir die Ueberzeugung hätten, daß ſolche Mittel zum Zweck führten, denn die Freiheit iſt ein ſo koſtbares Gut, daß kein Preis, um den ſie wirklich zu haben, für ſie zu hoch wäre. Allein wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß Revolutionen, insbeſondere abſichtlich eingeleitete oder begünſtigte Revolutionen — und ſolche ſind es doch, an die ſo Viele denken — für die Freiheit ebenſo verderblich ſind, als für die Feinde derſelben. Was nicht von vorn herein frei und offen geſäet werden darf, iſt ſelten ein Samen für gute Frucht. Welcher ehrliche,

freie Mann kann es mit ſeiner Moral vereinigen, Intriguen, Conſpirationen und Blut zu ſäen? Revolutionen ſind in der Regel mehr geeignet, die Freiheit zu rächen, als ſie zu erlangen. Freilich, wo ſie einmal nothwendig geworden, iſt nicht gegen ſie zu raiſonniren; ſo wenig als gegen das Nervenfieber, wenn einmal der Körper demſelben verfallen iſt; in ſolchen Fällen haben ſie ihren Verlauf und müſſen ihn haben. Nur darf die Schuld nicht auf Rechnung der Freiheit kommen. Eine Revolution iſt der gewaltſame Ausbruch einer Krankheit des Staatskörpers, in welcher der geſtörte Organismus ſich um jeden Preiß der verderblichen Elemente und Säfte zu entledigen ſucht. Eine ſolche Krankheitskriſis, wobei der Organismus zu Grunde gehen kann, mit Berechnung herbeizuführen, das kann und darf nicht das Streben und die Aufgabe derer ſein, welchen es nur um einen normalen und geſunden Zuſtand zu thun iſt. Treibt die Reaction es ſo weit, daß die Natur kein anderes Mittel zur Heilung mehr beſitzt, als ein gewaltſames, ſo mag ſie es anwenden, und ſie wird es alsdann anwenden ohne alles Zuthun, aber dann ſind es nur die Giftmiſcher des Staats, auf welche die Verantwortlichkeit fällt und fallen muß. Die wahre Freiheit iſt ſo göttlich und rein, daß ſelbſt ihre Nothfehler nur auf Rechnung ihrer Feinde kommen dürfen. Die Freunde der Freiheit dürfen und müſſen die Revolution benutzen, aber nicht herbeiführen. Sie müſſen ſich ſo verhalten, daß entſtehende Revolutionen ihnen zugetragen und aufgedrängt, nicht von ihnen geſucht und eingeleitet werden. Sie müſſen ihre Hand rein bewahren, damit ſie mit Berechtigung Richter über die Andern ſein können, und die

wahre Freiheit ihre dargebotene Hand nicht zurückzustoßen brauche. Eine Revolution ist ein Chaos von Gesetzlosigkeiten, Verbrechen und Leidenschaften, die, durch Unterdrückung hervorgerufen, im Namen der Freiheit sich geltend machen und zugleich durch den Zweck der Freiheit ihre Rechtfertigung erhalten. Deshalb ist es die größte Ungerechtigkeit, z. B. über die französische Revolution, ihrer kolossalen Masse von Leidenschaft und verbrecherischer Wuth wegen, den Stab zu brechen. Den Stab soll man nur brechen über diejenigen, welche ein solches Chaos geschaffen haben, über die Despoten und die nichtswürdigen Staatsmänner. Aber wollten deren Verantwortlichkeit die teutschen Freunde der Freiheit theilen, indem sie auch in Teutschland ein ähnliches Chaos hervorzurufen beflissen wären? Wenn einmal in Teutschland eine wirkliche Revolution ausbrechen sollte, so wird sie wahrscheinlich furchtbarer werden, als die französische, denn der Teutsche ist gründlich, und ist er einmal Revolutionär, so wird er die Reaction bis auf den Stumpf zu vertilgen suchen, und wer weiß, was Alles mit ihr vernichten. Wer will eine solche Eventualität herbeiführen und in ihr den Keim wirklicher Freiheit erblicken? Wer kann Garantie gegen Anarchie und Nachreaction bieten? Wer will den Militärdespotismus fern halten, oder ihm seine Beute wieder entreißen? Kann Einer das Alles, so mache er Revolution, und wir unsererseits sichern ihm unsere Hülfe zu.

Wir schrecken vor keiner Revolution zurück, wenn sie einmal unvermeidlich ist, aber wir schämen uns ihrer, so lange sie umgangen werden kann, und in Teutschland kann sie noch umgangen werden. Wer von uns hätte nicht schon

revolutionäre Gelüste gehabt und geäußert? Aber mag die persönliche politische Leidenschaft sich mitunter mit den Gedanken an die extremsten Mittel unterhalten, mag die Geduld mitunter der harten Probe, auf welche sie in Teutschland gestellt wird, zu unterliegen drohen: dem Manne, der Ernst aus der Geschichte und der menschlichen Bestimmung macht, der sich als Rathgeber und Helfer mit den wichtigsten Interessen der Menschheit ehrlich befassen will, dem kommt bei der Bildung seines Systems, bei der bestimmten und klaren Rechenschaft über seine Grundsätze, gewissenhafte und strenge Prüfung dessen zu, was er beginnen will, und es ist für ihn ein höherer Ruhm, mit Selbstverläugnung dem strengen Gebot des Rechts und der Sittlichkeit zu gehorchen, als durch eine noch so edle Leidenschaft sich zu verderblichen Unbesonnenheiten hinreißen zu lassen. Bricht einmal ein Sturm unaufhaltsam herein, so stürze man sich als muthiger Seemann in das Meer der Erregung und helfe dem Volk an einer freien Küste landen; aber man beschwöre nicht den Sturm als Retter aus der Windstille, wenn man durch eigene Anstrengung oder einen Passatwind wieder aus ihrem Bereich gelangen kann. Muß einmal das Schwert gezogen werden, dann lege man es nicht eher wieder aus der Hand, als bis es seine Bestimmung vollständig erfüllt hat, aber man gewöhne sich nicht, leichtfertig mit ihm zu spielen, man mache nicht das Schwert der Volksnothwehr zum täglichen Spazierstock. Es gibt ein Mittelding zwischen der blutigen Revolutionsluft und der duldenden Unterwürfigkeit, nämlich den festen Muth der Wahrheit und des Rechts, der ebenso wenig den Gegner schont, als er seiner Sache etwas

vergibt, und der eben dem Gegner überläßt, an die Gewalt zu appelliren, zum Beweis, daß ſein Recht zu Ende iſt.

Die der Meinung Talleyrands ſind, daß die franzöſiſche Revolution die Reiſe um die Erde machen müſſe, und die unter dieſer Revolution nicht blos deren Grundſätze, ſondern auch deren Guillotinen verſtehen, werden den oben ausgeſprochenen Anſichten nicht beiſtimmen. Eben ſo wenig die Gegner des Praktiſchen, welche die Krone des Freiheitsbaumes beſteigen wollen, ohne den Stamm und die Zweige zu berühren. Wir glauben ſelbſt, daß die Revolution ſich noch ſehr auf das praktiſche Studium der Geographie verlegen werde, und ſtreiten die Möglichkeit ihres Durchzugs auch durch Teutſchland nicht ab, halten dieſen ſogar für unvermeidlich, wenn die Gewalt nicht bei Zeiten der öffentlichen Meinung Gehör gibt. Aber wir glauben zugleich, daß die Zuſtände in Teutſchland einſtweilen noch auf anderem Wege einer beſſeren Zeit entgegengeführt werden können, und ſo lang wir dieſen Glauben feſthalten müſſen, halten wir es für Pflicht, theils durch Warnung der Gewalthaber, theils durch Anſpornung der Freiheitsfreunde zu einem ſittlich-feſten Fortſchrittsſtreben, ſoviel an uns iſt, zur Verhütung gewaltſamer Umwälzungen beizutragen. Wir halten aber das Hoffen auf revolutionäre Erlöſung nicht blos für nachtheilig, ſondern auch für ſchwach. Es heißt in der Politik abenteuern, wenn man in thatenloſer Hoffnung oder in verſteckter Planmacherei von der reichen Frau der Revolution eine Verſorgung an Freiheit erwartet, ſtatt ſich ehrlich und männlich an die Arbeit zu geben und ſich durch muthiges Schaffen

ſelbſt den Unterhalt zu erringen. Wie es nachtheilig und ſchwach iſt, nach der Freiheit nur durch das Fernrohr der Revolution auszuſchauen, ſo iſt es endlich auch unwürdig eines ehrenhaften Charakters, ſich auf Plane zu verlegen, die das Licht zu ſcheuen haben, und die auf die Dauer der ganzen Denkungsart Verſteckheit und Ungeradheit beimiſchen müſſen. Die Revolution unnöthig zu machen, das erfordert mehr Muth und Kraft und iſt eine würdigere Aufgabe, als die Revolution zu begünſtigen.

Die Revolution unnöthig machen? — Ja, es gibt nach unſerer Anſicht noch ein Mittel dazu, welches in Teutſchland nur höchſt ſelten zur Anwendung gekommen iſt. Das Schwert des Geiſtes in der Hand der ſittlichen Kraft. — Das iſt nach unſerer Anſicht die einfache Waffe, womit die wahre Freiheit erkämpft werden kann und muß. Das beſte Mittel, die Freiheit zu erhalten, muß auch das beßte Mittel ſein, ſie zu erringen. Erhalten aber wird ſie nicht durch Intriguen und phyſiſche Gewalt, durch Blut ꝛc., ſondern nur durch moraliſche Kraft, Feſtigkeit der Geſinnung, Muth des Rechts und der Gerechtigkeit. Recht erzeugt Recht, Unrecht muß Unrecht zeugen, und wo gibt es, wir heben es nochmals heraus, den glücklichen Revolutionär, der ſich und ſeine Anhänger aus dem Strudel des Unrechts und der Leidenſchaften zurückzuhalten gewiß wäre? Eine Revolution kann man nicht durch ein Paar gute Freunde bewerkſtelligen: die Nachhülfe bei der Erfüllung eines gegebenen Verſprechens war z. B. in Griechenland ein Handſtreich, nicht eine Revolution, war nicht eine gewaltſame Umkehrung aller Dinge, wie die Revolutionsfreunde à tout prix ſie

wollen, und wie sie in Teutschland freilich schon durch das Proletariat möglich ist.

Es ist bequem und macht unthätig, auf Revolutionen zu hoffen. Wir wären wahrscheinlich in Teutschland viel weiter, als wir sind, wenn nicht so Viele ihre Thätigkeit in der leidigen Hoffnung auf auswärtige Hülfe und innere Revolutionen suspendirt hätten. Besäßen wir eine Anzahl jener republikanischen Charaktere, deren strenger Rechtssinn Hand in Hand geht mit muthiger Festigkeit, deren Absicht so rein, als ihr Wille stark ist, dann würden wir in Teutschland ganz andere Erfolge unseres Strebens erblicken, als bisher. Gerade der teutsche Charakter aber scheint uns geeignet, mit der Zeit solche Gestalten zu bilden, deren moralische Gediegenheit, gesichert vor der Fäulniß des Eigennutzes und mit dem aufopfernden Muthe der Freiheitskraft gewappnet, das glänzende Feuer und die schwunghafte Rührigkeit französischer Charaktere völlig ersetzen könnte. Einen solchen Charakter in sich auszubilden, seinen Willen zu härten, seine Gesinnung zu stählen, sich im Stolz seines Bewußtseins zu befestigen, die Gefahr zu verachten, den Eigennutz zu verbannen und mit solchen Waffen den Kampf der Wahrheit und des Rechts zu beginnen — das ist der Weg, zur Freiheit zu gelangen; und Alles das ist möglich bei erlaubtem und rechtlichem Widerstand: es nähert sich also dem dritten der angegebenen Wege, der gesetzlichen Entwickelung. Wir würden sagen, es ist der Weg der gesetzlichen Entwickelung, wenn man nicht an manchen Orten die Kunst verstände, das Gesetz eben zum Feind der Entwickelung zu machen. Wer auf dem angegebenen Weg die Freiheit zu erringen sich gewöhnt, der wird auch die Kraft

beſitzen, ſie zu bewahren, während die Revolution, weil ſie auf Leidenſchaft und nicht auf feſtem, ruhigem Bewußtſein fußt, in der Regel nicht fähig iſt, feſtzuhalten, was ſie im Sprunge erlangt hat. Uebrigens ſei man verſichert, daß das angedeutete Mittel der Befreiung gefährlicher und furchtbarer in den Augen der Reaction iſt, als revolutionäre Plane. Die Reaction iſt ſchlecht, moraliſch faul. Was rechtlich und wahr iſt, das fürchtet ſie; was das Licht zu ſcheuen hat, iſt ihr willkommen, es paßt in ihr Syſtem, ſie abſorbirt es und nährt ſich damit.

Man wird einwenden: „wir verſtehen, was Du willſt, es ſollen aller Orten vorläufig wenigſtens einzelne Freunde der Freiheit ihre Stimme erheben und muthig und ohne allen Rückhalt fordern, was uns zukommt, unbekümmert um die Folgen, welche die Reaction ihnen bereiten wird. Aber geſetzt, dies geſchähe, und die Reaction, von ihrer Gewalt Gebrauch machend, beantwortete die rechtlichen Forderungen mit Verfolgungen und Strafen, und der Eindruck dieſer Maßregel riefe unter den Anhängern der Verfolgten, ja unter dem Volke eine Gährung hervor, triebe es zu gewaltſamer Gegenwehr gegen die Gewalt, um ſeine Freunde ſicher zu ſtellen und die in ihnen verfolgte Freiheit zu rächen — wäre das nicht ebenfalls Revolution? Wäre alſo nicht Dein Mittel, die Revolution unnöthig zu machen, gerade das Mittel, die Revolution herbeizuführen?“ Auf dieſe Frage iſt die Antwort leicht. Wäre die teutſche Reaction, was durchaus unwahrſcheinlich iſt, thöricht genug, der kühn hervortretenden öffentlichen Meinung durch allſeitige Unterdrückung und Einkerkerung ihrer rechtlich handelnden Vertreter offen zu trotzen, ſo würden die Freunde

der Freiheit, welche ſich nur rechtlicher Mittel bedienen, rein daſtehen, und die Schuld aller Folgen, welche die Maßregeln gegen ſie hervorriefen, würde nur auf die Rechnung der Reaction kommen. Die Reaction ſpräche ſich ſelbſt ihr Urtheil und bereitete ſich ſelbſt ihr Schickſal. Die Theilnahme des Volks aber würden jene grellen Befürchtungen nicht rechtfertigen, ſie würde eine rein rechtliche, nicht von Leidenſchaften und Intriguen hervorgerufene und genährte ſein, ſie würde ſich um die verfolgten Freunde des Volks und deren Ideen concentriren und ihnen Gelegenheit und Macht verſchaffen, der Bewegung der Gemüther die Richtung ihrer rechtlichen Grundſätze zu geben, kurz ſie würde eine durch moraliſche Kraft getragene und gehaltene, nicht auf brutale Gewaltſamkeit gerichtete ſein, während im Sturm einer Revolution nur die Leidenſchaft und der Eigennutz gebietet, und die Leidenſchaft und der Eigennutz gehorcht. Das Recht hat in Teutſchland trotz der großen Maſſe ſchlaffer Philiſter, Freunde genug, um auf dem Wege geiſtig-moraliſcher Agitation das Nöthige zu erlangen; nur müſſen jene aus ihrer Trägheit aufgeſpornt und dieſe muß von muthigen Vertretern angeführt werden. Die Reaction iſt in Teutſchland ſchwächer, als man glaubt, man ſtelle ſie nur muthig auf die Probe. Man habe nur den Muth, das Recht und die Wahrheit zum Eclat kommen zu laſſen! Alſo Sporn einerſeits und Vertretung andererſeits! Von wem aber ſoll das Eine wie das andere ausgehen? Vor Allen von den Landtagsdeputirten und den Männern der Preſſe!

Wir hören auf den teutſchen Landtagen jährlich eine

Menge Reden halten und zwar zum Theil von ausgezeichneten Männern, aber was ihnen faſt insgeſammt fehlt, das iſt der Muth und die Einmüthigkeit. Wenn auch hier und da ein kräftiges Wörtchen fällt, es iſt in der Regel von ſo viel Rückſichten und Verwahrungen umwickelt, daß die Wirkung da, wohin es zielt, gar nicht verſpürt wird. Man kitzelt die Beulen und vergrößert ſie dadurch nur, aber man ſticht ſie nicht durch. Was hätte nicht ein teutſcher Deputirter allein über den teutſchen Bund *) zu ſagen, wenn er ſo viel Muth hätte, als Stoff. Wann aber hören wir darüber auch nur eine Sylbe? Was ließe ſich ſagen über die nicht gehaltenen Verſprechungen? Was über den ſchmählichen Einfluß der ruſſiſchen Gewaltherrſchaft auf den Gang unſerer Politik? Was über die Maximen unſerer Verwaltungen, was über die teutſche Bureaukratie? Was über das Verfaſſungsleben? Was über den Mißbrauch der Religion zu politiſcher Verdummung u. ſ. w.? Aber ſtatt alles deſſen hören wir in der Regel höchſtens von unterthänigen Bedenken über untergeordnetere Gegenſtände und haben ſogar ſchon auf der Tafel der Volkstribüne das Recht mit den Thränen loyaler Sentimentalität auslöſchen geſehen. Sind das Männer, die meiſten teutſchen Deputirten? Werden ſie nie die Sprache des engliſchen Parlaments lernen? Faſt nur die badiſche zweite Kammer und mitunter die ſächſiſche läßt die Hoffnung, daß aus den

*) Unterbrechungen durch den Präſidenten könnten durch ſchriftliche Eingaben, von der ganzen Oppoſition unterzeichnet, unſchädlich gemacht und die Lücken im Protokoll durch auswärtigen Druck ausgefüllt werden.

teutſchen Landtagen einmal etwas Anderes werden wird, als Verſammlungen connivirender Schönredner und unſchuldiger Oppoſitionsſpieler. Dann die Einmüthigkeit! Warum finden keine Verabredungen unter den verſchiedenen teutſchen Deputirten derſelben Farbe über gleiche Beſtrebungen und Schritte ſtatt? Warum ſetzen ſie ſich nicht unter einander in Rapport und unterſtützen einander nachdrücklicher? Warum läßt man nicht, was in der einen Kammer zurückgedrängt wird, in der anderen um ſo kräftiger erſchallen? Warum ſchieben nicht der vielgerühmten teutſchen Einheit gerade die Deputirten ſich durch ein einheitliches Streben als Stützen unter?

Einen gleichen Mangel an Muth muß man den Männern der Preſſe vorwerfen. Uns ſteht die Cenſur im Wege, das iſt wahr, aber haben wir nicht wenigſtens in einigen Bundesſtaaten völlige Freiheit für Schriften über zwanzig Bogen? Warum wird ſie nicht beſſer benutzt? Warum nicht benutzt von ſolchen Männern, die ſchon durch das Gewicht ihres Namens die Wagſchale der Freiheit zum Sinken bringen könnten? Die meiſten unſerer Schriftſteller ſcheinen zu ſein, was die meiſten Staatsmänner, nämlich Geſchäftsleute und — Diplomaten. Ihr fürchtet euch vor Proceſſen? Das iſt es eben. Mögen fünfzig achtbare Schriftſteller in Teutſchland es gleichzeitig darauf ankommen laſſen, ob ihnen wegen rechtlicher Forderungen der Proceß gemacht wird, oder der Kerker ihrer wartet — ſie werden durch ein Jahr Gefangenſchaft mehr wirken, als ſonſt ihrer tauſend durch die Schreibereien ihres ganzen Lebens. Der Sieg des Rechts iſt entſchieden, ſobald es entſchieden iſt, daß die Vertreter deſſelben die Folgen ihres

Strebens nicht mehr fürchten. Der Muth steckt so gut an als die Furcht, und an Freunden, die sich euch anschließen, wird es nicht fehlen. Der Muth aber ist auch bei der günstigsten Voraussetzung stets erforderlich, da die Regierungen gewöhnt sind, ein Freiheitsbedürfniß nicht eher anzuerkennen, als bis es den Muth hat, sich auf das Kräftigste geltend zu machen. Wohlan, machen wir es geltend! Wir wollen keine Auszeichnungen, wir wollen keine Vortheile, wir wollen keine Prahlereien und keine Poltronerieen. Aber haben wir den Muth, unsere Gesinnung für das Volk zu verwerthen und die Qual der unterdrückten Wahrheit zu enden. Die Wahrheit soll, sie muß gesagt werden, und hätte sich die Macht der ganzen Erde in eisernem Bund wider sie verschworen. Wahrheit oder Tod, denn der Tod ist besser und wünschenswerther, als zu leben mit der stummen Wahrheit in dem kochenden Herzen.

Wollen wir geringere Forderungen stellen, so stoßen wir auch hiermit auf eine unverantwortliche That- und Energielosigkeit. Wir Preußen haben in unserer an Surrogaten so reichen Zeit auch ein halbes Surrogat für die Preßfreiheit erhalten, nämlich durch die Errichtung des Obercensurgerichts in Berlin. Die Schriftsteller und Zeitungsredactionen haben nun die schönste Gelegenheit, einerseits die unläugbaren Vortheile, welche das Institut neben der Censorenwirthschaft bietet, auszubeuten und andererseits die Surrogatbestimmung desselben durch die Zahl ihrer Beschwerden zu vereiteln und somit die Nothwendigkeit der Preßfreiheit auch auf dieser Seite immer näher zu rücken. Wenn jeder Strich der Censoren dem Obercensurgericht vorgelegt würde, wäre dasselbe dann noch im Stande,

seine Aufgabe zu erfüllen, und würde nicht die Nothwendigkeit, dieser maßlosen Streicherei eine radicale Abhülfe entgegenzustellen, sich um so mehr geltend machen müssen? Thun unsere Schriftsteller und Redactionen, was sie können, um ein solches Resultat herbeizuführen? Man scheint sich blos an dem Beispiel Einzelner zu amusiren und legt dabei die Hände in den Schooß, nach wie vor.

Der Widerstand, von welchem im Vorstehenden kurz die Rede, ist der active und positive; ihm zur Seite muß der passive und negative gehen, und dieser Widerstand, consequent durchgeführt, ist vielleicht ein mächtigerer Bundesgenosse der Freiheit, als der erstere. Im Allgemeinen wird derselbe darin bestehen, allen Ansichten und Handlungen seine Unterstützung zu entziehen und zu versagen, welche verbreitet und begangen werden im Interesse der veralteten Politik und der Reaction. Das Specielle ergibt sich bei vorkommenden Fällen von selbst und wird von der Einsicht und der Gesinnung an die Hand gegeben. Wir erlauben uns indeß, auf einige Hauptpunkte aufmerksam zu machen. Natürlich machen wir hierbei so wenig, als bei dem sonstigen Inhalt dieses Aufsatzes, irgend Anspruch auf Neuheit. Es handelt sich nur darum, dem Volk das Nöthige in kurzer Uebersicht ans Herz zu legen.

Die wichtigste Gelegenheit für den passiven und negativen Widerstand bietet die Presse und zwar sowohl Denen, welche sie vertreten, als denen, welche sie unterstützen. Insbesondere gilt das von der Tagespresse. Wir haben schon in der Rheinischen Zeitung, so weit es die Censur erlaubte, hierauf aufmerksam gemacht: „Man schreibt seit Jahren gegen die Censur und will sie abgeschafft wissen;

was handelt man aber zu dieſem Zweck? Indem ihr gegen die Cenſur ſchreibt, handelt ihr meiſtens für ſie. Erklären wir uns näher. Denkt euch, daß es eine aus dem gegenwärtigen Geſichtspunkt hergeleitete Einrichtung gäbe, welche gerade das Gegenſtück der jetzigen Präventivcenſur darſtellte, etwa eine Zuſtimmungscenſur. Nun fragt euch: Was würde unbedingt der Billigung der Zuſtimmungscenſur ausgeſetzt ſein? Offenbar das Hauptgegentheil von Dem, was jetzt dem Rothſtift der Präventivcenſur ausgeſetzt iſt. Alſo jedenfalls alle Geburtstags-, Huldigungs-, Reiſe-, Empfangs-, Geſundheits-, Feſt-, Jubiläums-, Lob-, Schmeichelei-Artikel und dergleichen Gewäſch, alſo der Hauptinhalt vieler unſerer teutſchen Tageblätter. Die meiſten teutſchen Blätter arbeiten unermüdlich der Zuſtimmungscenſur in die Hände und ſtellen dadurch die Wirkung der Präventivcenſur empfehlend in's Licht. Erklärt ihr die Präventivcenſur für ſchädlich und wollt ſie abgeſchafft wiſſen, ſo möchten wir lieber rathen, ſie für unſchädlich zu erklären und dies zu beweiſen dadurch, daß ihr derſelben wknigſtens ſo wenig als möglich zu Gefallen thut. Verbannt ihr die willkommene Nahrung der Zuſtimmungscenſur aus euren Blättern, ſo wird die Präventivcenſur einſehen, daß ſie euch zwingen kann, etwas zu laſſen, aber niemals, etwas zu thun, ſie wird alſo eure Selbſtſtändigkeit anerkennen und die Schranken ihrer eigenen Macht gewahr werden; ſie wird fühlen, daß ihr über ihr ſteht, obſchon ihr von ihr abhängig ſeid, ſie wird eueren paſſiven Widerſtand höher anſchlagen lernen, als ihre eigene active Wirkſamkeit; ſie wird auf die Freiwilligkeit euerer Wirkung

für die Zwecke der Regierung oder der Macht mehr Werth legen lernen, als auf die erzwungene Unwirksamkeit euerer Thätigkeit gegen jene Zwecke; sie wird euere Freundschaft für suchenswerth halten, wenn ihr zeigt, daß eure Gegnerschaft nicht bezwingbar ist; sie wird euch die der Gesinnung und dem Charakter zukommende Freiheit nicht mehr vorenthalten wollen und können; wenn ihr erst insgesammt beweiset, daß ihr Gesinnung und Charakter besitzt. Und das Ergebniß von allem Dem wird das Resigniren der Censur sein, im Fall ihr die gegebene Andeutung nur mit Consequenz verfolgt. Die Censur weicht nur der würdigen Haltung Derer, welche ihr unterworfen sind; durch consequenten passiven Widerstand ist sie zu besiegen!" Diese Mahnung ist später, wo wir sie anbringen konnten, wiederholt worden. Bei Vielen scheint sie Eingang gefunden zu haben, aber eine consequente Befolgung fehlt noch überall, und manche Blätter treiben noch immer die Schamlosigkeit des Servilismus auf die frühere Weise fort. „Sie verdienen nach wie vor die Freiheit, zu verschweigen, was sie sagen möchten, durch die Bereitwilligkeit, zu sagen, was sie verschweigen möchten." Bei ihnen prallt Vernunft und Ehre in gleicher Weise ab, und nur die Abonnenten sind im Stande, sie zur Raison zu bringen.

Die empfohlene Selbstcensur der Blätter gegen alles Wohlgefällige ist von einer größeren Wichtigkeit, als es scheint. Sie wirkt nach oben und nach unten zugleich. Nach oben, da es den Gewalthabern eine wirksamere Lehre ist, als man merkt, daß diejenigen, auf die sie zwar mit Geringschätzung herabsehen, auf deren Anerkennung und Schmeicheleien aber dennoch ihr Streben gerichtet ist, Stolz,

Kraft und Willen genug zeigen, ihnen dieſen Dienſt zu verſagen, ohne Freiheit, und den zum Mindeſten zu ignoriren, der ſie ſelbſt nicht anerkennt; nach unten, da die conſequente Nichterwähnung von Dingen, welche den Geiſt des Volks an die hergebrachten Vorſtellungen von ſeiner fataliſtiſchen Untergebenheit unter alterthümliche Mächte und Verhältniſſe fortgewöhnen, im Verlauf einiger Jahre von ſelbſt andere Anſichten und freieres, ſelbſtſtändiges Denken in der Maſſe erzeugen muß. Durch Schweigen läßt ſich nicht blos ſprechen, ſondern auch lehren. Wer z. B. einige Jahre lang mit den Einredungen verſchont bleibt, daß man dem und dem an ſeinem Geburtstag oder bei anderen Gelegenheiten par tout ein Opfer der Unterwürfigkeit, Liebe ꝛc. darzubringen habe, der wird von ſelbſt dahin kommen, anzunehmen, daß man nur dem eine Anerkennung zu bezeigen hat, welcher ſie wirklich verdient, mag er geſtellt ſein, wie er wolle.

Dieſelbe Enthaltſamkeit und Geſinnungskritik muß eintreten in Bezug auf die Behandlung ſolcher Gegenſtände, die, wenn auch nicht direct auf die Hemmung der Freiheit bezüglich, doch indirect dazu benutzt werden. Vor Allem nennen wir hier den Nationalismus. Wir haben ſchon anderwärts den teutſchen Nationalismus, der ſich mit philiſterhafter Selbſtgenügſamkeit auf die verdorrten Lorbeeren früherer Zeiten hinſtreckt, das Faulbett des politiſchen Verſtandes genannt. Das iſt er in der That, und es kann der Reaction nichts willkommener ſein, als das ewige ſelbſtgenügſame Pochen auf den hohlen Stamm der Nationalität, den man nicht mit dem Mark der innern Freiheit auszufüllen weiß. Man ſoll von jener verachtungswürdigen

Nationalität, die am Ende nur auf ihr gemeinſames Lakaienkleid ſtolz iſt oder ſein kann, gar keine Erwähnung mehr thun, und nur den Accent auf die innere Freiheit legen, welche allein wahre Nationalität ſchafft und ihr Werth verleiht.

Mit der vielgerühmten teutſchen Nationalität hängt genau der vielgenährte Franzoſenhaß zuſammen. Wir wiederholen auch hier ein früheres Wort: „Wir ſind nur national, wo wir dienſtbar ſind!“ Was iſt es anders, als die verachtungswürdigſte Dienſtbarkeit, daß wir uns beſtändig durch Wiederholung unſeres nationalen Namens gegen ein Volk aufhetzen, ohne welches wir das ſklaviſchſte Volk von Europa wären, und das allein zu Zeiten im Stande iſt, die teutſche Reaction im Schach zu halten? Man ſoll unverhohlen ehren, was an den Franzoſen zu ehren iſt, man ſoll unbefangen von ihnen lernen, was von ihnen zu lernen iſt, man ſoll die Vorurtheile bekämpfen, daß franzöſiſche Freiheit keine Freiheit ſei, daß gute franzöſiſche Inſtitutionen verderblich für uns ſeien, daß Sympathieen für franzöſiſchen Fortſchritt Sympathieen für franzöſiſche Unterthanenſchaft ſeien. Man ſoll nicht ſo dumm ſein, zu unſerm eigenen Nachtheil der Reaction die Furcht vor dem franzöſiſchen Geiſt zu ſparen, und dem franzöſiſchen Geiſt den Einfluß auf unſere Freiheit abzuſchneiden. Heißen wir doch den engliſchen Geiſt willkommen! Der benachbarte franzöſiſche Geiſt iſt uns, wenn wir uns in die würdige Verfaſſung einer freien Nation zu verſetzen wiſſen, nicht feindlicher, als der engliſche. Sich nur von den Franzoſen befreien laſſen zu wollen, iſt verächtliche Schwachheit; aber die Franzoſen zu haſſen, iſt eine koloſſale ſer-

vile Dummheit. Man wird ſchon ſuchen, uns zu Freunden zu halten, ſobald man merkt, daß wir nicht mehr Feinde derjenigen ſind, die mehr Freiheit haben, als wir; man wird uns durch innere Freiheit zu feſſeln und zu befriedigen ſuchen, wenn wir die Antipathie gegen die äußere ablegen; man wird uns durch Einräumung von Rechten an dem Staat betheiligen, wenn man ſieht, daß die ſklaviſche Dienſtbefliſſenheit, ſich blos für die Rechte Anderer in Enthuſiasmus zu verſetzen, in der Luft des kühlen Selbſtbewußtſeins erkaltet iſt.

Wollt ihr den Nationalismus nach Außen kehren, ſo kehrt ihn nach der Seite, wo auch für uns die Ketten der Knechtſchaft klirren; kehrt ihn nach Rußland. Ihr werdet einwenden, daß gegen Rußland eure Angriffe kein freies Feld haben. Nun wohlan, ſo erkennt darin die Gränzen der Wirkſamkeit eures geprieſenen Nationalismus, erkennt an, daß er ein dienſtbarer Knecht iſt und ſein ſoll, den man ſchickt, wohin man will, und den man zurückhält, wo er einen guten Freund unangenehm berühren könnte. Schäme ſich, gegen die Franzoſen zu prahlen, wer gegen die Ruſſen ſchweigen muß! Keine cenſirte Feder ſollte mehr durch das Pochen auf die teutſche Nationalität und durch Franzoſenbekämpfung ihr Knechtſchaftsatteſt ausſtellen.

Ein Hauptwerkzeug der Reaction zur Bannung des freien Geiſtes hat mitunter die ſogenannte Religion abgegeben. Die Kirche iſt häufig das erſte Staatsgefängniß geweſen, und die Pfaffen dienten als die Polizeiſoldaten der Vernunft. Noch immer iſt, wo es auf die politiſche Freiheit abgeſehen war, das religiöſe oder kirchliche Leben und zwar auf Koſten wahrer Religion, die nur

Wahrheit, Recht und Freiheit wollen kann, mit Eifer cultivirt worden, wogegen die religiöse Freiheit stets mit der politischen Hand in Hand voranschritt. Es ist so leicht, diejenigen politisch dumm zu halten, die ihren Geist unter die religiöse Nebelkappe stecken lassen, und es ist so beruhigend, mit Leuten zu thun zu haben, die sich wegen der irdischen Entbehrungen durch die Hoffnungen auf einen künftigen Ersatz zu trösten wissen, und es ist so süß, über Menschen zu gebieten, welche die Duldung und den knechtischen Gehorsam als ein Geschenk Gottes verehren. Das Kunststück, den politischen Appetit durch religiöse Speisen zu beschwichtigen und das Interesse des Volks auf verkehrte Fährten hinzulenken, ist so oft angewandt worden, daß wir nicht begreifen, wie halbwegs vernünftige Leute sich jemals wieder als Werkzeuge können gebrauchen lassen, um das Kunststück auszuführen. Wenn ihr religiös seid, so seid es in Gottes Namen, betet und seid fromm für euch und eure Familie, aber hütet euch vor der Betheiligung an religiösen Bestrebungen, die von der Politik, von der Gewalt, von der Reaction ausgehen. Keine aufgeklärte Zeitung sollte auch nur einen Buchstaben drucken lassen zur Begünstigung von religiösen Vereinen ꝛc. Ihr, die ihr nicht ohne positive Religion sein könnt, überlaßt sie wenigstens denen ganz allein, die sich als die Vertreter derselben hinstellen, den Geistlichen, und die Geistlichen bedürfen, wenn sie keine Nebenzwecke verfolgen, keiner Zeitungen. Die Zeitungen sollten nur von Religion sprechen, wo sie den Mißbrauch derselben bekämpfen können.

Alles, was wir der Presse anempfohlen haben, empfehlen wir auch den nichtschriftstellernden Freiheitsfreunden

im Volke an. Betheiligt euch an keinem nationalen Geſchrei, freßt keine Franzoſen, meidet die Erinnerungsfeſte an die ſogenannte Befreiungszeit, ſchließt euch keinen politiſch-religiöſen Vereinen an, wendet das Geld, das man euch etwa für die Reſtauration des Mittelalters abfordert, lieber zur Anſchaffung und Verbreitung guter Zeitungen und Bücher an, ſeid wähleriſch bei der öffentlichen Bezeigung von „Sympathieen", bringt keine Toaſte und Fackelzüge, wobei nicht das erſte Hoch auf die politiſche Freiheit ausgebracht wird, ſubſcribirt nicht, illuminirt nicht, errichtet keine Monumente, wobei es nicht auf einen Zweck politiſcher Freiheit ankommt, nehmt auch keine Orden und Titel an, kurzum entzieht eure Bereitwilligkeit, Theilnahme und Unterſtützung Allem und Jedem, was nicht von Freiheit ausgeht und auf Freiheit hinaus will, thut keine Spanndienſte am Triumphwagen der Reaction! — Setzt Ihr das Alles zwei Jahre lang mit Conſequenz fort, ſo iſt unſer ganzes politiſches Leben umgewandelt, denn bisher ſind wir ſelbſt es geweſen, welche der Reaction gegen unſer Intereſſe und unſere Freiheit als entſcheidende Hülfstruppen gedient haben. Fechten wir nicht mehr gegen uns ſelbſt, ſo iſt der Sieg uns gewiß.

Da auf die Preſſe das Meiſte ankommt, ſo erinnern wir dieſelbe wiederholt an eiſerne Conſequenz und ſtählerne Grundſätze. Es handelt ſich darum, daß der Unfreiheit alle Mitwirkung entzogen, dagegen jede Kraft für die Sache der Freiheit angeſpannt werde. Deshalb muß auch jede im bürgerlichen und literariſchen Leben auftauchende Beſtrebung, die nicht auf Politik und Freiheit hinaus will, von der politiſchen Preſſe en baga-

tello behandelt, ignorirt, verdrängt werden. Werft die ſentimentalen Ergüſſe poetiſcher Milchbärte zum Fenſter hinaus, verbannt die ſpielende Unterhaltungsliteratur, erwähnt und ermuntert die Muſik, die Poeſie, überhaupt jede Kunſt nur dann, wenn ſie ſich an den großen Beſtrebungen der Zeit betheiligt, kurzum ſeid feſt und conſequent. Nur auf dieſe Weiſe läßt ſich wirken und die unterdrückte active Thätigkeit durch paſſive Unthätigkeit erſetzen, wenigſtens ihre Wirkung paralyſiren und dadurch die Unterdrückung entmuthigen.

Ob wir in der vorſtehenden kurzen Skizze eines antireactionären Feldzugsplans allen Gemeinen und Troßbuben im Heere des Fortſchritts verſtändlich genug geweſen ſind, wiſſen wir nicht; möchten wenigſtens Diejenigen, die ſich als Officiere und Unterofficiere betrachten können, uns verſtanden haben und den gegebenen Rath befolgen. Es iſt jedenfalls gut, daß die aufgeſtellten Grundſätze von Gliedern der jüngeren Generation ausgeſprochen und getheilt werden, einmal weil von ihr hauptſächlich das Werk der Befreiung von dem Drucke der Gegenwart ausgehen muß, und dann, weil man gewöhnt iſt, ihr nur Egoismus und Blutgier in die Schuhe zu ſchieben.

X.

Oppoſition gegen das Volk. *)

---

*) Aus dem „teutſchen Bürgerbuch", herausgegeben von H. Püttmann, abgedruckt.

Mit dem Wort Opposition verbindet man in der Regel nur den Begriff eines Widerstrebens gegen die Maßregeln oder Absichten der Regierungen; es wäre befremdend und würde eine große Geringschätzung der Macht und der Rechte des Volkes an den Tag legen heißen, wenn man die Anwendbarkeit des Wortes Opposition auch auf das Widerstreben der Regierungen gegen die Entwickelung und die Interessen der Völker bestreiten wollte. Widerstandsbestrebungen zu erleiden, ist kein Privilegium der Regierungen, so wenig, als es ein Privilegium des Volks ist, Widerstand zu leisten. Auf den Namen kommt allerdings in der Regel nichts an, und das verwandte Wort Reaction drückt schon so viel aus und hat eine so verrufene und umfassende Bedeutung, daß das Wort Opposition, als ein milderer und würdigerer Ausdruck, im Grunde keine so wirksame oder nöthige Waffe in der Hand derer zu sein scheint, welche gegen die Feinde der Volksbestrebungen

anzukämpfen haben. Aber der Gebrauch hat nun einmal das Wort Opposition in die Hände der Regierungen gegeben, um damit deren Gegner zu bezeichnen, und da die Regierungen die Macht haben und im Geleite der Macht sich in der Regel auch das factische Recht findet, so hat dadurch die Opposition bei der gewöhnlichen Anwendung des Wortes einen Anstrich oder Charakter des Unrechts erhalten. Einer Regierung Opposition gegen das Volk zuschreiben, heißt somit zugleich, des Volkes Rechte zum selbstthätigen Weiterstreben anerkennen, und deshalb reden wir von einer Opposition der Regierungen gegen das Volk. Uebrigens verwehren wir dadurch Niemanden, zugleich den guten Begriff des Wortes Opposition auf die Regierungen mit anzuwenden und erkennen es selbst an, daß eine Opposition der Regierung gegen das Volk mitunter nicht minder nöthig ist, als die umgekehrte.

Es gibt bekanntlich eine sogenannte systematische Opposition. Sie bildet sich entweder durch den Egoismus der Opponenten (wie z. B. häufig in Frankreich), oder sie fußt auf tieferen Grundlagen und bekundet einen so entschiedenen Riß, eine so feindliche Unvereinbarkeit zwischen Volk und Regierung, daß im Kampf der Vernichtung zum wenigsten eine consequente Hemmung zum Grundsatz hat werden müssen. Eine systematische Opposition der ersteren Art wird selten oder niemals gefährlich für die Regierung, da sie sich ihrer Motive wegen leicht beschwichtigen läßt, und sie wird vollends ohnmächtig, wenn die Regierung das Volk zufrieden stellt; eine systematische Opposition der zweiten Art, welche das Zufriedenstellen ausschließt, weil sie aus der Entgegensetzung unvereinbarer

Principien entſpringt, von welchen das volksfeindliche Alles behalten will, und das volksgemäße Alles erringen muß, eine ſolche Oppoſition iſt nicht ſelten das Präludium zu einer Revolution. Nun gibt es auch eine ſyſtematiſche Oppoſition der Regierung gegen das Volk, welche eben diejenige des Volkes gegen die Regierung hervorruft. Sie bildet ſich entweder aus dem allgemeinen Urſprungsprincip der Regierung an ſich, welches das Volk in Allem für untergeordnet oder rechtlos und deſſen ſelbſtſtändige Regungen für verbrecheriſch erklärt, oder ſie entſpringt aus den Anſichten und Abſichten der Regierung in Bezug auf eine beſtimmte Frage und einen beſtimmten Zuſtand. Die letztere Art iſt unter geordneten Verfaſſungsverhältniſſen weder der Regierung noch dem Volk gefährlich ohne die erſtere; die erſtere aber, und namentlich in Verbindung mit der letztern, bilden den Weg zu einer Spaltung, deren Reſultat ſo ſicher vorhergeſehen werden kann, als das Reſultat von zweimal zwei. Iſt nämlich die zurechnungsfähige Mehrheit des Volkes zum Bewußtſein ihrer Rechte gelangt, ſo erfolgt eine Revolution und der Sturz der Regierung; iſt die Mehrheit noch bewußtlos und ſtumpf, ſo hält nichts den Deſpotismus von ſeinen letzten Gränzen zurück. Daß das eine oder andere Reſultat nicht öfter in's Leben tritt, iſt theils der Wechſelwirkung der Völker unter ſich zuzuſchreiben, welche nur entlegenen Ländern (z. B. China) die Ruhe eines langen Stillſtandes läßt, oder der Verſchiedenheit in der Regierungsweiſe der verſchiedenen Herrſcher, welche durch zeitweiſes Oeffnen des Freiheitsventils eine Exploſion verhütet und die Bedürfniſſe des Volkes augenblicklich, wenigſtens durch Hoffnungen, be-

schwichtigt. Nichts aber ist gefährlicher, als die befreite Kraft des Volksgeistes wieder in den früheren Compressionsraum zurückzwängen, nichts bedenklicher, als die erweckten Hoffnungen gewaltsam wieder hinabdrücken zu wollen. Man könnte glauben, in solchen mißlichen Fällen ein Auskunftsmittel darin zu finden, daß man den Geist des Volks, den offen zurückzudrängen zu entschiedene Gefahr verkündigt, auf andere Wege zu leiten und seinem Streben einen ableitenden Gegenstand unterzuschieben sucht. Aber ein solcher Versuch kann nur lehren, daß der Geist des Volkes sich nicht irre machen läßt, sobald er einmal erwacht ist, und daß es keine verderblichere Erziehung gibt, als welche eine Regierung einem mündig gewordenen Volk aufdrängen will. Sie hat nicht blos das Verderbliche, daß sie eine reif gewordene Ueberzeugung, welcher sie Zwang anthun will, Zwang anthun muß, mit Feindseligkeit erfüllt, sondern sie muß auch, da sie bei ihrer Künstlichkeit nicht ohne Schwanken und Wechsel zu Werke gehen kann und häufig durch die veränderlichen individuellen Ideen des Erziehers hin- und hergeleitet wird, eine Zerrüttung und Verwirrung in den Begriffen und Zuständen herbeiführen, die nur durch gewaltsame Mittel und Gährungen wieder zu entfernen ist. Das größte Genie der Welt ist nicht im Stande, mit Erfolg gegen den Geist des Volks zu experimentiren und Ideen auszubrüten, deren Adoptirung oder Verwirklichung dem Volk ein Surrogat für die Verwirklichung seiner einmal erkannten Rechte liefern könnte, und gelingt es, für solche Ideen Einzelne zu gewinnen, so werden die Andern dieser Unterstützung wegen nur um so mehr zum Extrem des Widerstrebens getrieben.

Ein Napoleon konnte, durch die außerordentlichsten Verhältnisse begünstigt, im Krieg durch das Streben nach dem Ruhm eine Zeit lang das Streben nach der Freiheit verdrängen; aber der Friede mit seiner normalen Fortentwickelung kennt eine solche Ableitung nicht, und die angewandten Erziehungsmittel verfehlen um so mehr ihren Zweck, je mehr die Absichtlichkeit dabei hervortritt. Eine Regierung kann unter gewissen Verhältnissen die Fortschrittsideen eher durch Gewalt, als durch administrative Erziehung eine Zeit lang zurückhalten. Die Gewalt wirkt in der Regel blos negativ, die Erziehung aber will positiv wirken, und sie führt den unheilbarsten Conflict mit dem Zögling dann herbei, wenn dessen Intelligenz und Bewußtsein in offener Weise auf eine bereits lang überschrittene Stufe zurückgezogen werden sollen. Gesetzt, man wollte z. B. unsern preußischen Staat, den Staat der Intelligenz, in einen mittelalterlichen Zustand zurückerziehen — wohin würde die Gewalt führen, die dadurch unserer Bildung und unseren Ueberzeugungen angethan werden müßte? — Die Opposition, die sich durch positiv geistige Mittel gegen den Geist des Volks wendet, geht einen ebenso bedenklichen als nutzlosen Kampf ein, denn sie wendet sich gegen den Zeitgeist, und der Zeitgeist läßt sich nicht erziehen, er ist selbst Erzieher. Ein solches Streben discreditirt die Regierung um so mehr, je mehr diejenigen, gegen welche es gerichtet ist, ihr dabei über den Kopf sehen. Eine Regierung, die ohne sich über die Motive ihres Handelns zu expliciren, blos ihren Willen verkündet und in Vollzug setzt, kann je nach der Beschaffenheit des Volkes auch gegen dessen Willen lange Zeit ein Ansehn, eine räthselhafte Autorität behaupten und dadurch

imponiren, obschon der Rückschlag auch gegen solche Einwirkung natürlich nicht ausbleibt; eine Regierung aber, die das Volk zugleich über die Angemessenheit und Rechtmäßigkeit ihrer gegen die Ueberzeugung und das Rechtsgefühl desselben verstoßenden Maßregeln belehren will, entfernt allen autoritätgläubigen Zwischenraum zwischen der Gewalt und dem Recht und provocirt ein unmittelbares Zusammentreffen beider. Der hieraus entstehende Bruch ist aber ein radicaler, weil er eben nicht durch blose Facta, sondern zugleich durch Principienkampf herbeigeführt ist. Auch haben wir oben vorangestellt, daß das Verfahren, welches solchen Bruch herbeigeführt, ein Ableitungsmittel für eine unmittelbare Gefahr sein sollte. Daß diese nun dennoch nicht vermieden worden, vergrößert sie nur, und indem mit dem Kampf der Interessen zugleich der Kampf der Principien entschieden wird, tritt ein um so vollständigerer Umschwung der Dinge ein. Der Volksgeist ist auch der Volkswille, und der eine läßt sich dem andern nicht untreu machen. Glaubt man den erstern hintergangen zu haben, so tritt plötzlich der letztere entschieden hervor, und hinter ihm steht unerwartet der vermeintlich hintergangene und lacht seinen Gegner aus. Diese Erfahrung werden alle Regierungen machen, welche den Volks- und Zeitgeist entweder verkennen oder durch einen aufgedrungenen andern Geist ersetzen wollen. Wenn die Regierung das Volk beherrscht, so beherrscht der Zeitgeist die Regierung und das Volk. Das Volk im Allgemeinen wird dem Gebot dieses Herrschers niemals untreu, es opponirt niemals gegen den Zeitgeist. Nur von Seiten der Regierungen geht solche Opposition aus, und das Gefährliche

dieſer Oppoſition tritt eben ein, wenn dieſelbe dem Zeitgeiſt im Volk den Krieg erklärt hat.

Eine Hauptaufgabe und Hauptkunſt der Regierungen muß alſo darin beſtehen, die Oppoſition gegen das Volk zu regeln und zu zügeln, insbeſondere in ſolchen Staaten, deren Verfaſſungen dem Volksgeiſt noch nicht geſtatten, ſich nach den Seiten hin Luft zu machen, wenn er vor ſich Widerſtand findet. Zu der Kunſt, die Oppoſition gegen das Volk zu zügeln, führt aber, wenn das Regierungsprincip an ſich es nicht thut, die Kunſt, die Gegenwart geſchichtlich zu objectiviren, ſie im Geiſt zur Vergangenheit zu machen und als ſolche mit klarer Unbefangenheit zu beurtheilen. Der gewöhnliche Beobachter und Mitſpieler im Drama der Tagesgeſchichte und Ereigniſſe läßt ſich durch den Eindruck derſelben in ſeiner Stellung befangen machen und ſich über die wahre Bedeutung des Geſchehenden täuſchen. Er faßt nur den Augenblick auf, ohne dabei an Vergangenheit und Zukunft zu denken. Der Staatsmann dagegen muß die Gegenwart im Spiegel der vergangenen Geſchichte betrachten und danach die wirkenden Beziehungen zu beurtheilen und die künftigen Folgen zu berechnen wiſſen. Wir erleben vielleicht heut zu Tage Manches, das, wenn es einſt in der Geſchichte dieſer Tage aufgezeichnet ſein wird, dem künftigen Leſer derſelben als eine Wiederholung ganz ähnlicher Geſchichten, und als die ganz natürliche Veranlaſſung von Folgen erſcheinen wird, die wir noch zu erwarten haben; jetzt, wo es an unſern Augen lebendig vorübergeht, wo wir es ſelbſt erleben oder ſchaffen, bleiben wir über den Zuſammenhang deſſelben mit den möglichen oder wahrſcheinlichen oder

nöthigen Folgen vielleicht im Unklaren und blicken erst überrascht daran zurück, wenn die Folgen eingetreten sind. Die Kunst des geschichtlichen Objectivirens würde manche Völker und manche Regierungen vor schwerem Unheil bewahrt haben, die in ihrer subjectiven Befangenheit die geschichtlichen Gesetze ungestraft umgehen und nach subjectivem Gutdünken Geschichte machen zu können glaubten. Wenn Karl X. im Exil die Geschichte seiner Regierung las, muß ihm da nicht der ganze Zusammenhang derselben, die ganze Verkettung seiner Schuld klar geworden und die Nothwendigkeit der allmählich herbeigeführten Folgen mit vollständiger Ueberzeugungsgewalt vor die Augen getreten sein? Er wird genug bedauert haben, daß er nicht an die Gränzen der Opposition gegen das Volk geglaubt, daß er die Kunst des geschichtlichen Objectivirens nicht verstanden oder nicht geübt hat. Diese Kunst aber zu erlernen, dazu lieferte ihm wie jedem Andern die Geschichte Anleitung genug, und es gibt schwerlich eine Regierungslage, welche nicht in der Geschichte eine Analogie sammt Ursachen und Wirkungen fände.

Karl X. mit seinen Ministern war ein wahres Prototyp der Opposition gegen das Volk. Deshalb verlohnt es sich wohl der Mühe, aus diesem Gesichtspunkt einen flüchtigen Rückblick auf seine Fehlgriffe zu werfen. Er war der Erbe der Restauration, d. h. einer Zeit voll Emigrantenrache, Aristokratenränke, Verfolgung, Blut, Obscurantismus, Jesuiten, Ausnahmsgesetze, Preßpolizei, Wahlumtriebe, Censur, kurz einer Zeit, worin Alles herrschte oder zur Herrschaft zu gelangen suchte, was dem Volk, seiner Verfassung, seinen Rechten, seiner Freiheit feindlich war.

Beim Antritt einer ſolchen Erbſchaft hatte Karl X. gewiſſermaßen einen ſchweren Stand, indem von der einen Seite die Emigranten, Ariſtokraten, Reactionärs, Obſcuranten ꝛc., von der Andern aber die Conſtitutionsfreunde und das Volk ihre Hoffnungen auf ihn ſetzten. Seine Stellung würde indeß bald eben ſo leicht als glorreich geworden ſein, wenn er ſich entſchieden dem Volk angeſchloſſen hätte, deſſen Geiſt ſich nach dem Regierungswechſel beſtimmter auszuſprechen begann. Er aber gieng darauf aus, die Zuſtände zurückzuführen, welche vor der großen Revolution beſtanden hatten, ſtatt die Revolution durch annähernde Mittel einer vernünftigen Politik zu verſöhnen. Durch Befreiung von dem eingeführten Cenſurdruck gab er ſich, wie ſo manche Fürſten nach ihrer Thronbeſteigung, zunächſt den Schein der Liberalität, aber nur, um gegen den dadurch lebendiger hervortretenden Geiſt des Volks, das ihn in ſeiner Bethörung ſchon mit Heinrich IV. verglichen hatte, um ſo beleidigender zu opponiren. Sein nächſter Act war die Entſchädigung ſeiner Freunde, der Emigranten, durch tauſend Millionen, die das Volk ſeinen bitterſten Feinden bezahlen ſollte. Dann folgte die Schließung der Kammern, nachdem dieſelben das Budget bewilligt, und hierauf im nächſten Jahr 1826 der Geſetzentwurf über das Erbrecht, welches die Begünſtigung der älteſten Söhne reicher Familien bezweckte und den Plan zur Wiederherſtellung und Hebung der verhaßten Ariſtokratie kund that. Daneben wirkten die Frömmler, Heuchler und Fanatiker tapfer mit, um die neuen Ideen unter die Füße zu bringen, ſo wie denn immer die religiöſen Finſterlinge mit den politiſchen Hand in Hand gehen. Die frères ignorantins und der-

artiges Gelichter ſollten den Geiſt des Volks auf den mittelalterlichen Fuß der Dumpfheit, Bornirtheit und Geduld zurückerziehen. Sie hatten vollſtändige Lehrfreiheit. — Daß unter dieſen Umſtänden der Volksgeiſt nicht müßig blieb, läßt ſich denken, zumal da er durch die anfänglich erregten Hoffnungen neues Leben erhalten hatte. Je weniger er durch die corrumpirte Deputirtenkammer wirken konnte, deſto mehr mußte er ſich der wieder freigegebenen Preſſe bedienen. Da ward den Kammern ein Preßgeſetzentwurf vorgelegt, der, „mit napoleoniſcher Strenge noch jeſuitiſche Argliſt verbindend, unübertrefflich an Tyrannei und Schändlichkeit war.“ Das Geſetz, in der Deputirtenkammer angenommen, fand in der Pairskammer und beim Volk ſo viel Widerſtand, daß Se. Majeſtät es zurücknahm. Er war auf Bedenken bei der Oppoſition gegen das Volk geſtoßen; aber er gab die Oppoſition nicht auf. Kurz nachher wurde die Nationalgarde aufgelöſt, weil aus ihrer Mitte Stimmen der Unzufriedenheit laut geworden waren. Dieſer Gewaltſtreich gab der Preſſe Anlaß zu heftigem Tadel, und dieſer Tadel hatte eine Ordonnanz im Gefolge, welche — die liebe Cenſur wieder einführte.

Wie natürlich ſchließt ſich hier ein Schritt der Oppoſition gegen das Volk an den andern an! die ſyſtematiſche Oppoſition war immer klarer geworden. Die Volksoppoſition wurde dadurch ebenfalls aufgeſtachelt, und ſie brachte trotz allen Gegenmitteln der Corruption eine Kammer zu Stande, die das Miniſterium im Jahr 1828 zur Abdankung nöthigte. Ein liberales trat an deſſen Stelle. Jetzt zeigte das Volk abermals Hoffnung auf den König und Liebe zu ihm, ſo wie denn den Völkern überhaupt die

Augen nicht eher ganz aufzugehen pflegen, als bis sie ihnen übergehen. Der König aber gab, wie man von Absolutisten seiner Art trotz allen Phrasen und Schrinconcessionen immer überzeugt sein kann, seinen Plan und seine systematische Opposition gegen das Volk nicht auf, er veränderte das Ministerium wieder, und bald war er von Männer, wie Polignac, Peyronnet, Bourmont ꝛc. umgeben. Trotz drohenden Anzeichen glaubte er jetzt gewaltsam voranschreiten zu können und gab diesen Entschluß offen zu erkennen, obschon er doch den Zug nach Algier noch als Ableitungsmittel für nöthig hielt. Das Ableitungsmittel wirkte nicht, die Minister wurden trotz allen möglichen Anstrengungen in der nächsten Wahlschaft überwunden, — man schritt zu Staatsstreichen und das Volk zu Volksstreichen. Nachdem am 26. Juli 1830 die berüchtigten sechs Ordonnanzen erschienen waren, welche Presse und Charte zu vernichten drohten, antwortete das Volk mit Pflastersteinen, und es geschah, was schon lange konnte vorausgesehen werden. Karl X. versprach nun alles Mögliche, er wollte die Tagsgeschichte objectiviren lernen, er wollte nicht mehr Opposition gegen das Volk machen, aber es war zu spät, und er trat die Reise nach Oesterreich an.

Wenn man dies Beispiel von Karl X. vor Augen hat, sollte man dann noch glauben, daß je sich wieder eine Regierung, der es nicht blos um ephemere Resultate zu thun ist, Erfolg von der systematischen Opposition gegen das Volk versprechen werde? Karl X. war freilich nicht blos Opponent, sondern auch Reactionär, indem er nicht blos gegen das Weiterstreben ankämpfte, sondern auch das Vorhandene unterdrücken wollte; aber die Reaction provocirt

ren das Weiterſtreben und das Weiterſtreben alsdann die Oppoſition der volksfeindlichen Regierung. Sein Beiſpiel lehrt keinen Falls, daß das Streben eines Volks, welches noch kein Vorhandenes zu ſchützen, ſondern noch Alles oder das Meiſte zu errringen hat, die Oppoſition einer volksfeindlichen Regierung eher ertragen oder reſpectiren werde, ſobald dasſelbe einmal zur Erkenntniß Deſſen gekommen iſt, was ihm Noth thut und zukommt.

Wie der Zuſtand der Luft nicht auf ein Land, ſo beſchränkt ſich auch der Zuſtand der Politik nicht auf ein Volk. In den Zuſtänden der europäiſchen Staaten iſt ſehr oft eine auffallende Verwandtſchaft und Wechſelwirkung bemerkbar. Dies gilt auch in Bezug auf die Oppoſition gegen das Volk. Daß eine ſolche Oppoſition gegenwärtig in ſehr umfaſſender Weiſe wirkſam iſt, wird Keinem entgangen ſein, der auf die Zeichen der Zeit achtet. In welcher Geſtalt und mit welchen Mitteln ſie in den einzelnen Staaten auftrete, und wie der Stand ihrer Actien ſei, dies wäre ein intereſſanter Stoff für eine beſondere Unterſuchung, welche wir theilweiſe vielleicht an einem anderen Orte vornehmen werden.

XI.

Das Geheimniß. (Eine Fabel.)

In uralten Zeiten, deren sich jetzt kein Mensch mehr erinnert, gab es einen Fürsten, der ein großes Reich beherrschte. Wodurch beherrschte er es? Durch die Furcht!

Der Fürst sah ernste Zeiten vor der Thüre und erkannte, daß mit einem Volk, welches nur durch Furcht beherrscht wird, keinen Zeiten zu begegnen sei, die überall Muth erfordern. Er gab daher dem Volk das feierliche Versprechen, daß er es in Zukunft nur durch Recht, nicht mehr durch Furcht beherrschen werde.

Die ernsten Zeiten giengen unter dem Beistand des erfreuten Volkes vorüber, und man erwartete die Erfüllung des gegebenen Versprechens. Der Fürst aber, durch böse Rathgeber verleitet, ließ sein Versprechen ruhen und gebot denjenigen Schweigen, die ihn daran erinnerten. Er war der Meinung geworden, daß ein Fürst ein Versprechen, welches er freiwillig gegeben, auch beliebig wieder zurücknehmen dürfe, ohne zu bedenken, daß seine Unterthanen

weit eher die Verſprechen würden zurücknehmen können, die ſie ihm gezwungen hatten geben müſſen. Auch beruhigte er ſich mit dem Glauben, daß ſein Verſprechen werde vergeſſen werden, wenn die Erfüllung auf ſich warten laſſe, oder wenn er ſie gradezu verweigere.

Der Fürſt irrte ſich. Das Volk hatte durch das Verſprochene ſeine Meinung von Dem, was ihm zukomme, auf das Unumſtößlichſte beſtätigt gefunden und erkannte in der Nichterfüllung eine zweifache Sünde, nämlich erſtens die gewaltſame Vorenthaltung ſeines Rechts und zweitens einen Treuebruch ſeiner Regierung.

Die Folgen dieſes böſen Verhältniſſes wurden immer ernſter und trauriger. Das Volk verlor alles Vertrauen zur Regierung, es gewöhnte ſich, in allen gefälligen Worten nur Lügen zu erkennen und bildete im Stillen den Grundſatz in ſich aus, daß ein Verſprechen, ein Eid ꝛc. eine gleichgültige Ceremonie ſei, an die man ſich nicht länger zu binden brauche, als man durch die Noth oder Gewalt gezwungen werde. Höre dieſer Zwang bei guter Gelegenheit auf, ſo werfe man ſeinen Eid wie ein beengendes Kleidungsſtück von ſich und behandle den Andern, wie man ſelbſt behandelt worden ſei. Wenn ein Fürſt nicht an ein Verſprechen gebunden ſei (dachte man), ſo werde es ein Volk noch weit weniger ſein.

In ſolchen Grundſätzen wurde das Volk noch beſtärkt durch die Beamten des Fürſten, welche, durch deſſen Beiſpiel verleitet und ermuthigt, bei jeder Gelegenheit das Volk mit falſchen Verſprechen köderten und auf dieſe Weiſe die Lehre, daß man ein gegebenes Wort nur als ein Trugmittel zu gebrauchen habe, ſtets lebendig erhielten, ja zu

einer Staatstheorie ausbildeten. Der Fürst aber durfte und konnte sie hierfür nicht strafen, da er fürchten mußte, sie würden auf ihn selbst als ihren obersten Lehrmeister zurückweisen.

So geschah es, daß in dem Lande des Fürsten Treu' und Glauben nach und nach gänzlich abhanden kamen, daß nur eigennütziges Streben Alles regierte, und an die Stelle eines durch Vertrauen und Recht befestigten Staatsverbandes eine nur durch immer weiter führende Kunstmittel der Gewalt mühsam zusammengehaltene Menschenmasse trat, welche der geheime Krieg der List, des Trugs, der Furcht und des Mißtrauens immer mehr verderbte und verzehrte.

Die Regierung fühlte dies wohl, da aber die Gewalt immer Recht behalten zu müssen glaubt und die eine Verblendung als Mittel gegen die andere zu gebrauchen pflegt, bis sie zuletzt wie der Reifen eines gährenden Fasses unvermuthet gesprengt wird, so verloren die Rathgeber des Fürsten trotz Allem, was sie gesehen, dennoch nicht die Hoffnung, daß sie das gebrochene Versprechen würden aus der Welt schaffen können. Man setzte daher von der einen Seite, um den gesunden Sinn des Volks völlig irre zu führen, alle Mittel der Sophistik, und von der andern, um den Muth der Rechtsfreunde niederzuschlagen, alle Mittel der Gewalt in Bewegung, so weit man es thun zu dürfen glaubte, ohne offenen Haß hervorzurufen. Als man diese Mittel einige Jahre hatte wirken und durch den Historiographen der Regierung ein neues Stück in die vaterländische Geschichte künstlich hatte einsetzen lassen, glaubte man sich wieder beruhigen zu können, kam in erzwungener Freundlichkeit dem Volk mit schönen Worten entgegen und

räumte ihm einige unſchuldige Freiheiten ein in dem Glauben, es werde dieſelben nur benutzen, um für das Geſchehene zu danken und ſein früheres Verlangen nach Mehr zu beſchwichtigen. Aber — ſiehe da! — das eingeſetzte Stück fiel wieder aus der Geſchichte heraus, das todtgeglaubte gebrochene Wort ſtand wieder auf, und das Volk verlangte jetzt noch mehr, als es früher verlangt hatte.

Der Fürſt und ſeine Rathgeber, die jetzt durch das Band des gemeinſamen Unrechts gänzlich verbunden und eines Sinnes geworden waren, erſtaunten und erſchracken nicht wenig, als ſie das künſtliche Stück aus der Geſchichte herausfallen und das gebrochene Wort wieder auferſtehen ſahen, das ſie vollſtändig begraben glaubten. Das gebrochene Wort war jetzt ein Geſpenſt geworden, welches im Gebäude des Staats ſeine Umgänge hielt und dem Fürſten und ſeinen Rathgebern die Nachtruhe raubte. Man wurde von böſen Ahnungen gequält und glaubte zu erkennen, daß ein Staat an einem gebrochenen Fürſtenwort zu Grunde gehen könne, denn es iſt eine ernſte, eine fürchterliche Sache um ein gebrochenes Fürſtenwort. Man begann zu fürchten, daß ein gebrochenes Verſprechen nicht zu vertilgen, daß es ein Pfahl im Fleiſch des Wortbrüchigen ſei, daß das Geſpenſt des gebrochnen Worts die Ferſen ſeiner Mörder nicht aus den Augen verliere.

Der Fürſt und ſeine Rathgeber ſahen eine düſtre Zukunft vor ſich, ſie faßten aber nochmals Hoffnung und beriefen ihre beſten Köpfe zuſammen, um neue und zwar radicale Mittel ausfindig zu machen, wodurch das Geſpenſt zu beſchwören ſei. Es wurde Vieles berathen, Vieles ausgedacht und Vieles beſchloſſen.

Zuerſt beſchloß man, das Volk in ein Meer von Vergnügen zu ſtürzen, und hoffte, daß es das gebrochene Wort darin erſäufen werde. Das Volk ſtürzte ſich in das Meer des Vergnügens, ſättigte ſich, ſchwamm wieder an's Land und ſchrie: das gebrochene Wort!

Darauf beſchloß man, ſehr religiös zu werden und das Volk in die Tempel zu treiben, damit es den Göttern Opfer darbinge und über der jenſeitigen Welt die dieſſeitige vergeſſen lerne. Das Volk aber begriff die Religioſität des Fürſten und ſeiner Rathgeber nicht, da ſie doch allerlei Sünden und namentlich ein vor aller Welt gebrochenes Wort auf dem Gewiſſen hatten, es lief vielmehr unwillig aus den Tempeln hinaus und ſchrie: das gebrochene Wort!

Darauf beſchloß man, den Geiſt des Volks durch Kunſt, Wiſſenſchaft und Handel zu beſchäftigen und abzulenken. Es wurde geſungen, gebaut, ſtudirt, gehandelt, man führte Schauſpiele auf und vertheilte Lorbeerkronen. Aber als das Volk eine Zeit lang geſungen, gebaut, ſtudirt, gehandelt, Komödien beigewohnt und Lorbeerkronen empfangen hatte, lief es wieder auf die Straßen und ſchrie: das gebrochene Wort!

Darauf beſchloß man, das Volk völlig zu verſchlechtern, damit es den Sinn für Worthalten verliere, man beſtrafte daher die Tugend und belohnte die Schlechtigkeit, man verbannte die Gewiſſenhaften und zeichnete die Schurken aus, kurz man ſuchte die moraliſche Ordnung der Dinge völlig umzukehren. Aber als man Alles umgekehrt zu haben glaubte, erhob plötzlich das Volk wieder ſeine Stimme und ſchrie: das gebrochene Wort!

Darauf beſchloß man, die letzten Mittel anzuwenden,

baute tiefe, einſame, dunkle, ſtumme Kerker und warf Alles hinein, was an das gebrochene Wort erinnerte. Aber die ſtummen Kerker lernten ſprechen, und aus den tiefſten Höhlen der Gefangenſchaft erſcholl es in der Mitte der Nacht bis in das Gemach des Fürſten: das gebrochene Wort!

Darauf ließ man die Henker kommen und alle Köpfe abſchlagen, die vom gebrochenen Wort geſprochen hatten. Aber die abgeſchlagenen Köpfe bewegten die Zungen und röchelten durch das ziſchende Blut: das gebrochene Wort! Und als ſie ſchon tief in der Erde des Kirchhofs verſcharrt lagen, hörte man noch durch die finſtere Nacht ihr Geröchel: das gebrochene Wort! Wie eine lechzende Eule flog es bei Nacht über das brütende Land einher und ſchrie aus der ſchwarzen Luft herab: das gebrochene Wort!

Da begann es endlich dem Fürſten zu grauſen, und er fühlte Reue über das gebrochene Wort und über dasjenige, was er gethan hatte, um es zu vertilgen. Doch was ſollte er jetzt thun? Er berief ſeine Rathgeber das eine über das andre Mal, aber ihr Rath war zu Ende, und das letzte Wort blieb immer dem — gebrochenen Wort.

Der Fürſt war in Verzweiflung und wuſte keine Hülfe mehr. Er fühlte ſein Ende nahen. Das gebrochene Wort hatte ſeine Kraft gebrochen, und die Beruhigungen ſeiner Schmeichler wirkten nicht mehr.

Als er ſo in Verzweiflung und dem Tode nah auf ſeinem Throne ſaß, ſah er ein Kind vorübergehen, welches ihn neugierig und theilnehmend angaffte. Er rief es zu ſich und fragte es verwirrt, was er thun ſolle, um das gebrochene Wort zur Ruhe zu bringen? Das Kind glaubte, der Fürſt ſcherze mit ihm, und gab keine Antwort, als

wolle es ſagen, die Frage ſei ihm zu leicht. Der Fürſt aber wiederholte die Frage, was er thun ſolle, um das gebrochene Wort zur Ruhe zu bringen? Da antwortete das Kind: erfülle es!

Der Fürſt war vor Staunen außer ſich. Er fühlte ſich plötzlich erleuchtet und begriff nur nicht, daß ſeine und ſeiner Rathgeber ganze Klugheit ein Geheimniß nicht gefunden, welches ein — dreijähriges Kind ihm verrathen hatte.

Der Fürſt entfernte ſofort ſeine falſchen Rathgeber und befolgte ſterbend den Rath des dreijährigen Kindes; aber er begriff, daß er jetzt mehr zu geben habe, als er früher verſprochen, er begriff, daß er nicht blos ſeinem Verſprechen, ſondern auch der Geduld des gemißhandelten Volks, der vorangeſchrittenen Zwiſchenzeit und den verfolgten Mahnungen verſchuldet ſei und Rechnung zu tragen habe. Er begriff, daß er jetzt nicht blos zu bezahlen, ſondern auch zu ſühnen habe, wenn die Erfüllung ſeines Wortes eine vollſtändige und die Zufriedenheit des Volkes eine dauernde ſein ſolle.

Und was geſchah? Das Volk erkannte diesmal die Aufrichtigkeit des Fürſten und vergaß ſeine eigenen Leiden, Treu' und Glaube kehrte zurück, und das quälende Geſpenſt des gebrochenen Wortes war verſchwunden.

XII.

Politiſche Romantik.

Der Teutſche entgeht ſeinem romantiſchen Schickſal nicht. Hält es ihn nicht in ſeinen mittelalterlichen Schlingen feſt, ſo erreicht es ihn durch moderne Mittel in einem Gebiet, worin er ſich mit der Zeit ganz proſaiſch-rechtlich zu etabliren gedenkt: im Gebiet der Politik. Das Vehikel dieſer Romantik ſtellt ſich freilich in zeitgemäßer Modification dar, es iſt nicht mehr die Macht der Ungebundenheit, es iſt vielmehr das diametrale Gegentheil davon, es iſt die Macht der — Polizei. Wollt ihr politiſche Romantik koſten, ſo ſchreibt z. B. ein Buch über die preußiſche Büraukratie und laßt euch durch das, oder die Furcht vor dem, was ihr beſchrieben, in die weite Welt treiben.

Wenn der Teufel Alles hätte holen müſſen, was ihm eigentlich dazu recommandirt worden iſt, in ſeinem Magazin wäre längſt der Platz ausgegangen. Sollte er aber noch eine recht paſſende, recht ſichere, recht dunkle und tiefe Ecke übrig haben, ſo empfehle ich ihm zuerſt die

Gewißheit, dann die Wahrscheinlichkeit und endlich auch die Möglichkeit, als ehrlicher Mann ins Gefängniß geschleppt zu werden, bevor man von seinem rechten Richter dazu verurtheilt ist. Die große Freiheit der Gewalt, jede andere Freiheit beliebig der Faust des Kerkermeisters zu überliefern, ist von jeher der rechte Arm alles Despotismus gewesen. Wer unbequem ist, den kerkert man ein; wer die Wahrheit sagt, den kerkert man ein; wer gefürchtet wird, den kerkert man ein. Einkerkern ist die Panacee gegen alle Uebel, wovon die Furcht der Gewalt in dem Lustzug der Freiheit befallen wird; Einkerkern ist das Losungswort in dem großen Krieg gegen den Geist der Zeit; Einkerkern ist die letzte Reserve für das verzweifelnde Unrecht. Wenn auch die Anstrengungen der Menschheit es im Allgemeinen dahin gebracht haben, daß die Gewalt dem Richter nicht mehr das Urtheil ihrer Leidenschaft dictiren kann; so hat sie doch noch im größten Theil der civilisirten Welt die teuflische Macht, dem Richter beliebig vorzugreifen und die Freuden des Einkerkerns vorwegzunehmen, ehe ihr das Recht dazu gerichtlich abgesprochen werden konnte. Wird auch ihr Opfer selbst dem strengsten Gesetz nachträglich durch den Richter als unschuldig entrissen, man konnte sich wenigstens so weit sichern, daß sein zerquältes Herz für immer die Male trägt, welche ihm die Klaue der Gewalt aufzudrücken verstehe. Der Mann war unschuldig, aber er hat gelitten; der Mann ist frei, aber er hat unser Kerkerbrod gekostet; der Mann ist uns entrissen, aber unsre Rache hat er empfunden.

Wir gönnen euch, den Männern einer solchen Einkerkerungsjustiz, einstweilen die Diebe und die Mörder und

alle die Unglücklichen, welche mit den Mitteln der Gewalt in die Rechte der menschlichen Gesellschaft greifen. Kerkert sie ein, wenn ihr die Welt vor ihnen sichern müßt, und macht die Gewalt unschädlich durch die Gewalt. Aber den Geist wenigstens laßt frei, bis das Gesetz ihn in die Kerkermauern bannt, wenn das Gesetz ihn noch bannen zu müssen und zu können glaubt; die Thaten des Geistes unterscheidet von den Thaten der Gewalt, und bei ihrer Beurtheilung greife wenigstens nicht die rohe Faust der Polizei und der Inquisition der bedächtigeren Hand des Richters vor.

Ich für meinen Theil habe mich nicht darüber zu beklagen, daß in der angegebenen Art die preußische Gewalt gegen meine Person verfahren sei. Aber eben so wenig hatte ich eine Bürgschaft für das Gegentheil. Schlimmer als das Soldatenschwert und das Henkerschwert ist das Damoklesschwert, und dies Schwert hängt noch an allen Ecken. In Rußland ist das Damoklesschwert zum Reichsscepter geworden.

Als ich meine Schrift über die preußische Büreaukratie herausgab, wußte ich zwar, daß das Gesetz, wie dehnbar es auch ist, nicht mein schlimmster Feind sein würde; dennoch wußte ich ebenso sicher, daß ich einen Conflict mit dem Gesetz, d. i. eine Anklage und mögliche Verurtheilung nicht würde umgehen können, wollte ich nicht auf das Wesen meiner Schrift, d. i. auf den Ausdruck meiner Ueberzeugungen, verzichten. Jener Gewißheit stand übrigens auch der in der Vorrede kundgegebene Entschluß zur Seite, keinem Conflict auszuweichen, sofern er durch ein rechtliches Verfahren herbeigeführt werde, da ich die Probe machen mußte,

was bei uns rechtlicher Weise gesagt werden darf, und was nicht. Als die Schrift erschien, war ich entschlossen, es auf ein solches Verfahren wie auf sein Gegentheil ankommen zu lassen und auch einer etwaigen Verhaftung nicht aus dem Wege zu gehen. Eine solche Maßregel konnte von der Polizei oder vom Gericht angeordnet werden. Das Erstere war deshalb wahrscheinlich, weil die Büreaukratie auf mein Buch so großen Werth legte, daß sie es (durch eine Verfügung vom 15. August 1843) schon der polizeilichen Beschlagnahme überwies, ehe es geschrieben war. Dennoch nahm sich, Dank wenigstens dieserhalb dem Rheinischen Rechtswesen, zuerst das Gericht der Sache an. Am 11. November langte das Buch in Köln an; am 12. wurde von Gerichts wegen in den Buchläden Haussuchung gehalten, und am 13. Abends erhielt ich bereits vom Instructionsrichter eine Vorladung, um am 14. „über das vernommen zu werden, dessen ich beschuldigt worden."

Gegen das gerichtliche Einschreiten hatte ich nicht das Mindeste einzuwenden, und ich war in dem noch immer vorwaltenden Vertrauen darauf, daß der Protest in meiner Vorrede gegen etwaige Vorverhaftung werde respectirt werden, durchaus nicht unschlüssig, mich dem Instructionsrichter zu stellen. Meine Freunde hatten mir vor wie nach dem Erscheinen des Buchs die dringendsten Vorstellungen über eine einstweilige Reise in's Ausland gemacht. Ich hatte ihnen aber stets geantwortet, ein Dieb und ein Mörder laufe vor seinen Handlungen davon, jedoch ein ehrlicher Mann, der die Wahrheit gesagt habe, müsse Stand halten. Wolle man mich arretiren, bevor ich verurtheilt sei, so liefere man dadurch die beste Kritik über mein Buch und

drücke auf meinen Tadel indirect und thatsächlich den amtlichen Stempel der Approbation ꝛc.

Dieses Raisonnement mag thöricht gewesen sein, dennoch würde ich keine Reue empfunden haben, wenn ich danach gehandelt hätte. Ich empfinde aber noch weniger Reue darüber, daß ich den Vorstellungen meiner zum Theil rechtskundigen Freunde, die mich am Abend vor dem Erscheinungstermin dringender als vorher bestürmten, endlich nachgegeben und mich vor dem etwaigen Vorarrest sicher gestellt habe. Sie machten es mir klar, daß mein Protest für gar nichts geachtet zu werden brauche und werde geachtet werden; sie glaubten gewiß darüber zu sein, daß die höhere Justizbehörde in Köln oder in Berlin meine Verhaftung bereits angeordnet habe oder anordnen werde. Sie suchten mir darzuthun, daß ich meine Verpflichtungen gegen mich wie gegen die Meinigen hintenansetze, wenn ich mich ihnen durch die Polizei unnöthiger Weise entziehen lasse, und daß ich denselben an der belgischen Grenze näher sei, als im Vorarrest zu Köln oder gar in Berlin. Sie legten mir an's Herz, daß ich in der freien Fremde ungehindert meine Vertheidigung ausarbeiten und eine neue Zwanzigbogenschrift zurecht machen könnne, bevor man mich möglicher Weise zu längerer Unthätigkeit verurtheile. Nach ihren Ansichten soll es Fälle geben, wo man einen Menschen, der die Wahrheit sagt, einem Dieb und Mörder gleichstellt, wo er aber dieser Gleichstellung zuvorkommen muß. Sie machten mir bemerklich, daß es als ein thörichter und eitler Trotz gegen die Gewalt werde ausgelegt werden, wenn ich ihr unnöthig und fruchtlos mich blosstelle, da ich eine Macht gegen mich aufgerufen, die eben so viel Mittel

als Unverſöhnlichkeit beſitze. Sie ſchlugen endlich mein Vertrauen auf eine loyale Behandlung durch die Frage nieder: ob ich nach Herausgabe meiner Schrift ein Recht habe, von Vertrauen zu ſprechen?

Dieſe Frage war freilich ſchlagender als alle andere Einwendungen. Schon der Conſequenz wegen hätte ich nach Belgien reiſen müſſen. Der Entſchluß wurde alſo ſofort gefaßt, denn jetzt galt kein Zögern mehr. Während ein Wagen für mich beſtellt wurde, ſchrieb ich dem Inſtructionsrichter als Antwort auf die erhaltene Vorladung, daß ich mich einem etwaigen Vorarreſt, vor welchem mich die preußiſchen Einrichtungen zu wenig ſchützten, durch Sicherſtellung meiner Perſon entziehen, gab ihm aber zugleich mein Ehrenwort, daß ich mich dem erkennenden Richter jedenfalls, aber auch dem inſtruirenden ſofort dann in Köln ſtellen werde, wenn ich die amtliche Verſicherung erhalte, daß meine perſönliche Freiheit bis zur Fällung des richterlichen Endurtheils ungefährdet bleibe.

Nach meiner Ankunft in Belgien ſandte ich eine kurze Erklärung in die Kölniſche Zeitung, worin ich zur Verhütung etwaiger Mißdeutungen in Bezug auf meine Entfernung, das Sachverhältniß durch Mittheilung des Inhalts jenes Briefs an den Inſtructionsrichter dem Publicum bekannt machen wollte. Die Erklärung, obſchon in den beſcheidenſten und zahmſten Ausdrücken abgefaßt, wurde aber geſtrichen und fiel jener kleinlichen, furchtbeſeelten, den Cenſoren ſchon durch Inſtinct ſich mittheilenden Praxis zum Opfer, welche in neueſter Zeit eine Stütze darin ſucht, die Nennung aller mißfälligen Namen in den Zeitungen möglichſt zu verhüten, — eine Politik, die in dem

Servilismus der meiſten Blätter den zuvorkommendſten Gehülfen findet, während ſie zum Mindeſten durch Verſchweigung aller wohlgefälligen Namen eine paſſive Oppoſition und Ausgleichung erfahren ſollte. Daß ich die Erklärung in der Vorrede meines Buchs durch mein Ehrenwort dem Inſtructionsrichter wiederholt, durfte die Welt nicht erfahren; dagegen mußte zur nämlichen Zeit in der nämlichen Kölniſchen Zeitung ein Steckbrief abgedruckt werden, wonach ich mich „der gegen mich eingeleiteten Unterſuchung durch die Flucht entzogen" haben ſollte. Das Publicum mußte alſo durchaus glauben, ich habe meine Vorrede Lügen geſtraft, und hierdurch war die Wirkung meiner Schrift theilweiſe paralyſirt und meine Ehrenhaftigkeit bloßgeſtellt.

Nachdem dieſer proſaiſche Ballaſt ausgeworfen, iſt das Schiff meiner Erzählung wieder flott, und ich kann jetzt die begonnene Fahrt durch das Meer der politiſchen Romantik fortſetzen. Wegen Formloſigkeit ꝛc. entſchuldige ich mich nicht. Ich ſchreibe in der Wirthsſtube, wie der Augenblick es mir dictirt, und kann in meiner Lage keine ſchriftſtelleriſche Filtrir- und Form-Maſchine mitführen.

Die Eiſenbahn bietet ein vortreffliches Mittel dar, von Köln aus einen preußiſchen Opponenten über die belgiſche Gränze in Sicherheit zu bringen. Das Mittel wurde mir aber bedenklich gemacht durch die Möglichkeit, daß ein polizeilich geſinnter Freund am anderen Morgen vor 7 Uhr auf dem Bahnhof nachſehen könnte, ob ich etwa einen ſo weiten Ausflug zu machen gedenke, daß ich nicht im Stande ſein würde, um 11 Uhr vor dem Inſtructionsrichter zu erſcheinen. Einer ſolchen Möglichkeit hätte ich

mich für Alles in der Welt nicht ausgesetzt, denn unter solchen Umständen sich auf einer Sicherheitsreise abfassen zu lassen, das wäre die ärgerlichste Blamage gewesen, der man sich aussetzen kann. Ich zog es daher vor, die ehrwürdige Stadt Köln schon am nämlichen Abend zu verlassen, und miethete einen Wagen bis Düren, den einzigen Ort, wo ich in der Nacht unterzukommen und am anderen Morgen den Dampfwagen ruhig abwarten zu können hoffen durfte. Die Nacht war aus Dunkelheit, Nässe und Kälte zu gleichen Theilen zusammengesetzt. Der Zustand der Chaussee brachte als viertes Ingrediens noch die Langeweile hinzu, denn zur Zurücklegung einer Strecke von sieben Wegstunden brauchte ein flüchtiger Literat in einem Wagen mit zwei Pferden nicht weniger als sieben Zeitstunden. Wer an schlechter Verdauung leidet und Leibeserschütterung bedarf, dem empfehle ich die Chaussee von Düren nach Köln. Trotz diesem Zustand streckt Einem der Weg alle Nasen lang einen drohenden Barrierebaum entgegen, der bei Tage wie eine aufgehobene Zuchtruthe in die Luft ragt und bei Nacht wie ein Polizeistock die Passage verbietet. Die Barriereempfänger schienen gar nicht darauf gerichtet zu sein, daß in solcher Nacht ein Mensch sie incommodiren könne. Sie schliefen einen Schlaf von erstaunlicher Hartnäckigkeit, so daß der geduldige Kutscher, nachdem er fünf Minuten die Stärke ihrer Fensterscheiben versucht, seinem bescheidenen Aerger jedesmal in den Worten Luft machen mußte: „Donnerwetter, der Kerl schläft wie ein Dachs!“ Und doch hatte der „Kerl“ im Grunde seiner Natur ganz Recht, denn es ist eine unnatürliche Einrichtung, die dem Menschen dreihundert fünf und sechzig mal

im Jahre die Tag- und Nachtruhe raubt. Die Barrierebäume brachten mich auf allerlei Betrachtungen über die geistigen und sonstigen Barrieren, die uns bei jedem Schritt entgegentreten, und es wurde mir, namentlich bei meiner Ankunft in Belgien, ziemlich klar, daß man die Freiheit eines Volkes sehr gut auf der Landstraße studiren könne. Ein Barrierebaum ist ein Gedankenstrich, lange genug, um auf eine ganze Landstraße von Betrachtungen hinzuleiten. In Belgien ist, so weit ich mich umsehen und erkundigen konnte, kein Barrierebaum auf der Chaussee zu sehen, die Barrieren, blos durch Aufschriften bezeichnet, sind alle verpachtet; der Pächter ist verpflichtet, an jedes Fuhrwerk heranzutreten, um das Geld in Empfang zu nehmen; der Fuhrmann kann ungestraft dnrchfahren, wenn auf dreimaligen Ruf der Empfänger nicht erscheint; er kann im Galopp vorbeifahren, wenn er das Geld dem Empfänger zuwirft, denn Chausseezettel gibt es dort nicht; er kann das Nämliche thun, wenn er demselben bekannt ist und ihm zuruft, daß er später zurückkommen werde. Kurz, die ganze Einrichtung trägt die Rücksicht auf das Volk an der Stirne. Keine unnöthige Schererei, kein Aufenthalt, keine Beschränkung. Dabei eine Chaussee, eine gepflasterte, auf der man im schmutzigsten Wetter kaum die Sohlen benetzt. Auf dem Weg von der preußischen Gränze bis Verviers, wo ich allerlei statistische Betrachtungen über den Straßenkoth anstellte, habe ich nicht so viel davon gesehen, als auf zehn Ruthen der Dürener Chaussee oder als in einer einzigen Straße der heiligen Stadt Köln zu finden ist, wenn der Frühling die ersten

Freudenthränen des Wiedersehens auf ihre gesegneten Häupter herabfallen läßt.

Wie das belgische Fuhrwerk, so wird bekanntlich auch das belgische Wort nicht durch Barrierebäume aufgehalten. Nicht blos keine Censur; kein Concessionswesen, keine Cautionen, sondern auch keine kleinliche Verfolgungen und niemals Untersuchungsarrest bei Preßvergehen. Und bei uns? Wären wir doch nur erst einmal Eigenthümer unseres eigensten Eigenthums, unserer Gedanken, wären unsere Gedanken nur erst des Untersuchungsarrestes enthoben, unsere Person würde ihm zu lieb gewiß gern noch eine kleine Probe bestehen. Wir fahren mit vierspännigen Gedanken bei der geistigen Barriere vor und sind am Ende froh, wenn wir zu Fuß wieder entlassen werden; was läßt sich von solcher Bescheidenheit nicht noch für eine Geduld in Uebergangszuständen erwarten, bis wir einmal — Belgier geworden sind! Wenn einmal das Obercensurgericht die Weisung erhalten sollte, jede Censurklage stricte in längstens zehn Jahren zu erledigen, so wird uns dieser Fortschritt überglücklich machen, die Glocken werden geläutet werden, und unsere Freiheitslust ist für fünfzig Jahre wieder gesättigt.

Morgens gegen 6 Uhr sah ich endlich die dunklen Umrisse der romantischen Stadt Düren vor mir. Trotz meinem, „bis oben zugeknöpften gelb bräunlichen Winterüberrock" war ich so erfroren, daß ich mich vierzehn Jahre zurück unter die Brücke einer zugefrornen Gracht zu Utrecht versetzt fühlte, wo ich damals nach meiner Rückkehr aus Batavia eine herrliche Winternacht zubrachte. Es wurde mir noch romantischer zu Muth, als ich aus den gespenstischen

Umgebungen des Dürener Kirchhofs durch die dunkle, naſſe Einſamkeit des Morgens zwei ſchwarzweiße Geſtalten hervorſchleichen ſah, die mir Anfangs einen entſetzlichen Schauder von Kirchhofsgedanken einflöſiten, ſich aber ſpäter unter der halberloſchenen Laterne des Thoreinganges als zwei trauernde Weiber mit Betbüchern zu erkennen gaben. Sie waren chriſtlich genug, mir als Führerinnen zum nächſten Gaſthof zu dienen. Im Augenblick, als der Kutſcher anhielt, erſcholl aus der dämmerigen Luft herab plötzlich eine wunderbare Muſik. Man ſieht, die Romantik beginnt ſich zu häufen. Es ſchlug nämlich auf dem Kirchthurm ſechs Uhr, aber nicht in der geiſtloſen, monotonen Weiſe der gewöhnlichen Kirchthürme, ſondern es ſchlug ſechs Uhr mit Variationen. In Düren ruft die Zeit ihre Stunden durch ein Glockenſpiel aus. „Meine Utrechter Illuſion wäre dadurch vollſtändig geworden, hätte nicht der Dürener Kirchthurm teutſch geſprochen oder geſungen. Er ſang nichts weniger, als: „Heil dir im Siegeskranz" ꝛc. — jenen erhebenden Nationalhymnus, deſſen einzige Disharmonie darin beſteht, daß das Feuer ſeiner Worte mit dem Feuer ſeiner Melodie in Kampf geräth. Mir ſchien übrigens der Gruß des Kirchthurms eine gute Vorbedeutung zu ſein, und das „Heil dir im Siegeskranz" konnte nichts Geringeres bedeuten, als: du wirſt mit heiler Haut über die Gränze kommen.

Mit dieſem Vertrauen legte ich mich nieder. Nach zwei Stunden ſtand ich wieder auf, ohne ein Auge geſchloſſen zu haben, und zwar nicht vor Angſt, wie groß dieſelbe auch war, ſondern vor Kälte. Die Dürener Chauſſee und die geſchloſſenen Schlagbäume hatten mein

Blut ſo lang gerinnen gemacht, daß ſelbſt ein zweiſtündiger Aufenthalt in den Bettfedern es nicht wieder in Gang zu bringen vermochte. Und doch war dieſe Kälte romantiſcher, als die eventuelle Wärme des Kölner Vorarreſts.

Als ich aufgeſtanden war und im Gaſtzimmer erſchien, ſah mich der Wirth mit ſehr großen, ſehr mißtrauiſchen und ſehr ſchlauen Augen an. In einer ſolchen Nacht, auf einer ſolchen Chauſſee, eine ſolche Reiſe von Köln nach Düren zu machen, während die wohlfeile und ſchnelle Eiſenbahn nebenherläuft, ſodann von Düren, nach zweiſtündigem Aufenthalt im Bett', dennoch auf der Eiſenbahn weiter zu reiſen — das hat Etwas, das hat ein Mehreres, das hat Viel, das hat alles Mögliche zu bedeuten. Der Wirth ſtrich um mich herum, wie ein Hund um ein einzukreiſendes Wild, er maß mich, er fixirte mich, er — durchſchaute mich. Endlich ſtand er mich, wie es in der Jägerſprache heißt, trat dicht an mich heran und ſprach:

Er. Es iſt kalt heute.

Ich. Es iſt nicht warm heute.

Er. Haben Sie gut geſchlafen?

Ich. Ich habe nicht gut geſchlafen.

Er. Nicht gut geſchlafen? Und doch eine ſo ermüdende Reiſe gemacht!

Ich. Haben Sie Kaffee beſtellt?

Er. Er wird gleich da ſein. Sie kommen von Köln?

Ich. Ich komme von Köln.

Er. Und ſie gehen?

Ich. Die Alten waren brave Leute. Sie pflegten die Fremden nicht eher nach dem Woher und

Wohin? zu fragen, als bis ſie ſie einige Tage bewirthet hatten. Die Eiſenbahn iſt übrigens eine ſchöne Erfindung.

Er. Um Vergebung, wie iſt Ihr Name?

Ich. (Durch die Naſe geſprochen.) Ich heiße He.nzen.

Er. Henzen? Hänzen?

Ich. Wie Sie wollen.

Er. Alſo Henzen? Oder vielleicht Heinzen?

Ich. (Ihn groß anſehend.) Nein: Wackernagel.

Er. Wie? Wackernagel? Sie ſagten ja: Henzen!

Ich. Was ich geſagt habe, war Ihnen ja nicht genug, drum wollte ich Ihnen noch einige Namen als Zugabe in den Kauf geben.

Dies beruhigte den Mann. Der Sprung von dem Namen Heinzen zu dem Namen Wackernagel war ſo groß, daß der verdutzte Menſchenkenner ganz richtig berechnete: ich ſtehe mich doch beſſer, wenn ich die viel kleinere Differenz zwiſchen Heinzen und Henzen überſehe und mich mit dem letzteren Namen begnüge.

Nachdem He.nzen (durch die Naſe geſprochen) ſeine Zeche bezahlt, verfügte er ſich in den Bahnhof. Der Zug von Köln langte an und — o Romantik! — ohne Polizeicommiſſar. Wir kamen nach Aachen. Der Zug gieng erſt nach zwei bis drei Stunden weiter, und bis dahin konnte mit dem nächſten Zug ein polizeilicher Gruß aus Köln für mich anlangen. Ueberdies ſollten an der Gränze die Päſſe revidirt werden, und ich hatte keinen anderen Paß, als die Vorladung des Inſtructionsrichters und ein Patent als Landwehrofficier. Ich mußte alſo als kluger Feldherr meinen Operationsplan ändern und von der Ei-

senbahn wieder auf die Landstraße einlenken. Eine halbe Stunde von Aachen liegt der holländische Flecken Vaels, wohin die Aachener Bonvivants Austern essen gehen, wenn sie die Bestien unverzollt über die Gränze bringen wollen. Es war also das Gerathenste, vorläufig in Vaels Austern zu essen und sie dann auf einem Spaziergange nach Belgien zu verdauen. Als ich in Aachen durch die Büchelstraße kam, wo zwei Buchhandlungen sind, sah ich — o Schrecken! — zwei Polizeibeamten aus der einen herauskommen und in die andere hineingehen. Ich fragte nach und vernahm, daß sie gekommen waren, um in Beschlag zu nehmen „die preußische Bureaukratie von Karl Heinzen", daß sie aber eben so wenig gefunden hatten, als in Köln und anderwärts. Auf dem Wege nach dem Thor, das nach Holland weis't, begegnete mein Blick plötzlich dem forschenden Auge eines — Polizeicommissars, der guten Willen zu haben schien, außer dem Buche auch den Verfasser in Beschlag zu nehmen. Er müßte ein schlechter Polizeibeamter gewesen sein, wenn er nicht durch mein Erscheinen in Aachen auf einige geographische Betrachtungen über das Königreich Belgien hingeleitet worden wäre. Ich sah ihm das an, aber mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart gab ich seinen Gedanken eine andere Richtung, indem ich mir in sorgloseſter Unbefangenheit einige Häuser mit der Miene eines Menschen besah, der eine Wohnung miethen will. Später hörte ich, daß eine halbe Stunde nach meiner Ankunft der Polizeicommissar schon den Befehl zu meiner Verhaftung in der Hand hatte. Ich hatte also auch bei meiner schleunigen Entfernung aus Aachen richtig gerechnet.

Der Weg von Aachen nach Vaels iſt ſchwerlich ſchon mit ſchnelleren Schritten bereiſ't worden, als durch mich am 14. November des Jahrs 1844. Die Fuhrleute wichen mir mit vierſpännigen Karren aus, und die Chauſſeewärter ließen vor Erſtaunen ihre Hacken fallen. Vor Angſt und Anſtrengung zugleich ſchwitzend, dampfte ich wie eine Locomotive daher, und aus den Feldern kamen die Landleute herzugelaufen, um die Eröffnung der neuen Eiſenbahn zwiſchen Aachen und Vaels mitanzuſehen. O Angſt der Romantik! O Romantik der Angſt! Wenn ich noch irgend Anſpruch auf einen Orden machen darf, ſo bitte ich mir das Angſt-Kreuz mit Eichenlaub aus wegen der unchriſtlich-germaniſchen Angſt, die ich auf dem Weg zwiſchen Aachen und der holländiſchen Gränze **pro patria** ausgeſtanden habe. Nichts wollen, als ein Bischen Recht und Wahrheit, und dafür wie ein Vagabunde über die Landſtraße rennen zu müſſen — das iſt erhebend, das iſt ſüß! **Dulce est pro patria vagabundum esse!**

Faſt mit verrenktem Hals, vom häufigen Umſehen nach der verfolgenden Polizei, ſtand ich endlich vor den zwei Pfählen, die ſich als Repräſentanten des Königreichs Preußen und des Königreichs Holland die freundnachbarliche Hand reichen. Rechts von der Chauſſee ſteht der rothe Pfahl mit der Aufſchrift: **Ryks-regten** (des Reichs Rechte). Der Name Reich nimmt ſich nicht übel aus für ein Land mit zwei Dutzend Einwohnern, und was die „Rechte" betrifft, ſo gab man mir davon einen Begriff, als ich in Vaels nach einem Reitpferd fragte. Im ganzen Ort war keins zu finden, denn von einem Pferd, das einen Sattel trägt, ſind — 40 Gulden jährliche „Rechte" zu

zahlen. Darauf iſt übrigens nicht zu viel Gewicht zu legen, denn die Holländer haben Geld genug, und wenn es ihnen daran mangelt, ſo helfen wir ihnen aus.

Mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſchien mich der ſchwarz-weiße Pfahl zur Linken anzuſehen. Es war, als frage er mich:

„Ich bin ein Preuße, kennſt du meine Farben?“ Ich antwortete: Wohl kenne ich ſie, denn das Schwarz erinnert mich an die Nacht des Kölner oder Berliner Unterſuchungsarreſts, und das Weiß der Angſt ſiehſt du auf meinem Geſicht geſchrieben. Worauf er replizirte: „Du biſt ein Mann des böſen Gewiſſens; greife in deinen Buſen und zeige deinen Paß oder deine Conduitenliſte! O, ich ſehe ſchon die Nemeſis auf deinen Ferſen. Wer aber ein reines preußiſches Gewiſſen hat, den ſchreckt kein Schwarz und kein Weiß, der ſieht im Einen die Nacht des Böſen und im Anderen den hellen Tag des „Vorwärts“, das ſie durch die Macht der „Wahrheit“ beſiegen wird; der ſchlägt ſtolzen Selbſtgefühls auf ſeine mit Gott für König und Vaterland erfüllte Bruſt und ſingt mit mir:

„Ich bin ein Preuße, will ein Preuße ſein.“

Der Gränzpfahl machte mich durch dieſen ſtrafenden Ausdruck ſeines Selbſtgefühls ſehr wehmüthig und niedergeſchlagen. Als ich mich wieder ermannt hatte, ſah ich ihn patriotiſch an und ſang in der Antiſtrophe:

Ich bin ein Preuße, darf kein Preuße bleiben,
Weil Angſt und Pflicht mich aus dem Lande treiben;
Ihr ſchwarz und weiße Pfähl', ihr prahlt und wißt,
Daß Wahrheit ſchwarz auf Weiß nicht preußiſch iſt!

Ich wollte noch eine Strophe hinzuſetzen, aber ſie wurde mir in Gedanken durch die Nachwirkung der Cenſur geſtrichen. Der Pfahl übrigens ſchwieg. Damit ſetzte ich den Fuß auf Königlich-niederländiſches Gebiet. In dem Augenblick, wo ich die Gränzlinie überſchritt, zuckte es mir im Genick. Ein Windſtoß riß mir ſechs Haare aus, die zwiſchen Aachen und Vaels grau geworden waren; ich glaubte darin die unſichtbare Hand der Polizei zu erkennen, die mir gleichſam per Telegraph in's Genick griff, und der ich juſt im letzten Augenblick noch entgienge. Verdient eine ſolche Seelenpein kein Mitleid? Das Göthe'ſche „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß" würde ganz verſchwinden vor einem Lied über die Angſt, das etwa begänne:

Wer nie mit Angſt die Straße maß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Erwiſcht im Vorarreſte ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr polizeilichen Mächte.

Zu Vaels kehrte ich in den erſten Gaſthof ein und opferte für meine glückliche Rettung den Göttern des Unterleibs eine Viertel-Hekatombe friſche Auſtern mit einer Libation von zwei Glas echten holländiſchen Genevers. Aber ſelbſt dieſe heilige Handlung ſollte nicht ohne romantiſche Störung vorübergehen. Wie die Raben um ein gefallenes Wild, ſo ſammelten ſich ſofort um mich die benachbarten Philiſterhonoratioren des Orts und die amtlichen Spürnaſen um den langen Menſchen, der mit einem „Rohrſtock" und „bis oben zugeknöpftem Winterrock" in ſo ungünſtiger Jahreszeit zu Fuß die holländiſche Gränze überſchritten, eine geheime Unterredung mit dem ſchwarz-weißen Pfahl gehabt und darauf eilig im Wirthshauſe eingekehrt

war, um —, um —, um — darauf kam es nun eben an, das um, das „Woher? und Wohin?“ zu erfahren.

Während ich die Austern opferte, sah ich seitwärts mehrere amtliche Gesichter mit schielenden Augen mein Signalement aufnehmen. Hätten sie gewußt, daß ich der Verfasser einer „Reise nach Batavia“ war, ich wäre auf holländischem Gebiet aus dem Regen in die Traufe gekommen. In Kleve pflegt man den Lebensüberdrüssigen den Rath zu geben, nach Holland zu gehen und zu sagen, sie seien K. Heinzen. Glücklicher Weise waren die Vaelser Nationalen nicht avertirt. Als sie fanden, daß ich auf den amtlichen Steckbriefen, die sie in ihrem Bureau haben mochten, nicht verzeichnet stand, ließen sie ihre außeramtlichen Vermuthungen los und hetzten ihre Neugier in der Person des Wirths auf mich ein. Wer? Woher? Wohin? Wozu? Was? Warum? Es schwebten mir allerlei sonderbare Antworten auf der Zunge, z. B. ich sei Karl der Große und wolle in den Wäldern zwischen Vaels und Verviers mich von dem Gedeihen einer Eiche überzeugen, die ich vor tausend Jahren in einer sicheren Einsamkeit gepflanzt, um jetzt einen Knutenstiel für den romantischen Steiß der teutschen Nation daraus zu schneiden; oder: ich sei der ewige Jude, der dem Hrn. Süe abhanden gekommen, und der sich auf das neutrale Gebiet zwischen Holland, Preußen und Belgien retten wolle; oder: ich sei ein Zollbeamter und wolle mich nach dem Status der Austernconsumtion in Vaels erkundigen, um den Ausfall der Zollvereinskasse durch die Aachener Magen zu berechnen u. s. w. Da ich aber die Befugnisse der holländischen Gränzbeamten nicht kannte, so hielt ich es doch für gera-

then, ihr Denkvermögen nicht allzusehr zu forciren und begnügte mich mit der wahrheitsgemäßen Versicherung: ich sei ein Freund der Natur, der die wilde Gebirgsgegend zwischen Vaels und der preußisch-belgischen Chaussee kennen zu lernen wünsche. Das war nun freilich den Leuten noch unglaublicher, als wenn ich gesagt hätte, daß ich Karl der Große sei; sie beruhigten sich aber, als ich einen Boten bestellte, um mich in jenen Bergen zurechtzuweisen. Die Tochter aus dem Hause, ein Mädchen mit einer rührend-interessanten Todesverschreibung auf dem Gesicht, die sie selbst noch niemals gelesen hat, nahm besonderen Antheil an meinen naturforscherischen Absichten und schärfte dem Boten ein, mich ja über Alles auszufragen. Unter ihren Auspicien kam ich denn glücklich aus Vaels heraus und trat die Wanderung durch ein Gebiet an, das vielleicht noch kein civilisirter Fuß betreten hat, und das nur einen Tummelplatz für Wild, Vieh und Schmuggler bildet. Es ist eine Eifel, ins Holländische oder Belgische übersetzt. Koth bis an die Kniee, Sumpf bis an die Kniee, Wasser bis an die Kniee — das waren die Abwechselungen des Wegs. Mein „bis oben zugeknöpfter Winterüberrock", bei dem Marsch über himmelhohe Berge, sorgte dafür, daß ich auch von oben nicht trocken blieb, und wo er nicht hinreichte, mir den Schweiß auszutreiben, da kam ihm wieder die Angst zu Hülfe, die Angst des bösen Gewissens, die dem Frevler auch in der Einsamkeit der Wildnisse keine Ruhe läßt. Ich möchte sagen: ich schwitzte Untersuchungsarrest. Zu solcher Angst fehlte es in jener Wildniß durchaus nicht an Grund, denn die Gränzverwickelungen sind dort so mannichfaltig, daß man fast bei keinem Schritt

weiß, ob man auf belgischem, oder holländischem, oder preußischem, oder neutralem Gebiete steht. Es liegt dort zwischen den drei Ländern ein sogenanntes neutrales Gebiet, ein herrenloser Landstreifen, der zwar keinem der angränzenden Länder gehört, in dem aber das Regiment derselben wechselt. Dieses neutrale Gebiet, dieses preußisch-holländisch-belgische Krakau schien mir besonders bedenklich zu sein, denn nichts ist verdächtiger, als Neutralität. Mitunter stand mein Fuß auf vier Gebieten zugleich, und ich sorgte dann wenigstens dafür, daß der Absatz meines Stiefels auf belgisches zu stehen kam, damit ich im Nothfall dadurch mein Domicil darthun könne. O Angst! Wer nie mit Angst die Straße maß u. s. w., der spreche nicht mit, wenn von der schweren Noth der Zeit die Rede ist.

Unterwegs begann es fingerdick auf meinen bis oben zugeknöpften Winterüberrock zu regnen, und mein Führer von Vaels verabschiedete sich. Er hatte den Auftrag seiner Herrin getreulich erfüllt und mich über Alles ausgefragt. Aus Rücksicht auf seine treuen Dienste und die Gesundheit des interessanten Mädchens citirte ich ihm beim Abschied einige Paragraphen aus dem Zollgesetz vom Jahre 1838 und vertraute ihm unter dem Siegel sonstiger Verschwiegenheit an, daß ich der Geheimrath H. aus Köln sei, der hierher gekommen, um das neutrale Gebiet zu recognoscirен und eine geheime Conduitenliste über die Schmuggler anzulegen. Mein Führer, der kein gutes Gewissen haben mochte, nahm auf der Stelle Reißaus. An seine Stelle trat ein ohrspitzender, urochsenbesohlter, blaukitteliger, knotenstockiger, autochthonischer, schleichweg-hohlweg-kreuzweg-kundiger Schmuggler, der mich endlich nach einem vier-

ſtändigen Marſch auf die Chauſſee nach Henry-Chapelle (einem kleinen Städtchen zwiſchen Aachen und Verviers) brachte, wo ich durch und durch naß und kothbekleiſtert anlangte. Ich verlangte eine heizbare Schlafſtube, aber im ganzen Ort war keine heizbare Schlafſtube zu finden. So mußte ich mich denn entſchließen, gegen 3 — 4 Uhr Nachmittags zu Bette zu gehen, um nur aus dem Sumpf meiner Kleider herauszukommen. Als ich im Bette lag, kam die Tochter des Hauſes, die Krone aus der „Krone" zu Henry-Chapelle, zu mir und fragte mich in jenem Ton einer prüden Barſchheit ländlich-ſtädtiſcher Schönen, hinter dem der Kenner ſofort das zärtliche Herz herauszufinden weiß, ob ich etwas wünſche? Ich wünſchte alſo zunächſt, daß ſie mich mit derjenigen Freundlichkeit anblicken möge, welche dem mir zu Ohren gekommenen Ruf von ihrer Liebenswürdigkeit entſpräche. Sie fragte, wo dieſer Ruf laut geworden? Ich verſicherte, daß alle Kutſcher und Fuhrleute auf der Landſtraße von ihren liebenswürdigen Eigenſchaften enthuſiasmirt ſeien. Dieſe Verſicherung wirkte, und die Tochter aus der Krone war mein. Ich beſtellte ihr zunächſt eine halbe Flaſche Burgunder und erhielt aus beſonderer Rückſicht und Affection einen unchaptaliſirten Rheinbleichert aus der Gegend von Bonn. Darauf fragte mich die freundlich gewordene Schöne, was ich zu eſſen wünſche? Als ich ihrem feinen Geſchmack die Wahl anheimſtellte, überraſchte ſie mich mit der Nachricht, daß ſie mir einige ... Liſter warm machen wolle.

Ich. Wie? Sie geiſtvolle, kühne Tochter aus der „Krone", wollten mich wirklich mit warmen Philiſtern beglücken?

Sie. Warum nicht? Es ist noch Vorrath genug da.

Ich. An Vorrath zweifle ich nicht, aber wie kann ich fremder Mensch, der ich Sie morgen wieder verlasse, so luxuriöse Rücksichten verlangen?

Sie. Welcher Luxus? Sie sind ganz billig.

Ich. Wie viel Fuhren Holz gedenken Sie mir denn zu opfern? Wissen Sie nicht, daß, um einen einzigen Philister warm zu machen, mehr Holz nöthig ist, als um die Stadt Moskau in Brand zu stecken?

Sie. Philister? Was ist das? Ich habe von Listern gesprochen.

Nun fordere ich alle Sprachforscher der Christenheit auf, zu sagen, was ein Lister ist. Ein Lister ist ein — Krammetsvogel. Als ich diese Entdeckung, wofür ich den Doctortitel der nationalen Philologie in Anspruch nehmen zu dürfen glaube, gemacht hatte, aß ich ein halbes Dutzend Lister, mit entsprechender Malice, als wären es Philister gewesen, und schlief ein ungeheueres Loch in die schwere Zeit meiner Angst. Die Krone des Hauses strich als ein schützender Engel um meine Zimmerthüre und wehrte alle Anfechtungen eines beunruhigenden Polizeigeistes von meinen Träumen ab, so daß ich, als ich am andern Morgen erwachte, in häuslicher Gewohnheit ganz naiv meine Magd fragte, ob die „Kölnische Zeitung" noch nicht da sei.

Meine Magd und die „Kölnische Zeitung" waren nicht da, aber die Chaise, die ich zur Weiterreise bestellt

hatte, ſtand bereits vor der Thüre. Die Chaiſe war von antediluvianiſcher Bauart und wurde von einem revolutionären Gaul gezogen, der nach der apathiſch-turbulenten Weiſe des belgiſch-niederländiſchen Nationalcharakters entweder Schritt gieng, oder hinten ausſchlug und dabei eine beſondere Inclination nach den Chauſſeegräben und Abhängen hatte, was auf den himmelhohen Wegen bei Henry-Chapelle eine bedenkliche Eigenſchaft war. Mit zwei wohlgemeinten Hieben hätte der Gaul die Chaiſe mitſammt dem Kutſcher und Paſſagier in die Luft geworfen und durch einen einzigen Satz hätte er mich in die Tiefen der belgiſchen Geographie und Mineralogie geſtürzt. So war denn auch jetzt wieder für die erforderliche Quantität Angſt oder Romantik geſorgt, denn die Angſt iſt die Seele der modernen Romantik.

Endlich langte ich doch mit heiler Haut in Verviers an. In Verviers gedachte ich mich niederzulaſſen, und zwar aus drei Gründen: erſtens, weil es der nächſte anſehnliche Ort bei der Gränze iſt; zweitens, weil es berühmte Tuchfabriken beſitzt, und ich eine neue Hoſe brauchte; drittens, weil dort kürzlich eine Volksdemonſtration gegen die Einſchmuggelung der Jeſuiten ſtattgefunden hat. Als ich aber anfieng, mich in Verviers zu orientiren, konnte ich in der ganzen Stadt nicht einmal eine teutſche Zeitung auftreiben, und das verdroß mein Nationalgefühl der Art, daß ich mich gleich wieder auf die Eiſenbahn ſetzte und nach Lüttich fuhr. In Lüttich gieng mein erſtes Bemühen dahin, ein Kaffeehaus mit teutſchen Zeitungen zu finden. Ich lief in ein, zwei, ſechs Kaffeehäuſer und gab ſchweres Geld für Kaffee aus, den ich nicht trinken konnte, aber eine

teutſche Zeitung kam mir nicht zu Geſicht. *) Meine Vorſtellung von den teutſchen Sympathieen in Belgien ſanken auf Null herab, und ich beſchloß, am anderen Morgen nach Brüſſel zu gehen, um eine teutſche Zeitung zu ſuchen. Vorher aber ſollten meine romantiſchen Erfahrungen noch durch ein Abenteuer voll Angſt und Schrecken bereichert werden. Ich gieng im Gaſthof gedankenvoll an einen einſamen hoch abgelegenen Ort, wohin man nicht öfter geht, als man muß. Als ich den Ort verlaſſen wollte — es war eine grauenvolle Dämmerung und nur dumpfes Rauſchen aus dem Gewühl der Stadt drang in dieſe Einſamkeit — verſuchte ich vergebens die Thüre zu öffnen, ich war — eingeſchloſſen. Ich klopfte, ich rief, ich ſchrie — keine Antwort, keine Seele, die mir zu Hülfe kam. So ſollte ich alſo einſam und gefangen, fern von Freunden und Verwandten, in dieſem tückiſchen Gelaß mein Leben enden? So ſollte ich denn ein zweiter Ugolino werden? So hatte mich alſo mein Schickſal doch in anderer Geſtalt ereilt, und die Freiheit, die ich im einen Lande zu retten ſuchte, mußte ſich im anderen einem ſo gemeinen Kerker überliefert ſehen? Man kann ſich denken, welche Combinationen meine gehetzte Phantaſie und meine ängſtliche Dispoſition in jener Gefangenſchaft ſchuf. In meiner Verzweiflung ſtellte ich ſogar Viſitationen nach einem unterirdiſchen Durchgang an, aber auch hier war keine Thüre der Hoffnung zu finden. In wüthender Hoffnungsloſigkeit warf ich den Deckel auf

*) Bei einer zweiten Anweſenheit in Lüttich entdeckte ich ſpäter die „Kölniſche“ in dem Kaffeehaus, welches in der „Paſſage“ liegt.

die Oeffnung und begann dann wieder meine Versuche an der Thüre. Und siehe da! Die Thüre war offen. Wie gieng das zu? Wer es noch nicht weiß, dem sei es hiermit kund gethan, daß in manchen Gasthöfen die Abtrittsthüre sich nicht eher wieder öffnen läßt, als bis man den Deckel auf die Oeffnung gethan — gewiß ein sehr sinnreiches Mittel der Erziehung, um uncultivirten Leuten gute Lebensart beizubringen und die Zerstreuten an ihre Umgebung zu erinnern.

Schon die Freude über meine Rettung aus so großer Gefahr hätte mir Lüttich auf einige Tage interessant machen können, aber das beleidigte Nationalgefühl trieb mich am anderen Morgen nach Brüssel. Nachdem ich in Brüssel vergebens den Kaffee und das Bier von zehn Kaffeehäusern und Estaminets gekostet, gelang es mir endlich, im „Caffé Suisse" die „Kölnische Zeitung" aufzutreiben. *) Mit dem Lesen hatte es freilich noch eine Stunde Zeit, denn es war eben ein alter Vlaemsch-Belgier beschäftigt, in ihr das Sanskrit zu studiren. Nachdem er sich bis zwischen die Zähne vollstudirt hatte, brachte mir endlich der Kellner die „Kölnische Zeitung", die Kölnische Zeitung vom 17. Nov. 1844. Und was finde ich in der Kölnischen Zeitung vom 17. Nov. 1844? Folgenden Steckbrief:

„Der der Verspottung der Gesetze, sowie des frechen Tadels der Anordnungen im Staat und der Erregung

*) Später fand ich die „Kölnische Zeitung" auch sonst noch in ein Paar Kaffeehäusern, in einem anderen die — Frankfurter Oberpostamtszeitung und in einer geschlossenen Gesellschaft die Augsburger Allgemeine. Das war Alles in der Hauptstadt Brüssel!

von Mißvergnügen der Bürger gegen die Regierung beschuldigte Literat Karl Peter Heinzen, zuletzt hier wohnhaft, hat sich der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen. Indem ich dessen Signalement hier unten mittheile, ersuche ich sämmtliche resp. Civil- und Militärbehörden, auf denselben zu vigiliren, ihn zu verhaften und mir vorführen zu lassen."

„Signalement. Geburtsort: Grevenbroich. Religion: katholisch. Alter: 35 Jahre. Groß: 5 Fuß 10 Zoll. Haar: blond. Stirn: stark und breit. Augenbrauen: blond. Augen: blau. Nase: gerade, mittel; Mund: ziemlich groß. Bart: wenig. Zähne: weiß. Kinn: breit. Gesichtsbildung: länglich. Gesichtsfarbe: blaß. Sprache: Deutsch, Französisch und Holländisch. Besondere Kennzeichen: eine Hiebnarbe im Gesicht. Bekleidung: er trug eine schwarze Cravate, eine hochzugeknöpfte helle Weste, einen bräunlich gelben Winterrock, welchen er gewöhnlich bis oben zuknöpfte, eine schwärzliche Modehose mit Strippen, einen runden Hut. Er pflegte stets einen Rohrstock zu tragen.

Der Oberprocurator Grundschöttel."

Als ich diesen Spiegel in der so lang gesuchten nationalen Zeitung vor mir sah, fühlte ich zwar mein beleidigtes Nationalgefühl nicht wieder in die Höhe gehen, aber mit Genugthuung erkannte ich wenigstens die Schnelligkeit der rheinischen Justiz an, wenn ich auch selbst ihr Gegenstand war. Der Oberprocurator Grundschöttel hatte gewiß nichts gethan, als seine Pflicht. Nur zweierlei muß ich an seinem Steckbrief aussetzen. Erstens wäre es recht gewesen, meine Schrift zu erwähnen und dem einheimischen

und auswärtigen Publicum zu sagen, daß sie es war, wodurch ich den „betr. Behörden" verfallen. Man hätte ja sonst z. B. annehmen können, ich sei etwa betrunken gewesen und irgendwo auf der Straße beim Aufruhrpredigen erwischt worden. Ich nehme indeß an, daß der Censor, seiner Instruction gemäß, den die Schrift erwähnenden Passus gestrichen hat, da von derselben in rheinischen oder überhaupt preußischen Blättern, insbesondere in der „Kölnischen" und „Aachener" Zeitung keine Rede sein darf. Zweitens muß ich mich im Namen meiner Frau gegen den „großen Mund" verwahren, da ich mir schmeichle, einen ganz hübschen Mund zu besitzen. Diese Verwahrung bin ich meiner Frau um so mehr schuldig, da sie, wie sie mir schreibt, eine halbe Nacht darüber geweint hat, daß man mich, trotz meinem Ehrenwort „wie einen Dieb und Mörder" in der Zeitung verfolgt, weil ich nach meiner Ueberzeugung die Wahrheit gesagt habe. Meine Frau hätte ihre Thränen ruhig sparen können, aber sie kannte natürlich den Geschäftsgang nicht.

Wie es sich von selbst versteht, habe ich den Steckbrief mit christlicher Ergebung gelesen, aber empört hat es mich denn doch bis in die kleine Zehe, daß, wie ich hier wiederhole, die öffentlichen Blätter in ihrer Erniedrigung verurtheilt waren, während sie mich „unter die Diebe und Mörder" versetzten, über mein dem Instructionsrichter gegebenes Versprechen zu schweigen. Dieses Ueberfahren der Privatehre mit dem Censurkarren der Gewalt ist — *)

*) Später ist meine Erklärung in der „Trier'schen Zeitung" erschienen, welcher einer meiner Freunde sie zugeschickt

Brüſſel iſt eine ganz hübſche Stadt, ein fragmentariſcher Nachdruck von Paris, wie es ſcheint. Was mir aber am beſten dort gefiel, war, daß das Haus der Deputirtenkammer, wie ſich das ziemt, weit ſchöner iſt, als das gegenüber liegende Haus des Königs, und daß die Miniſter alle um die Deputirtenkammer herum wohnen, um ſtets bei der Hand zu ſein. Jener Complex von Gebäuden um den Park herum iſt gleichſam die Volksſouveränität in Stein.

Ich freue mich, aus Brüſſel den teutſchen Nationalen, die gegenwärtig in einer gewiſſen germaniſchen Perſon Firmenich zu Berlin einen halboffiziellen Repräſentanten erhalten zu haben ſcheinen, aus zuverläſſiger Quelle die frohe Botſchaft bringen zu können, daß ſie ſich mit ihrem ekelhaften Geſalbader von belgiſch-teutſchen Sympathieen um vier Viertel verrechnen. Die Belgier haben, da doch der Menſch nun einmal ohne Vater und Mutter nicht auf die Welt kommen kann, zum großen Theil halb germaniſches Blut in den Adern, das iſt wahr; ſie leben in niederländiſch-materieller Behaglichkeit, laboriren an einem tüchtigen Bier und erfreuen ſich herrlicher Fleiſchſorten von Homeriſcher Vorzüglichkeit, ſo daß die materielle Maſſe auch bei ihnen den Geiſt nicht überall gehörig zum Durchbruch kommen läßt, das iſt auch wahr; ſie haben, vielleicht eben aus dieſem Grunde, zum großen Theil viele Liebe zur Muſik und thun bei einem Concert gern einem rheiniſchen „Männergeſangverein“ einen unſchuldigen muſikaliſch-nationalen Ge-

---

hatte. Die „Trier'ſche Zeitung“ iſt bekanntlich das einzige rheiniſche Blatt, welches einen einigermaßen intelligenten und ſelbſtſtändigen Cenſor hat.

fallen, das iſt ebenfalls wahr; ſie fühlen ſogar ahnungsweiſe die hohe Univerſalbeſtimmung, welche den Teutſchen ihre urſprüngliche Beſchaffenheit und ihre Wiſſenſchaft anweiſ't, das iſt nicht minder wahr. Aber noch viel wahrer iſt es, daß ſie uns in politiſcher Beziehung entweder ignoriren, oder auslachen, oder verachten, oder gar bemitleiden, wie uns das zukommt; daß ſie unſere guten Freunde ſind, weil ſie uns in commercieller Beziehung gebrauchen können, aber daß ſie von eigentlicher National-Sympathie auch nicht ein Titelchen für ein Volk beſitzen, welches ſich mit dem Knittel der Cenſur das Maul zuſchlagen läßt und nicht mehr Willen hat, als der Gaul vor dem Miſtkarren. Nicht als Teutſche, ſondern nur als teutſche Menſchen finden wir in Belgien Sympathieen, denn die Belgier ſagen: „das teutſche Volk iſt gut.“ Das Nämliche ſagen aber auch Andere, die z. B. unſere Auswanderer als Bediente und Steinklopfer gebrauchen. Der teutſche Geiſt findet in Belgien faſt überall verſchloſſene Thüren, weil er keine Fauſt zum Anklopfen beſitzt. Der angeblich ſo große Durſt nach dem Teutſchthum wird durch ein paar Dutzend Exemplare teutſcher Blätter geſtillt, woran nicht der hohe Eingangsſtempel allein Schuld trägt, da franzöſiſche Zeitungen durch ganz Belgien in Menge zu finden ſind, und in den belgiſchen Journalen, deren Hälfte Frankreich und England füllen, findet ſich unter der Rubrik Teutſchland in der Regel höchſtens eine Notiz, wie: „Herr Spontini iſt in Berlin angekommen, und Hr. Mendelsſohn iſt von Berlin abgereiſ't.“ Ihr teutſchen Nationalchineſen, wenn das belgiſche Herz ſo ſehr nach euch lechzt, warum bagehen die Zeitungen, die doch jedenfals in einem freien

lande dem Volksbedürfniß entgegenkommen müssen, gegen ihr eigenes Interesse die Ungefälligkeit, ihm die teutsche Kost vorzuenthalten? Ihr werdet euch berufen auf die vlaemsche Partei und ihre Bestrebungen gegen das französische Element. Aber erstens sind diese vlaemschen Bestrebungen keine teutsch-belgische; zweitens bestehen sie aus einem Gemisch von politisch-oppositionellen, von orangistischen und von diplomatischen Speculationen, so daß, wie man mir versichert hat, das Blatt „Vlaemsch Belgie" großen Theils durch die Actien des preußischen Gesandten noch aufrecht gehalten wird; *) drittens aber fußen sie gar nicht in einem eigentlichen Volkselement, so daß, wie es heißt, das „Vlaemsch Belgie" sich sogar vom Ministerium die Orthographie hat müssen vorschreiben lassen. Das ganze „Vlaemschthum" ist in wissenschaftlicher Beziehung nur ein künstliches Product eines lächerlichen Duodeznationalismus, und seine Sprache ist nichts Anderes, als ein holländischer Dialekt, woraus mit aller Gewalt ein Paar phantasirende Patrioten das Vehikel einer neuen Nationalität schaffen wollen, nachdem ihn die politischen Gestaltungen von seinem holländischen Stamm abgerissen haben. Es fehlt blos, daß auch die Wallonen ihre Nationalität geltend machen und etwa ein Wallonisch „Belgie" stiften. Das französische Element ist in Belgien das tonangebende, das herrschende, das gebietende; wenn es auch Belgien noch nicht zur französischen Provinz macht, und

*) Nachdem dies geschrieben war, lese ich die Todesanzeige des Blatts. Sie ist spät gekommen, denn das Blatt war todt geboren.

es wird das herrſchende bleiben, ſo lang nicht ein Geiſt es überwindet, der an Vorzügen und an Freiheit mehr bietet, als der franzöſiſche. Dieſer Geiſt kann aber in wiſſenſchaftlicher Beziehung eben ſo wenig der vlaemſch-holländiſche werden, als es in politiſch-nationaler Beziehung unter den jetzigen Verhältniſſen der teutſche zu werden vermag. Den teutſchen Nationalen zu lieb, die bei der Fahrt durch die Goſſe ihrer politiſchen Erbärmlichkeit zum Troſt vor jeder Dachrinne vor Anker gehen, in welche der Sturm der Geſchichte einmal einen germaniſchen Regentropfen hineingeſchleudert hat, und die ſich jetzt mit Macht auf die arme Vlaemiſche Nationalität geworfen haben, erzähle ich folgende Anekdote nach, die glaubwürdige Perſonen verbürgen wollen. Es kam eine Commiſſion zum König von Belgien, um im Intereſſe der vlaemſchen Nationalität einen Vortrag zu halten. Nach einigen in franzöſiſcher Sprache gewechſelten Redensarten ſchlug der König, der das Vlaemſche recht gut ſprechen ſoll, dem Präſidenten der Commiſſion eine Unterredung in dieſer Mundart vor. Der Präſident aber gerieth dadurch in die größte Verlegenheit, denn er mußte geſtehen, daß er gar kein Vlaemiſch verſtand. Dieſe Anekdote iſt bezeichnend genug für die Hohlheit und komödiantiſche Lächerlichkeit der vlaemſch-nationalen Anſtrengungen. Und für ſolche Dinge, die man den zum Mindeſten näher betheiligten Holländern überlaſſen ſollte, begeiſtern ſich deutſche Doctoren, die, wenn ein Wort für die Erlöſung aus der teutſchen Sklaverei (das einzige Mittel zur Erſchaffung einer teutſchen Nationalität) geſprochen werden ſoll, den Schwanz zwiſchen die Beine nehmen und unter den Tiſch kriechen. Teutſchland hat kein dummeres

und erbärmlicheres Geschmeiß, als seine Nationalen, die ihrem Vaterland einen Dienst zu erweisen glauben, indem sie es durch Wort und That lächerlich machen. Wir werden in Teutschland nicht eher vernünftige Leute, als bis wir uns von dem hohlen Nationalismus radical befreit haben.

Was wollen unsre Nationalen eigentlich in Belgien? Haben sie sich das schon einmal gefragt? Sicher haben sie wenigstens es sich nicht klar beantwortet. Von Teutschthum, germanischen Sympathieen, Stammverwandtschaft gegen Frankreich ꝛc. in den Wind schwatzen, darauf reducirt sich der ganze Vorrath ihres unklaren, blinden, liebedienerischen National- und Zollvereinspatriotismus. Ist es um Handelsvortheile und dergl. zu thun, so muß und wird Belgien die ohne alle Nationalsympathieen gewähren, wenn wir nicht so großmüthig sind, die unsrigen umsonst zu geben. Was wollt ihr mehr? Ihr nehmt den Fall eines Krieges mit Frankreich an. Gut. In einem solchen Fall wird Belgien, das seine Neutralität unmöglich aufrecht erhalten kann, sich keinen Falls gegen die Franzosen erklären, denen es seine bisherige Existenz und seine Freiheit zu danken hat, und selbst wenn es seine Bestimmung, eine französische Provinz zu werden, voraussieht, wird es eher mit den Franzosen frei gegen Teutschland dastehen wollen, als seine Freiheit auf dem teutschen Kirchhof begraben sehen. Glaubt ihr wirklich, wenn die Belgier zu wählen hätten, so würden sie eure Censur mit dem ganzen Gefolge von Knechtschaft einem freien französischen Bürgerthum vorziehen? Glaubt ihr das wirklich? Dann müßten sie eben so erbärmlich sein, als ihr dumm

ſeid. Sorgt erſt einmal dafür, daß ihr euch nicht mehr vor den Belgiern zu ſchämen habt, dann habt ihr ein Recht, an belgiſche Sympathie zu denken, eher nicht. So lang der jetzige Zuſtand unſerer Politik fortdauert, wäre es ſogar zu wünſchen, daß die Belgier offen ihre Antipathieen ausſprächen, damit wieder ein Theil der teutſchen Einſchläferungsmittel verloren gienge. Sie ſollten die teutſchen Nationalen mit ihren Sympathieen offen zum Lande hinaus werfen. Der Sklave hat keine Sympathie und kann keine haben bei freien Menſchen, nur das Umgekehrte kann der Fall ſein. Unſre Nationalen ſind ſo blind, daß ihnen nicht einmal mit Polizeiſäbeln der Staar geſtochen werden kann. Sie ſind ſo dumm, daß, wenn die Dummheit Sympathieen erregen könnte, ihnen die ganze Welt zu Gebot ſtehen müßte. Sie wälzen ſich förmlich und mit Behagen in ihrer Dummheit. Man muß ihnen den Rhabarber ſcheffelweiſe eingeben, wenn ſie von ihrer nationalen Hartleibigkeit kurirt werden ſollen. Ich thue die härteſte Buße, die ein Menſch thun kann, indem ich bekenne, daß ich, wenn ich auch niemals zu den Nationalnarren gehört habe, doch eine Zeitlang einer der Nationaldummen geweſen bin. Ich müßte aber unheilbar geweſen ſein, wie Andere, wenn die teutſche Politik mich nicht zur Beſinnung gebracht hätte. Ich habe ebenfalls meine Zeit gehabt, wo ich von teutſcher Ausdehnung, teutſchen Flotten, teutſchen Colonieen u. ſ. w. geträumt und geſchwärmt habe, als ſei die deutſche Sklavenwirthſchaft das Mittel, ſolche Reſultate zu erringen. Mag mich mein Vaterland ausſtoßen, wenn ich mich je wieder durch Darreichung ſolcher Mohnelixire mit ſeinen Schmeichlern und ſeinen Betrügern an ſeiner zerrütteten

Gesundheit versündige. Ich habe die Holländer bekämpft mit nationaler Malice, wie Keiner. Mögen es mir die Holländer verzeihen. Ich werde sie nie anders beurtheilen, als ich sie beurtheilt habe, denn sie verdienen es nicht anders; aber eher werde ich Correspondent des Amsterdamer Handelsblatts, ehe ich je wieder von nationalem Standpunkt aus gegen seine Landsleute zu Felde ziehe. Ich erkenne, daß es die ungerechteste Ungerechtigkeit der Welt ist, den kolossalen Schimpf, den die Teutschen sich von den Holländern haben anthun lassen, den Letztern auf die Rechnung zu schreiben. Mögen sie fortfahren, Teutschland zu beschimpfen, sie thun ihm nur einen Dienst damit. Wer sich Maulschellen gefallen läßt, der verdient Maulschellen, und fühlt er die auch noch nicht, so gebe man ihm Fußtritte. Wir Teutschen können von den Fußtritten, die wir von Außen und von Innen erhalten haben und noch täglich erhalten, ein ganzes Nationalmuseum anlegen. Mag es Fußtritte regnen, wenn ein solcher Regen nöthig und im Stande ist, unsern Verstand und unsre Ehre endlich lebendig zu machen!

In Brüssel fehlte es mir ebenfalls nicht an Romantik, denn ich hatte große Mühe, durch mein in der Eile mit genommenes Landwehrofficierpatent und einen Bekannten die dortige Fremden-Polizei zu beruhigen, die durch das industrieritterliche Treiben, welches sich namentlich von London und Paris aus in Belgien kreuzt, sehr vorsichtig geworden zu sein scheint. In Belgien haben die Spitzbuben und Betrüger den politischen Flüchtlingen das freie Terrain größtentheils verdorben. Ueberhaupt macht man sich von dem freien Reisen in Belgien bei uns zu

loſe Vorſtellungen, denn die Wirthe und Miethsleute ſind dort ſtreng zur Anmeldung der Fremden verpflichtet und ohne gehörige Legitimation über Herkunft, Moralität und Zahlungsfähigkeit erhält man, wenigſtens in Brüſſel keine Erlaubniß zum längeren Aufenthalt. Wird man auch als politiſcher Flüchtling nicht officiell ausgeliefert, ſo kann man doch ohne Legitimation von Ort zu Ort getrieben und gelegentlich auch von einem Gensd'armen über die Gränze zurückgewieſen werden. Da die politiſchen Flüchtlinge ſich bei uns mit der Zeit allem Anſchein nach ſtark vermehren werden, ſo iſt es nicht überflüſſig, ſie auf jene Schwierigkeiten und namentlich auf das Erforderniß eines gehörigen Paſſes aufmerkſam zu machen. Ich habe oft genug zu bedauern gehabt, daß ich die Aufforderungen meiner Freunde, mir vor dem Erſcheinen meines Buchs einen Paß zu verſchaffen, von der Hand gewieſen.

Nachdem ich in Brüſſel einige Tage verweilt und einen Ausflug nach Antwerpen gemacht, zog es mich wieder nach der Gränze, wo ich von den Meinigen Nachricht erwartete. Ich kehrte in den Ort zurück, auf den ich von vorn herein das Auge geworfen, nämlich nach Verviers, obſchon dort keine teutſche Zeitung zu haben iſt. Mein Nationalgefühl hatte ſich nach und nach zufrieden gegeben. Nach meiner Ankunft ſchrieb ich zur Beruhigung dem Oberprocurator Grundſchöttel in Köln, daß ich (ungeachtet ſeines Steckbriefs, wodurch ich im Grunde meines Verſprechens entbunden war) zur Zeit mein Wort dort auslöſen werde. Am nämlichen Tage erhielt ich einen Brief von meiner Frau, worin ſie mir u. A. Folgendes ſchrieb:

„Am Abend nach dem Tag deiner Abreise kam ein alter Mann keuchend die Treppe heraufgelaufen und fragte mich: „sind Sie Frau Heinzen?“ Ja. „Ihr Mann wird, wie es in der Stadt mit Bestimmtheit heißt, heute Abend verhaftet werden; seien Sie auf Ihrer Huth.“ Einige Minuten später kam ein Andrer auf Pantoffeln heimlich herauf und sagte: „Ihr Mann wird morgen früh verhaftet; wenn er sich noch entfernen will, so sagen Sie ihm, daß er sich der Eisenbahn nicht mehr bedienen kann, da morgen ganz früh schon Gensd'armen und Polizeidiener an der Bahn stehen, um ihm aufzupassen.“ Den Tag darauf war mehrere Male ein Polizeicommissär hier, um dich zu sprechen, und sonstige Polizeibeamten sind stets Tag und Nacht um unsre Wohnung herumgegangen. Sie sollen auch die Thoreingänge bewacht haben. Einer deiner Freunde brachte mir die Nachricht, daß der Befehl angelangt sei, dich sofort nach Berlin in die Hausvogtei zu bringen. Die Gensd'armen und einige Polizeidiener haben den ganzen Tag an der Eisenbahn gestanden. Es soll ihnen selbst lächerlich vorgekommen sein, dort stehen zu müssen, da du schon lang über alle Berge sei'st.“

„Am andern Morgen, als ich eben Kaffee getrunken und in die Schlafstube gegangen war, um meiner Schwester meinen Mantel zu zeigen, kommt ein Herr durch die Küche in die Stube gelaufen. Ich führe ihn durch die Küche auf den Gang zurück und sehe dort noch zwei Herrn stehen, sodann einen Polizeicommissär und einen Polizeidiener. Ich führe sie alle in das Vorderzimmer und biete ihnen Plätze an, da begann einer die Unterredung mit der Frage: „Um Vergebung, Ihr Gemahl ist nicht hier?“

Ich: nein. Er: „Wollten Sie wohl die Güte haben, uns seine Schreibstube und seinen Schreibpult zu zeigen?" Ich: Hier ist seine Schreibstube und seine Papiere. Er: „Sie werden erlauben, daß ich Alles nachsehe". Hierauf dictirte er einem andern Herrn das Protokoll. Der kleine Junge fieng an zu schreien, und ich mußte zu ihm in die hintere Stube gehen. Der Polizeidiener folgte mir auf einen Wink des Commissärs und blieb hinten auf dem Gang stehen, von wo er später sogar die Speichertreppe hinaufgieng, um zu sehen, was meine Schwester oben mache. Uebrigens waren die Herrn ganz höflich. Als ich wieder nach vorn gekommen war und in meine Schlafstube gieng, folgte mir der Commissär. Sie sahen alle Deine Papiere nach und haben einige zusammen in einen Bogen Papier gethan und versiegelt mitgenommen. Hierauf kamen auch die Andern in die Schlafstube. Als sie dort die Päcke mit deinen Gedichte-Krebsen liegen sahen, rief der Eine (der Staatsprocurator): „Aha, das sind gewiß Exemplare der Schrift über die Büreaukratie." Das wäre wohl möglich, sagte der Andre (der Polizeicommissär). Der Dritte (der Instructionsrichter) hob einen Pack auf den Stuhl und fieng an loszuknoten. Ich hielt mich ganz still. „Das sind ja blos Karl Heinzen's Gedichte", rief er ganz unwillig und warf den Pack wieder hin. Darauf giengen sie fort. Der Unwille über jene Täuschung hat allen Grund, denn man hat hier schon 3 Thlr. (nach Andern sogar 10 Thlr.) für Dein Buch geboten, und doch ist kein Exemplar mehr zu haben. Die Ehre werden Deine Gedichte nicht erleben. — Ein fremder Kaufmann hat Dir, freilich zu spät, durch einen Deiner Freunde seinen Wagen mit Kutscher und Pfer-

den zur Verfügung stellen lassen, um zu entfliehen. Du siehst also, daß der politische Sinn noch wach ist."

Diese Stellen aus dem Briefe meiner Frau theile ich mit, weil sie jedenfalls politische Romantik enthalten. Es geht übrigens mit solchen Haussuchungen, wie mit anderen romantischen Dingen der Art: sie imponiren gewöhnlich den Leuten durch die Anstalten, womit sie verbunden sind, d. h. sie pflegen ihnen, außer dem Respect, den man natürlich amtlichen Handlungen schuldig ist, in der Regel auch eine ganz überflüssige Furcht einzuflößen, die sich alles Mögliche vorspiegelt. Das nüchterne Auge des Nichtromantischen aber reducirt sie sofort auf das richtige Maß ihrer Gefährlichkeit und sieht in den untersuchenden Richtern und Polizeibeamten nur etwa aufmerksame Herren, die amtliche Visiten machen, zumal wenn man, wie es bei mir der Fall ist, keinen verfänglichen Buchstaben im Hause hat. Ich bin daher stolz auf meine unromantische kleine Frau, daß sie, obschon sie in ihrer ungewöhnten Lage seit mehreren Tagen durch allerlei Vorstellungen beunruhigt worden war, doch den polizeilichen Besuch mit solcher Fassung und Ruhe empfangen und beobachtet hat.

In Belgien betrachtete man dergleichen Dinge ebenfalls mit anderen Augen, als es bei uns zu geschehen pflegt, aber mit den Augen der Verwunderung. Man wollte mir Anfangs gar nicht glauben, daß ich das Land verlassen habe, einer solchen Schrift wegen, man setzte Mißtrauen in mich, gerade weil ich offen war. Wie kann ein Mensch wegen einer Schrift, worin er nicht Mord und Aufruhr gepredigt, sein Vaterland fliehen müssen? Sollte ein Gouvernement, das sich der Liebe seiner „Unterthanen" rühmt

und über eine Million Bajonnette gebietet, so viel Furcht vor einer Feder haben, daß es auch nur die Besorgniß aufkommen lassen kann, es werde sie ohne Weiteres der Gefahr vor der Verfolgung von Polizei- und Gerichts-Beamten aussetzen, ehe ein Schuldig über sie gesprochen worden? Wie ist es anzunehmen, daß dort nicht wenigstens die Schriftsteller durch eine Habeas-Corpus-Acte gesichert sein sollten? Das ist unmöglich, das ist unglaublich, du bist ein Spitzbube, ein Bankerutteur, ein Wechselverfälscher, ein Falschmünzer, ein Todtschläger! — In diesen Worten ist die Interpretation der Verwunderung und des Mistrauens gegeben, welche ich in Belgien bei Privaten und Behörden zu bekämpfen hatte, bis man sich näher mit meiner Person bekannt gemacht. Als ich nun aber gar in Brüssel mit den Leuten in politischen Discurs gerieth, zeigte es sich, daß sie unsere Zustände gar nicht zu beurtheilen im Stande waren, weil es in den ihrigen durchaus an den Voraussetzungen dazu fehlt. Namentlich von der Censur ist den Menschen, die sie nicht selbst kennen gelernt haben, gar keine Vorstellung beizubringen. Gelangen sie aber auch nur zu einer Ahnung davon, dann stehen ihnen die Haare zu Berge, und man ist froh, wenn sie keine Krämpfe bekommen. Ein freisinniger Arzt in Brüssel, der mir hundert Fragen stellte, warum wir in Deutschland nicht dies und das thäten, fieng vor Wuth an zu zittern, als ich ihm die Censur erklärte, und rief in seiner verzweifelten Bemühung, teutsch zu sprechen, mit einem markdurchdringenden Pathos aus: „O, das is fürchterlüch, das is unglückig, wenn der Mens nit sagen kann, was sie denkt!“ Ja wohl ist es fürchterlich und unglücklich, aber

was kann das uns Teutſchen helfen? Wir Romantiker lieben das Fürchterliche und das Unglück ja auf das Rührendſte, und unſere Miniſter und Diplomaten würden ſich ſelbſt fürchterlich und unglücklich fühlen, wenn unſere Liebe ſich einem anderen Gegenſtande zuwendete. Der Brüſſeler Mediciner ſollte dem Herrn von Arnim in Berlin einen Beſuch machen: wir würden ſehen, wer zuerſt curirt würde.

Doch genug davon. Wenn Jemand zu lange auf einen Punkt ſieht, dann ſtreicht man ihm über die Augen, um ihn abzulenken. Alſo ein Strich über die Augen: es gibt ein Schaf, das iſt größer, als ein Ochſe, und es gibt einen Ochſen, der iſt dümmer, als ein Schaf. Sie ſtehen ſich alſo ziemlich gleich und unterſcheiden ſich nur dadurch, daß der Ochſe Hörner trägt und gefreſſen, das Schaf aber Wolle trägt und gegeſſen wird. Im Bewußtſein ihrer Vorzüge und ihrer Beliebtheit verhöhnten die beiden den Eſel und machten ihm zum Vorwurf, daß er, wenn auch an ſeiner Dummheit nichts auszuſetzen ſei, doch niemals die Ehre gehabt habe, von den Herren der Erde weder gegeſſen noch gefreſſen zu werden. Der Eſel, der claſſiſche Studien gemacht hatte, erhob ſich in ſtolzen Selbſtgefühl, pochte auf ſein Kreuz und ſein Pergament, nahm Plutarchs Werke vom Bret und las: „Als Artaxerres Mnemon gegen die Kaduſier zu Felde zog, entſtand eine Hungersnoth in ſeinem Lager, die ſo groß war, daß man kaum für 60 Drachmen einen Eſelskopf kaufen konnte.“ Voilà, ſagte er, wann iſt jemals für euer Gehirn ſo viel geboten worden? Und glaubt ihr, meine Zeit werde nicht wiederkommen? Schon ſehe ich die Morgenröthe des Ar-

tarerres und die Kabuſier ſind bereits aufgeſtanden. Der Ochſe und das Schaf erkannten in Demuth die Superiorität des Eſels an und baten ihn um ſeine Fürſprache, wenn der große Artarerres kommen ſollte.

Noch ein Strich: Neulich fragte mich eine Aufwärterin im Wirthshauſe, wer ich ſei? Ich ſagte: Der Teufel. Sie (ſie ſprach ein eigenthümliches Luxemburgiſches Teutſch): Wo haben Sie denn Ihre Kieſies? (Wo haben Sie denn Ihren Kuhfuß?) Ich: Den hab' ich meiner Großmutter zurücklaſſen müſſen als Unterpfand, daß ich wiederkommen werde. Sie: Was wollen Sie denn hier oben? Ich: Sie holen. Sie: Mich holen? Warum denn? Ich: Weil Sie arm und unglücklich ſind. Sie: Alſo da unten wird man glücklich gemacht? Ich: Ja. Dort wird gezeigt, daß nur der Unglückliche bös, und daß das Böſe nur ein Unglück iſt. Sie: Alſo gibt es gar kein Böſes? Ich: Nein, es gibt nur Unglück, und das Unglück hört in der Hölle auf. Sie: In der Hölle auf? Dann wäre ja zwiſchen Hölle und Himmel kein Unterſchied? Ich: Ganz recht. Die Hölle iſt die Schwelle des Himmels, und der Himmel iſt die Erkenntniß, daß es kein Böſes gibt. Sie: Dann iſt ja auch kein Unterſchied zwiſchen dem Teufel und — Gott! Ich: Ganz recht. Der Teufel iſt Gott, von hinten beſehen. Dreht Gott ſich um, ſo zeigt es ſich, daß ſie eine Perſon ſind. Sie: Dann wären Sie Teufel ja Gott, denn Sie ſehen mich mit dem Geſicht an. Ich: Ich bin Gott, und Sie ſind es auch. Spiegeln Sie ſich nur in meinem Auge. Sie: Ich will Ihnen erſt einen Schoppen Wein holen. (Sie holt einen Schoppen Wein.) Welche Strafen haben Sie denn in der Hölle? Ich: Die

härteſte Strafe beſteht darin, daß man mit Moosroſen auf den bloßen Rücken geſchlagen wird, wenn man glaubt, daß man bös ſei, denn der Glaube an das Böſe macht bös. Sie: Das iſt die härteſte Strafe? Ich gehe mit Ihnen in die Hölle, und Sie werden ſehen, daß ich nicht bös bin. Aber läßt es ſich nicht einrichten, daß ſchon hier die Menſchen nicht mehr bös ſind? Ich: Da müſſen ſie den Miniſter des Innern und des Unterrichts fragen.

Noch ein Strich: Ich gieng durch einen einſamen Wald. Die Liebesbriefe, welche die Natur dem Frühling auf Millionen Baumblätter geſchrieben, lagen zerknittert, zerriſſen und weggeworfen am Boden. Die Verlaſſene weinte dem Treuloſen die letzten erkalteten Thränen von den nackten Zweigen nach, denn ſie glaubte nicht an ſeine Wiederkehr. Kein Laut ringsum, nur der Fall der Thränen auf die zerriſſenen Liebesbriefe und dann und wann der ſcheue Pfiff einer fliehenden Amſel, begleitet von dem fernen Rauſchen des reißenden Besdreſluſſes. Hineingeriſſen in die traurige Stimmung der Natur, trat ich auf einen ragenden Felſenvorſprung, zog vom Leder (denn ich hatte eine Flaſche Wein in der Taſche) und ſchrie in die weite Welt hinaus, daß alle unvermutheten Holzhacker ringsum erbebten:

„Sie ſollen ihn nicht haben" —

Wen? fragte das Echo. Mich! antwortete ich.

Noch ein Strich! Wer mich jemals wieder auf einer Kopfhängerei ertappt, dem erlaube ich:

1) mich eine germaniſche Natur zu nennen;
2) zu behaupten, daß ich ein Nationaler ſei;
3) mir dieſerhalb aus Leibeskräften eine odyſſeiſche Maulſchelle zu reichen;

4) mich für einen Censor auszugeben;
5) mich als Redacteur der „Preußischen Allgemeinen Zeitung“ zu engagiren;
6) mich zum Hofrath zu ernennen;
7) zu sagen, ich sei der Minister N.;
8) mich für die germanische Person Firmenich zu halten und bekannt zu machen, daß ich alle Völkerstimmen Germaniens pfeifen könne;
9) mich dem Kaiser von Rußland an die Stelle des Staatsraths Faber zu empfehlen;
10) in die linke Seitentasche meines bis oben zugeknöpften Winterüberrocks zu greifen und Behufs der Denunciation den Brief herauszunehmen, welchen mir der König von Ratadu aus dem Herzen Africa's durch Abd-El-Kader hat zukommen lassen, und worin er mir sechsmalhunderttausend Mann schwarze Hülfstruppen verspricht, um in Westphalen allen Pumpernickel aufzufressen;
11) mir aus der rechten Hintertasche meines unteren Ueberrocks die Brieftasche mit dem Billet zu stehlen, welche ich von der Prinzessin Æ. geschenkt bekommen, und worin sie mir gesteht, daß sie keinen Prinzen mehr lieben könne, seit ich ihr einen republikanischen Kuß gegeben, ja worin sie mir ein demokratisches Rendezvous im Palais zu Z. auf den —ten ——br. 1845 gibt;
12) mich der Polizei als Falschmünzer anzuzeigen, weil ich einen Friedrichsd'or für einen Nikolausd'or ausgegeben;

13) dem Papſt zu melden, ich ſei in Belgien in den Orden der menſchenfreſſenden Thiere getreten;

14) auszuſtreuen, ich ſei der Herausgeber der „Kölniſchen Zeitung“ und habe den Verſuch gemacht, folgende Worte drucken zu laſſen: „Die Preußiſche Büreaukratie von K. Heinzen“;

15) meiner Frau zu ſchreiben, ſie brauche mich nicht mehr zu lieben, denn ich habe einen Correſpondenzartikel in den „Rhein. Beobachter“ geliefert;

16) Alles gegen mich zu unternehmen, was das Preußiſche Allgemeine Landrecht nicht verbietet;

17) mich „wohlmeinend“ und „treu“ zu nennen, mir ſodann auf einem Stiefelknecht ein Glas Grüneberger zu präſentiren und mit mir Brüderſchaft zu trinken auf den Status quo;

18) u. ſ. w. u. ſ. w.

Noch ein Strich: Eine Blume iſt ein Mädchen, das man küßt mit der Naſe.

Noch ein Strich: Wir leben nicht, ſofern wir das menſchliche Recht, ſondern nur, ſofern wir die polizeiliche Erlaubniß dazu haben.

Noch ein Strich: Hätte Chriſtus gewußt, welchen Mißbrauch man von ſeiner Religion machen würde, er hätte ſich nicht dafür ans Kreuz ſchlagen laſſen; wenn er aber gar gewußt, welches Skandal man mit ſeiner Garderobe machen würde, er wäre lieber nackt durch die Welt gegangen.

Noch ein Strich: So lange die Staatsoberhäupter bei öffentlichen Gelegenheiten in Militäruniform ſtatt im Frack erſcheinen, iſt die Bürgerfreiheit nicht geſichert.

Noch ein Strich: Im „Journal de Verviers" vom 27. Nov. 1844 iſt Folgendes mit großen Buchſtaben gedruckt:

„Nous extrayons d'une Correspondance particulière la nouvelle suivante:

„En Autriche il y a une grande mortalité dans les bergeries et la Bavière ne laisse plus passer les laines de l'Autriche."

Soll man hinter dieſer auffallenden Mittheilung die Sorge für das Intereſſe der Tuchfabrikanten, oder die Schadenfreude über einen neuen Riß in die teutſche Einheit ſuchen?

Noch ein Strich: Im Frankfurter Journal hat, wie man mir ſchreibt, ein Menſch aus Köln zu verſtehen zu geben die Ehre gehabt, ich ſei meinem Richter gegen meine Erklärung davongelaufen. Ich benutze meine jetzige ausländiſche Preßfreiheit, um mich an dem Mann im Frankfurter Journal zu rächen und ihm zu erklären, daß er entweder ein Rindvieh, oder ein böswilliger Menſch iſt. Den böswilligen Menſchen hätte bei uns die Cenſur eben ſo wenig paſſiren laſſen, als das Rindvieh. Sie hat ſogar die Nachricht geſtrichen, daß die Proceſſionen zum heiligen Rock an den Thoreingängen der Stadt Trier keine Schlachtſteuer zu bezahlen gebraucht haben.

Noch ein Strich: Auf den baleariſchen Inſeln war es in alten Zeiten Gebrauch, daß die Kinder ihr Butterbrot erſt mit dem Pfeil treffen mußten, ehe ſie es eſſen durften. So manches Volk wird darauf erzogen, des Brodes ſeiner Freiheit nur durch den Pfeil habhaft zu werden!

Noch ein Strich: Wir haben in neuerer Zeit mehrere Male von Beiſpielen geleſen, wo Cenſoren ſich durch pria-

veiſche Regungen zum Skandalmachen haben verleiten laſſen. Dies erinnert an den pſychologiſch-phyſiologiſchen Erfahrungsſatz, daß Wolluſt und Mordluſt verbunden zu ſein pflegen.

Noch ein Strich: Es iſt ſehr bezeichnend, daß das Einzige, was unſre Politik in dem freien Nordamerika ſtudirt, das Gefängnißweſen iſt. Und wie grauſam ſchlägt man bei dieſem Studium daneben! In einem Lande, wo der freie Menſch ſich nach Belieben ausſprechen kann, hat es doch einigen Sinn, daß der gefangene Sträfling zur Stummheit verurtheilt wird, wenn auch das Iſolirungsſyſtem noch ſo unmenſchlich iſt; aber in Teutſchland, wo die Stummheit Regel iſt, hätte man ſie nicht auch noch zur Strafe machen ſollen. Das verräth zu viel Grauſamkeit.

Noch ein Strich: Wie viel ruſſiſches Gold wird jährlich in Teutſchland an den Mann gebracht, und wo thut es die beßte Wirkung? Das iſt eine Frage, die man wunderbarer Weiſe nirgendswo aufwerfen oder beantworten ſieht.

Noch ein Strich: Keinem wird es leichter, bei den Damen eines Landes liebenswürdig zu erſcheinen, als einem Ausländer, der ihre Sprache nur theilweiſe verſteht. Alles, was er ſagt, erſcheint naiv, und die Naivetät iſt die Liebenswürdigkeit in Natur. Aber das iſt es nicht allein. Seine Bemühungen, ſich in der fremden Sprache auszudrücken, verdecken ſeinen Mangel an Geiſt; hat er aber Geiſt, ſo erſcheint jede Probe davon, die er mühſam zur Welt bringt, doppelt geiſtreich. Es iſt damit, wie mit den claſſiſchen Schriftſtellern, von denen ſo mancher nicht

bei uns genannt werden würde, wenn er in teutſcher Sprache geſchrieben hätte, die aber Alle als etwas Auſſerordentliches erſcheinen, weil wir ihre Schätze ſo mühſam herausgraben müſſen. Uebrigens kommt bei der Unterhaltung mit ausländiſchen Damen auch noch das hinzu, daß ſchon die gute Lebensart ſie dazu bringt, dem Fremden bei ſeinen Unterhaltungsbemühungen nachzuhelfen und dadurch Intereſſe an ihm zu nehmen, ſowie daß es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, wenn ſie ſeine Meinung errathen und interpretiren können. Aus dieſen Gründen iſt es auch weit leichter, Franzöſiſch in der Unterhaltung mit Damen, als mit Herrn zu lernen, obſchon auch dieſen der gute Willen des Nachhelfens nicht fehlt.

Noch ein Strich: Wenn man mich wegen meiner Schrift über die preußiſche Bureaukratie zum Tode verurtheilt, dann werde ich darauf antragen, daß die Todesſtrafe in die Strafe der Deportation nach — den teutſchen Colonieen verwandelt werde. Es iſt doch entſetzlich, daß wir nicht einmal einen Colonialausweg für unſere Capitalverbrecher haben. Die Capitalverbrecher werden Teutſchland zu Colonieen verhelfen! Das iſt das Bezeichnendſte, was es für Teutſchland geben kann.

Noch ein Strich: Dein Lächeln ſcheint ſtill herüber zu mir, wie das Flimmern der Sterne, und aus den Gefilden des Todes überweht mich das Erinnerungsleben deiner Seele, wie ein ſommerlicher Abendhauch das träumende Gebüſch eines moosbewachſenen Felſens. In der ſchmerzlichen Süßigkeit der Todesruhe lächeln deine Züge, und die unnahbare Vertraulichkeit deines Weſens zieht und bannt meine Seele in ſtillem, vergeblichem Zwieſpalt. Durch das

Flüſtern der Nacht und das Klingen ſüßer Accorde ziehen die Träume und die Schmerzen und die Seligkeiten einer ewigen Liebe und ſchwärmen deinem verſinkenden Bilde nach: mein ermüdendes Augenlied ſinkt nieder unter der ſanften Hand der mütterlichen Natur, und meine Seele verſchwindet in den erneuten Traum von der nächtlichen Blume, welche, gebrochen von der Hand des Geliebten, das duftende Gift ihrer ſüßen Seele mit der ſeinigen eint und ſterbend ihn tödtet.

Noch ein Strich: Es gibt keine ſchamloſere Nichtswürdigkeit, als z. B. folgende. Man bringt einen Menſchen wegen irgend einer Handlung, z. B. wegen einer Schrift, in Unterſuchung. Das Ende vom Lied wird aber vorausſichtlich ſein, daß der Menſch freigeſprochen wird. Was nun thun? Soll man die Gelegenheit, wo man den Böſewicht wenigſtens auf gutem Wege hat, nicht benutzen, um ihn wo möglich noch eine Strecke weiter zu bringen? Man forſcht alſo nach, ob dem Vogel nicht hier oder da eine Feder ausgefallen, die gegen ihn gebraucht werden kann. Er hat z. B. früher vielleicht ein kühnes Wort irgendwo geſprochen. Das würde zwar niemals aufgeſucht worden ſein, wenn nicht eine ſo günſtige Gelegenheit ſich darböte, es zu benutzen; jetzt aber zieht man es mit Gewalt ans Licht. Man bringt alſo eine neue Unterſuchung in Gang und fängt den Vogel im zweiten Strick, wenn der erſte nicht faſſen will.

Noch ein Strich: Eine Regierung, die mit ihren Gewährungen einmal hinter den Anſprüchen und Forderungen des Volks zurückgeblieben iſt, verſchlimmert ihre Stellung und ihre Sache nur immer mehr durch Scheincon-

ceſſionen und halbe Schritte, zumal wenn ſie in ihren Verſprechungen weiter gegangen iſt, als in ihren Handlungen. Sie muß entweder in großem Entſchluß das Volk mit einem Mal zufrieden ſtellen, oder — der Würfel der Geſchichte iſt geworfen.

Noch ein Strich: Seht da unten am Tiſch den dickwanſtigen Pfaffen mit dem funkelnden, erbarmungsloſen Teufelsgeſicht! Dieſen Menſchen kann nichts in der Welt noch rühren, als der — Schlag.

Noch ein Strich: Erasmus von Rotterdam litt einſt ſor an einem hartnäckigen und bösartigen Geſchwür. Zufällig las er um die Zeit in den epistolis obscurorum vrorum. Als er an die Stelle kam: ego me diabolice nutilem faciam, brach er ſo in's Lachen aus, daß ſein eſchwür aufgieng, und Erasmus kurirt war. Wenn rasmus mit ſeinem Geſchwür jetzt hier am Tiſch ſäße, würde ich ihm den dickwanſtigen, diaboliſch freſſenden hriſtusſtreiter dort unten zeigen und dabei ausrufen: ego e diabolice etc.

Noch ein Strich: Unglücklich das Land, in welchem Freiheitsfreunde genöthigt werden, auf den Peſſimisus zu ſpeculiren.

Noch ein Strich: Die alberne Redensart, daß derjige Staat der beſte ſei, von welchem am wenigſten geſprochen werde, glauben manche Staatsmänner ganz einfo dadurch verwirklichen zu können, daß ſie den Leuten n Schloß vor den Mund hängen.

Noch ein Strich: Hermes (Trismegiſtos) ſoll über 3000 Bücher geſchrieben haben. Das wäre der Mann für ein Obercenſurgericht. Wenn wir ſolcher Scribenten

ein paar Dutzend beſäßen, ſo bliebe nichts übrig, als den Schriftſtellern Preßfreiheit, den Cenſoren Gewerbefreiheit zu geben.

Noch ein Strich: Es iſt ganz ſprechend, daß die römiſchen Cenſoren, welche die Eintheilung der Bürger nach dem Vermögen (Cenſus) zu beſorgen hatten, ſpäter auch die Sittenaufſicht erhielten. Dadurch ſprach ſich ſchon damals aus, daß der Zuſtand der Sitten und der Zuſtand des Vermögens in der Staatsgeſellſchaft unzertrennlich ſind. Zur allmähligen Herbeiführung eines Gleichgewichts wird kein praktiſcheres Mittel zu finden ſein, als die Einführung eines Vermögens-Maximums und eines Minimums.

Noch ein Strich: Bei den Römern galt das Vaterland ſo viel, daß ein Capitalverbrecher noch während der Abſtimmung der Richter durch ein freiwilliges Exil der Todesſtrafe entgehen konnte. Bei Andern gilt das Vaterland ſo wenig, daß bei einem einfachen Preßproceß die ganze Polizei auf den Beinen iſt, um dem Delinquenten nicht möglicher Weiſe das Surrogat für die — Todesſtrafe zu Theil werden zu laſſen. Solche Polizeizärtlichkeit ſpricht es täglich aus, daß ſie das Exil aus ihrer Atmoſphäre für nichts weniger, als eine Todesſtrafe hält oder daß die Exilirten die Polizei mehr, als die Todesſtrafe ſcheuen. Man wird dabei an den Kaiſer Tiberius erinnert, der, als eins ſeiner Opfer ſich ſelbſt getödtet hatte, ingrimmig ausrief: der iſt mir entwiſcht!

Noch ein Strich: „Aus Nichts hat Gott die Welt geſchaffen.“ Die Welt hat den Dienſt erwiedert und aus Nichts Gott geſchaffen.

Noch ein Strich: Guter Mond du gehſt ſo ſtille

Noch ein Strich: Die kurzsichtigsten oder böswilligsten Staatsmänner sind diejenigen, die Hartnäckigkeit für Consequenz und Opposition gegen den Geist der Zeit für Festigkeit ausgeben; die das Unrecht dadurch zur Anerkennung bringen zu können glauben, daß sie nicht davon abweichen, und die da meinen, die Reaction lasse sich verewigen, wenn man sie unter der Fortschrittsmaske verberge. Solche Staatsmänner sind die Verräther ihrer Regierungen und die Giftmischer ihres Volks. Sie bedenken nicht oder wollen nicht bedenken, daß die Reaction eine gewisse Gränze hat, wo es nur die Alternative gibt, entweder dem Volksgeist nachzugeben, oder den Widerstand gegen denselben auf die Spitze zu treiben. Geschieht das Nachgeben zeitig aus freiem Willen und redlichem Entschluß, so ist der friedliche Fortschritt gesichert; wartet es so lange, bis es durch die Noth geboren wird, und man ihm die Farbe der Furcht ansieht, so ist das Volk auf den Weg der Revolution provocirt, und die unumgängliche Schnelligkeit des Bezahlens ermuthigt nur die Schnelligkeit des Forderns; wird aber das Nachgeben verworfen und an seiner Stelle jene halsbrecherische russische Consequenz im Unrecht zur Richtschnur genommen, so ist der Abhang betreten, und der Abgrund thut sich auf. Mag ihn die triumphirende Gewalt übersehen: er thut sich auf; mag ihn die Politik der ephemeren Resultate mit Täuschungen bedecken: er thut sich auf; mag ihn die Verzweiflung des Unrechts mit den Leibern der Eingekerkerten auszufüllen trachten: er thut sich auf; mag ihn die Lüge negiren und die Kriecherei für das Arsenal der öffentlichen Sicherheit ausgeben: er thut sich auf; mag er von Pfaffen beschworen und von Henkern bewacht werden: er thut sich

auf — auf thut er seinen unermeßlichen Rachen, und wenn er ihn wieder schließt, hat er eine halbe Welt voll Blut und Glück gefressen. Die Freiheit ist das Licht der Welt, aber das Irrlicht ihrer Verfolger. Ein Schritt der Verfolgung zieht den anderen nach sich, und wer die unerreichbare Verfolgte ergreifen zu können glaubt, endet sein Beginnen in den Tiefen der Revolution.

Noch ein Strich: In Antwerpen wandelte ich eine Stunde lang um den Hafen herum. Es gibt keinen poetischeren Aufenthalt, als eine Seehafenstadt, und wenn ich in Belgien wohnen wollte, so würde ich nach Antwerpen ziehen, obschon der Ort viel Amsterdamsch-Prosaisches hat und dabei eine Festung ist. Welch ein Vereinigungspunkt von kosmopolitischer Poesie, ein solches Gewühl und Gedränge von Schiffen aller Größe, aller Gestalt, aller Flaggen! Man hört die Wogen um sie spritzen, die sie durchbraus't, man sieht den Tropenduft der Küsten um sie schweben, an denen sie geankert, man fühlt den Geist der Völker um sie flüstern, die sie besucht, die Brust wölbt sich mit ihren Segeln in die große Welt hinaus, die sie durchkreuzt haben. Es wurde mir am Antwerpener Hafen so seeisch zu Muth, wie nie zuvor; das Klirren der Ankerketten klang mir wie der Freudenklang zerrissener Freiheitsketten, das würgende Johlen der Matrosen schien mir der schönste „Männergesang" zu sein, und als ich in dem frischen Morgenwind auf der neblichten Schelde die stolzen Dreimaster ihre Flügel auseinanderschlagen sah, da hätte ich Weib und Kind aufpacken und in das freie Weltmeer hinausfliegen mögen, wo kein Druck und keine Plackerei, keine Lüge und keine Kriecherei, keine Censur und keine Geistes-

polizei, keine Erbärmlichkeit und keine Niederträchtigkeit ist. Teutschland! ich gehöre zu denjenigen deiner Söhne, welche die Flegeljahre der Sentimentalität hinter sich haben, und ich bin auf dem Ambos des Lebens hinlänglich gehämmert worden, um vor den Rückfällen der Gefühlserweichung gesichert zu sein; aber wenn es noch eine Lage gibt, wo ich weinen könnte, so ist es am Strande des Meeres, wo der Fuß deiner Söhne sich unwillkürlich hebt, um aus deiner verzehrenden Hoffnungslosigkeit zu entfliehen, und wo das Herz so unaufhaltsam nach der Weite schlägt, um in dir das höhnende Grab aller redlichen Bestrebungen, aller glühenden Wünsche, alles gottbegeisterten Willens zu verlassen und es auf jener Seite des Meeres — fruchtlos mit einem anderen Grab zu vertauschen. Ich wunderte mich, am Antwerpener Hafen keine teutschen Auswanderer zu sehen. Es ward mir ganz mittheilerig und wohlthätigkeitsliebend zu Muth, und ich hätte so gern einem auswandernden armen Teufel eine Kleinigkeit von dem Sündenlohn mitgegeben, den ich für meine verbrecherische Schrift erhalten. Das Honoraralmosen eines flüchtigen teutschen Schriftstellers, der die Frechheit gehabt hat, die Lüge, das Unrecht und die Schurkerei aus der Welt zu wünschen und Wahrheit, Recht und Rechtschaffenheit an die Stelle setzen zu wollen, ein solches Almosen hätte sicher einem armen Auswanderer tausendfachen Segen in der Fremde gebracht, und seine Kinder hätten nicht mehr zu suchen brauchen, wo und was ihr Vaterland sei. O, es ist so bezeichnend für das teutsche Vaterland, daß sein patriotischstes und nationalstes Nationallied mit den Worten beginnt:

„Was ist des Teutschen Vaterland?"

und mit den Worten endigt:

„Das ganze Teutschland soll es sein" —

d. h. ist es aber ganz oder überall nicht. Hr. Professor Arndt wird mir nicht böse darüber werden, daß ich die bittere Ironie seines Liedes endlich an's Licht bringe.

Noch ein Strich — doch ich sehe, das Streichen hilft nicht, und ich gehe zu Bett.

Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Es träumte mir von einem herrlichen Weibe, einer Mutter von hunderttausend Kindern, deren eins noch mehr Tugenden hatte, als das andere; sie waren gutmüthig, heiter, edel, hochherzig, muthig, patriotisch, aufopfernd, kurz sie waren mit allen guten Eigenschaften und herrlichen Gaben ausgestattet, die eine Mutter ihren Kindern nur wünschen kann. Und alle diese hunderttausend Kinder sollte die Mutter und sollte ich auf Befehl Herodes des Hunderttausendsten hinrichten sehen, weil der Wüthende ihre Herzen zu verschlingen wünschte. Auf der einen Seite eines ungeheueren Platzes lagen die armen Kinder gebunden, wie Schlachtvieh, durcheinander, auf der anderen stand ein ganzes Heer von Henkern. Die Henker trugen alle verschiedene Uniformen, und jeder hatte ein anderes Mordinstrument in der Faust. Viele von ihnen waren gar mit Orden geziert und zugleich — es ist unglaublich — Blutsverwandte des unglücklichen Weibes. Zwischen den Kindern und den Henkern saß nach der einen Seite hin auf einem Sünderstuhl die blasse Mutter; ihr gegenüber, nach der anderen Seite hin, stand der Thronsessel für Herodes den Hunderttausendsten. Er trat unter Pauken- und Trompetenschall mit seinen Höflingen auf den Platz und bestieg seinen Sessel.

Die Henker fielen sämmtlich auf die Kniee und beteten ihn an. Sein Auge blitzte vor kalter Freude, wie sibirisches Eis, und seine Miene lächelte vor blutdürstigem Behagen, wie die grinzende Hyäne. Er sprach eine Sprache, die ich noch nie gehört hatte, aber man verstand sie aus seinen Mienen. „Liebe, Getreue und Ehrenveste, begann er, ich habe noch nicht gefrühstückt. Wie viel liegen ihrer dort?" Das Haupt der Henker trat vor, küßte dreimal die Sohle seines Herrn mit Inbrunst und sprach: „Hunderttausend, großer Herr und rechter Arm Gottes!" „Wohl!" erwiderte der Arm Gottes, „das Weib hat eine erfreuliche Fruchtbarkeit gehabt. (Das Weib fiel auf die Kniee.) Zur Anerkennung dessen soll ihr erlaubt sein, von den Köpfen derjenigen ihrer Kinder, die ich nicht mit Haut und Haar frühstücke, eine Locke abzuschneiden zum Andenken. Man richte an!" Als er dies gesprochen, ward ein großer Tisch mit goldenen Schüsseln vor ihn gesetzt. Das arme Weib aber sank in Ohnmacht. Ich eilte aus dem Hintergrunde hinzu, fieng sie in meinen Armen auf, setzte sie wieder auf ihren Stuhl und wusch ihr die Schläfe mit Kölnischem Wasser. Da erscholl eine Donnerstimme aus den Wolken und rief: „Kannst du Elender nichts Anderes, als den Zuschauer machen und das Riechfläschchen ziehen? Laß die Unglückliche in ihrer Ohnmacht, wenn du sie nur daraus wecken willst, um Zeugin des Mordes ihrer Kinder und deiner Erbärmlichkeit zu sein!" Der Ton dieser Stimme war so fürchterlich, daß Herodes der Hunderttausendste auf seinem Thron erbebte, alle seine Henker in die Kniee sanken und ich — erwachte. Als ich aufgestanden war, ging ich zu meinem Wirth und fragte ihn, ob sein Wein

echt oder verfälscht sei? und der Wirth versicherte: er ist echt, aber in Frankreich ist er gewachsen!

Es gibt Augenblicke im Leben, wo man mit einer Flasche Wein nicht genug hat. Ich war heute in einem Gasthofe bei Tisch mit ein paar Leuten an's Einschenken gekommen, die, nachdem sie vergebens alles Mögliche versucht hatten, um mit mir einen Discurs anzuknüpfen, zuletzt das auf die germanische Natur ganz richtig berechnete Mittel des Weintrinkens anwandten. Sie hatten, wie es schien, den Steckbrief in der Zeitung gelesen und daraus entnommen, daß ich „Französisch" spreche. Da dies nun, **avec permission**, nicht wahr ist, indem ich nicht viel mehr Französisch sprechen kann, als z. B. „**comment vous portez vous?**" u. s. w., was ich allenfalls auch auf Englisch, Malaiisch, Lateinisch und Griechisch fertig bringe, so gerieth ich meinen Tischgenossen gegenüber in die peinlichste Lage. Die Belgier haben von den Franzosen nicht blos die Sprache, sondern auch die Leidenschaft, sie möglichst viel zu gebrauchen, d. i. sich in einem fort zu unterhalten. Wenn sie nun einen Menschen, der Französisch sprechen kann, vor sich sitzen und den Mund nicht anders aufthun sehen, als um ein Stück Ochsenfleisch ꝛc. zu verschlingen, so denken sie entweder, der Mensch ist ein bête, oder er ist zu eingebildet, um sich mit uns zu unterhalten. Diesen Verdacht hatte ich schon oft tragen müssen, bis jetzt endlich der Burgunder den Vermittler spielte und die Gesellschaft von meinem guten Willen, Französisch zu sprechen, aber zugleich von meiner Unfähigkeit überzeugte. Diese Ueberzeugung kam mir aber theuer genug zu stehen, denn man trank auf meine Rechnung. Und wie gieng das zu?

Ich habe keine Schuld daran. Die Herren, deren einer ſich auf ſeine Figur Etwas zu Gute zu thun ſchien, wollten mir Schmeicheleien über meine Größe machen. Ich erwiderte ihnen, daß ich mir nichts darauf einbilde, obſchon ich der größte teutſche Dichter zu ſein glaube, denn ich meſſe ſechs Fuß ohne Lorbeerkrone. Einer aus der Geſellſchaft, der ein Schlaukopf zu ſein ſchien, behauptete, daß ich mich irre, und hatte die Kühnheit, eine Wette darauf vorzuſchlagen. Ich wollte dieſe kühne Sucht, mich zu verkleinern, natürlich nicht ungeſtraft laſſen, denn ich war mir meiner ſechs Fuß und ſogar noch eines Zolls mehr bewußt; nichtsdeſtoweniger verlor ich die Wette. Und wie gieng das zu? Mein Gegner zog ganz kaltblütig die Beilage zur „Kölniſchen Zeitung“ vom 17ten November aus der Taſche und las der Geſellſchaft meinen Steckbrief vor, worin meine Größe zu 5 Fuß 10 Zoll angegeben iſt. Was ſollte ich thun? Sollte ich durch eine Meßprobe beweiſen, daß der Oberprocurator mich zu klein gemeſſen? Lieber hätte ich zehn Zechen bezahlt, als die amtliche Angabe eines ſo reſpectabeln Mannes meines Vaterlandes in einem fremden Lande Lügen geſtraft. Zugleich aber gebot mir die Klugheit, nicht die Identität meiner Perſon in Zweifel zu ſtellen. Ich gab mich alſo gefangen, verläugnete edelmüthig das Bewußtſein meiner Größe und trank im Stillen in aufrichtiger Dankbarkeit auf das Wohl des Oberprocurators Grundſchöttel zu Köln, weil er mir meine Legitimation in Belgien erleichtert hat, denn ich habe zu dieſem Zwecke die belgiſche Polizei auf meinen Steckbrief verwieſen. Wer etwa glaubt, ich ſage das zum Scherz, der kann ſich vom Gegentheil überzeugen. Ich habe die

Kölnische Zeitung vom 17. Nov. 1844, sobald ich ihrer habhaft werden konnte, stets als Paß in der Tasche geführt und kann nun einmal nicht dafür, daß man trotz einem Steckbrief ein gutes Gewissen haben kann, und daß ein gutes Gewissen mit einem politischen Steckbrief in einem freien Lande beinahe so gut ist, wie ein vorschriftsmäßiger Paß.

Durch die Leute, mit denen ich den Burgunder getrunken, und die am Ende mehr Teutsch verstanden, als ich Französisch, erhielt ich Gelegenheit, mir einige Auskunft über belgische Dinge zu verschaffen. Namentlich erkundigte ich mich nach dem Zustande der armen Leute in Belgien, und man versicherte mir, daß derselbe so befriedigend sei, als er unter den jetzigen Verhältnissen und bei der Unmasse von Fabrikarbeitern nur sein könne. Wodurch aber? Durch — die Freiheit! Nichts ist natürlicher, als das. Keiner benutzt seine Freiheit, um sich das Leben zu verbittern, und je mehr die politische Freiheit unter den Staatsbürgern vertheilt und je fester sie begründet ist, um so mehr Gelegenheit hat Jeder, sich das Leben leicht und angenehm zu machen. Die Ursachen der Verarmung laufen in jedem Staat in verschiedenen Richtungen aus; auf den Mangel an Freiheit sind sie aber, bei sonst günstigen Natur- und Nachbarverhältnissen, immer zurückzuführen. Dadurch ist natürlich auch der Weg zur Abhülfe gewiesen. Die Abhülfe kann sich im Großen von Seiten der Landesregierung, im Kleinen von Seiten der Gemeinden bethätigen. Zur unmittelbaren Verbesserung des Looses der einzelnen Armen ist das Gemeindeleben, aber ein freies Gemeindeleben, das wahre Feld. In Belgien z. B. findet sich

das beſtätigt. Die Freiheit bringt Gemeingeiſt und Gemeindegeiſt. In Verviers ſoll eine einzige reiche Familie jährlich 10 — 12,000 Francs für die Armen beiſteuern. Dieſe Beiſteuer kommt blos derjenigen, welche die ganze Gemeinde pflichtgemäß aufliefert, zu Hülfe, und auf dieſe Weiſe wird es möglich, daß in Verviers, wo eine ſo große Menge von Fabrikarbeitern und Armen wohnt, die eigentliche Noth eine Seltenheit iſt. Unter den Anſtalten, die dort beſtehen (Waiſenanſtalt, Armenſchule, Krankenhaus ꝛc.) ſoll ſich namentlich ein Verſorgungshaus für die armen Alten auszeichnen. Man verſprach, mir Zutritt zu dieſen Anſtalten zu verſchaffen, es fand ſich aber vor meiner bald darauf erfolgten Abreiſe keine Gelegenheit. Auch in Brüſſel iſt namentlich die Verſorgungsanſtalt für die armen Alten, die gerade der Hülfe am meiſten bedürfen, ausgezeichnet und berühmt. Und dieſe großartige Anſtalt ſoll blos durch freiwillige Beiträge unterhalten werden. In den zahlreichen Eſtaminets in Brüſſel wechſeln die Stammgäſte in dem guten Werke ab, jeden Abend mit der Büchſe für die armen Alten umherzugehen, und wer in einer gewiſſen Zeit eine gewiſſe Summe auf jene Weiſe zuſammenbringt, erhält von den armen Greiſen eine Bürgerkrone. Solche Orden kann man ſich ſchon gefallen laſſen.

Der Miniſter v. Arnim (welcher ſich in Schleſien über die Schwierigkeit, das Loos der Armen zu verbeſſern, ausgeſprochen) hat kürzlich bei einem Gemeindefeſt einen Toaſt ausgebracht, worin auch das beliebte „Vorwärts" figurirte. Wenn es dem Herrn Miniſter mit dieſem „Vorwärts" Ernſt im wahren Sinne des Worts iſt, ſo wird er zur Verwirklichung deſſelben namentlich durch die Emancipation

des Gemeindelebens von der tödtenden Bevormundung der Büreaukratie Gelegenheit erhalten. Man ist mit der Zeit bei uns nüchtern genug geworden, um sich jedesmal zu fragen, was mit solchen Toastredensarten eigentlich für Begriffe zu verbinden und welche bestimmte Erwartungen daran zu knüpfen seien? Abgesehen vom Gemeindeleben, das sich nun schon so lange unter der drückenden Hand der Büreaukratie windet und noch immer nicht so viel Freiheit erhält, daß es sich auf die Beine emporarbeiten kann, möchte man den Hrn. v. Arnim fragen, wie in aller Welt sich mit jenem stolzen, „Vorwärts" der hündische Zustand unserer durch und durch von Furcht und Jammer durchfröstelten und durchzitterten Presse vereinigen lasse? Die Miseren dieser Presse sind und bleiben unbeschreiblich; heißt das „Vorwärts"? Die Leiden dieser Presse sind und bleiben unendlich; heißt das „Vorwärts"? Die Erniedrigung dieser Presse ist und bleibt unerträglich; heißt das „Vorwärts"? Daß eben diese Presse den Toast des Herrn Ministers, obschon sie ihn nicht mit ihren offenen Wünschen und Bemerkungen begleiten durfte, dennoch und zwar wie ein Siegeszeichen durch das Land umhertrug — ist das allein nicht schon ein den Minister beschämender Beweis von ihrer Erniedrigung? Oder sollte er nicht wissen, daß sie in ihm den Mann erkennt, der ihren Zustand für ganz angemessen hält, der durch unermüdliche geheime Instructionen ihre Beschränkung noch über das Censurgesetz hinaus regeln läßt, und von dem sie für ihre Freiheit am Allerwenigsten hoffen zu dürfen glaubt? Der Herr von Arnim mag auf seinem Standpunkte glauben, ein Möglichstes geleistet zu haben; ist er kein erklärter Feind der Wahrheit,

ſo möge er auch ein offenes Wort vom Standpunkt der Preſſe aus hören, zu deren Organ ich mich hierdurch dreiſt aufwerfen zu können glaube. Möge er ſich von der himmelſchreienden Furcht erzählen laſſen, welche die Zeitungen vor ihm empfinden, die cenſirten Zeitungen, die gelernt haben, eben ſo viel Gefahr von dem zu fürchten, was ſie verſchweigen müſſen, als von Dem, was ſie ſagen konnten; möge er ſich von dem niederträchtigen Lügengeiſt erzählen laſſen, der die Seele unſrer meiſten Tagblätter bildet, von jenem Geiſt, der ſpricht, wo er ſchweigen möchte, und ſchweigt, wo er ſchreien möchte; möge er ſich einen recht gründlichen und männlichen Ekel vor einem Preßzuſtand beibringen laſſen, der auch nicht ein Pröbchen eines freien und männlichen Volksgeiſtes, einer feſten und ſelbſtſtändigen Geſinnung, eines freigeſchaffenen göttlichen Menſchenthums aufzuweiſen hat, dagegen auf jedem Wort den Stempel der Lüge, der Furcht, der Kriecherei, der cultivirteſten Sklaverei trägt! O ich begreife es nicht, daß ein ſolcher Unterſchied zwiſchen gebildeten Menſchen beſtehen kann; aber ich für meine Perſon würde lieber Taglöhner, als Miniſter des Innern über einer ſolchen Preſſe ſein wollen. Und wäre ich Miniſter über einer ſolchen Preſſe, und es fiele mir jemals ein, das ſtolze Wort „Vorwärts“ auszuſprechen — ich würde nicht wagen, einen Buchſtaben des ſtolzen Worts über meine Lippen kommen zu laſſen, wenn ich nicht zuvor die Bürgſchaft in der Taſche hätte, daß es nur von einer freien Preſſe werde wiederholt werden.

„Vorwärts“ zu ſchreien mit dem Knebel auf dem Mund, iſt ein Kunſtſtück, das man nur in Teutſchland oder Preußen fertig bringt. Wenn wir alle die Erbärm-

lichkeiten und Lügen gut machen wollten, deren wir uns noch täglich an allen Enden und Ecken befleißigen, wir hätten in der That nöthig, das Feld der ganzen kommenden Geschichte für uns allein zu occupiren.

In jenem Toast hat der Herr von Arnim auch gesagt, daß es ohne ein starkes Preußen kein starkes Teutschland und daß es kein starkes Preußen ohne ein starkes Königthum und daß es, wie ich aus mir hinzusetze, kein starkes Königthum ohne ein starkes Beamtenthum gebe. Wenn das Preußen „blos preußisch zu verstehen" ist, so sieht man gar nicht ein, welchen Nutzen Teutschland von dem Lande Preußen zu erwarten habe, und warum nicht jedes andre teutsche Land an dieser Stelle bessere Dienste sollte leisten können. In gewisser Beziehung könnte man sogar behaupten, es gebe kein starkes Teutschland ohne ein schwaches Preußen. Es kommt in Bezug auf das Interesse Teutschlands blos darauf an, daß der Boden, der zufällig preußisch ist, mit Aufopferung für das allgemeine Interesse, nicht einseitig für das preußische cultivirt werde. Geschieht das etwa zwischen constitutionellen Staaten durch künstliche Kräftigung eines absoluten Königthums, durch eine Kräftigung, die in der bewußten Weise nur durch das verderbliche Institut der Büreaukratie möglich ist? Ein Land wird stark durch ein starkes Volksthum, durch nichts Andres, und wird das Volksthum etwa stark durch bureaukratische Beengung? Will ein Königthum in unserer Zeit eine Stärke suchen, so darf es nur ein volksthümliches zu sein trachten; seine Aussichten werden aber trübe, sobald man nur das Volk königsthümlich zu machen sucht. Also hätte Hr. v. Arnim, selbst von seinem Standpunkt aus, lieber

ſagen ſollen: es gibt kein ſtarkes Teutſchland ohne ein ſtarkes Preußen, es gibt kein ſtarkes Preußen ohne ein ſtarkes Volksthum, und es gibt kein ſtarkes Volksthum bei einem durch die Bureaukratie geſtützten abſoluten Königthum; aber auch das Königthum ſelbſt glaube nicht an ſeine Stärke, wenn es ſie nicht in einem freien Volksthum zu finden ſucht." Durch ſolche Worte hätte er beruhigender für ſeine Regierung, wie für das Volk geſprochen, während er jetzt durch ſeinen Toaſt, trotz dem „Vorwärts", nur beſtätigt hat, was ich in meiner Schrift hier und da anzudeuten mir die Freiheit genommen.

Bei meinem Bericht über meine politiſch-romantiſchen Erfahrungen habe ich nicht blos ein Recht, ſondern auch eine Pflicht, meine Perſon und ihre Angelegenheiten nicht zu ſehr in den Hintergrund treten zu laſſen, denn ich habe unbeſtreitbar ein ſo großes officielles Publicum, wie ſchwerlich in neuerer Zeit ein teutſcher Schriftſteller gehabt hat. Ich habe nicht nöthig, einen Auszug aus der preußiſchen Statiſtik zu liefern, wenn ich einen Begriff von der Menge von Leſern geben will, die durch meinen Steckbrief als „reſpective Civil- und Militärbehörden" verpflichtet ſind, ein Intereſſe an mir zu nehmen. Obſchon dies Intereſſe ein feindliches iſt, bin ich doch als Menſch weit entfernt, nicht auch ein freundliches daneben anzunehmen. Wer mich als Polizei- und Militär-Beamter nicht hat verhaften können, wird deshalb um ſo mehr zu vernehmen wünſchen, was der Menſch Alles getrieben und erfahren, auf den er hat vigiliren und fahnden ſollen, und man wird es deshalb auch erklärlich finden, wenn ich häufig per Ich ſpreche. Ein Flüchtling, ein Gefangener und ein Reiſender

ſind immer „Ich.“ Sowohl zur Befriedigung jenes Wunſches, als um im Auge aller „reſpectiven Civil- und Militärbehörden“ als offener Menſch dazuſtehen, werde ich aus meinen innerſten Empfindungen gelegentlich kein Geheimniß machen. Wer in meinem Bericht, in dem nur ein losgebundener, freifühlender Menſch voll menſchlichſter Menſchlichkeit menſchlich ſich ausſpricht, etwa Chicanen ꝛc. ſuchen ſollte, den erkläre ich für einen Collegen jenes Mannes im Frankfurter Journal.

Was ich alſo zunächſt zu geſtehen habe, iſt dies. Verviers iſt ein triſter, leben- und geiſtloſer Ort. Es iſt dort zu öde zum Vergnügen und zu unruhig zum Tusculiren. Es wohnt dort eine Dame, die ich ſchon früher auf einem Bureau in Köln als Inſpectorin en chef kennen gelernt habe, und die ein erſchrecklich confiscirtes und tödtendes Geſicht hat. Sie heißt: Fräulein Langeweile. Aber es wohnt in Verviers auch noch eine andere Dame, vor welcher ſich die genannte gar nicht blicken laſſen darf: es gibt dort ein Mädchengeſicht, wie ich im ganzen Königreich Belgien keins geſehen habe. Wer ſich daran erfreuen, wer ſein Herz verlieren oder verjüngen will, der gehe — doch ich weiß nicht, ob ich den Namen und die Wohnung der Roſe von Verviers, wie ich ſie hiermit nenne, verrathen darf. Es gibt noblere, geiſtvollere und feinere Geſichter, als *chen hat; aber ſchwerlich gibt es viele, in denen ſich, ohne Beeinträchtigung eines anadyomeniſchen Liebreizes, ein kindlicheres und reineres Wohlwollen, eine unbefangenere und freundlichere Seele ausſpricht. Man beobachte namentlich ihr Auge und ihren Mund. *chen iſt (auch körperlich) eine franzöſiſch-germaniſche Natur und verbindet

mit teutſcher Gemüthlichkeit franzöſiſche Anmuth. *chen iſt achtzehn Jahre alt, und ſie kommt durch ihre unangemeſſenen Verhältniſſe täglich mit hundert rohen Geſellen in Berührung; aber *chens Seele iſt noch rein, wie Gold, und ſie blüht in freier Offenheit und Unſchuld fort, wie die Roſe am Fenſter einer lärmenden Straße. Dennoch mußte ich ein wenig an ihre Lage denken und konnte mich nicht enthalten, ihr ein Geſchenk zu machen. Welches? Ein fauſtdickes Stück wohlriechender Seife ſchenkte ich ihr mit der Bitte, ſich jedesmal die Hände zu waſchen, ſo oft ſie es nicht habe umgehen können, einer unwürdigen Hand die ihrige zu reichen. Ich habe dadurch, wie ich ſpäter erkannte, einen Fehler gegen die Logik begangen, denn wie kann *chen wiſſen, welche Hand würdig, welche unwürdig iſt? Genug, (enfin ſagen die Franzoſen) wer trübſelig geſtimmt iſt und die Welt mit finſteren Augen anſieht, der gehe nach Verviers und ſehe in die immer heiteren Augen des durch und durch kindlichen und weiblichen *chens, und wer finſter genug drein ſieht, um z. B. in einem Freund der Wahrheit und des Rechts einen Feind des Staats und der Menſchheit zu erblicken, der komme getroſt nach Verviers, ich will ihn der guten *chen vorſtellen, und wenn er nicht auf der Stelle geſteht, daß — *chen hübſche Zähne habe, ſo will ich freiwillig als Arreſtant mit ihm über die Gränze gehen. Ich wenigſtens, wenn ich mich eine Minute lang mit *chen in gerabbrechtem Franzöſiſch unterhalten hatte, mußte immer zu mir ſelbſt ſagen: die Welt iſt ſchön, und der Menſch iſt gut, und ich wäre nicht im Stande geweſen, ſelbſt im — eingefleiſchteſten Bureaukraten das edle Menſchenthum zu verkennen. Das iſt gewiß das größte

Compliment, welches jemals einem Mädchen gemacht worden, und doch war ich in *chen nicht verliebt. Aber sollte eine schöne Menschenseele weniger zu wirken vermögen, als eine schöne Aussicht und eine schöne Musik? Wenn in geeigneter Stimmung uns das reine, edle, frische Menschenwesen vor die Augen tritt, dann fliegt ein Blitz des Lichts durch das Gebiet unseres ganzen Seins, und dann ist von einer Mädchenseele bis zur Bureaukratie kein großer Sprung mehr. Was ich da gesagt habe, versteht von Hunderten kein Einziger, und das ist der Humor davon.

War es die Furcht vor *chen, was mich von Verviers wieder wegtrieb? Nein, es war nicht Feigheit, sondern Muth. Ich beschloß in geweihter Stunde, eine Probe meines Muthes abzulegen, indem ich der preußischen Gränze um ganze anderthalb Stunden näher rückte, so daß ich fast das Klirren der preußischen Douanen- und Polizei-Säbel hören konnte. Dolhain ist ein kleiner, trister Flecken und die erste belgische Douanenstation an der Eisenbahn. Im Winter ist es dort fast so öde, wie in der Seele eines Bureaukraten, und der Ort wird zur Winterzeit aus dem Grunde von keinem Menschen besucht, weil Niemand die Langeweile aufzusuchen pflegt; im Sommer dagegen soll es dort mitunter recht lebhaft sein, der romantischen Umgegend wegen. Den schönsten Punkt dieser Umgegend bildet das benachbarte Limburg, ein kleiner Flecken und ehemals eine berühmte Feste, welches auf einem steil aus dem Vesdrefluß hervorragenden Felsen, wie auf einem kleinen Tafelberg oder einem großen Limburger Käse aufgetischt liegt. Auch die Kunst ist bei Dolhain würdig vertreten und zwar durch einen Eisenbahnviaduct, welcher eins der schönsten

und gediegenſten Bauwerke der ganzen rheiniſch-belgiſchen Eiſenbahn iſt. Dieſer auf zwanzig Bogen ruhende Viaduct, der ebenſo originell als ſolid gebaut iſt, verdient allein ſchon eine Reiſe nach Dolhain, und es iſt eine große Ungerechtigkeit, daß man ihn neben den anderen Bauwerken ſo wenig gerühmt hat. Der Erbauer dieſes Brückenwerks iſt der Ingenieur Ubaghs.

Alſo ſollte blos die Abſicht, eine Probe von Muth abzulegen, mich an die preußiſche Gränze nach Dolhain getrieben haben? Ich will offen ſein. In der Dolhainer Einſamkeit konnte ich jedenfalls eine gute Vorübung anſtellen auf die Dinge, die meiner etwa warteten. Doch das war nicht Alles. In Verviers ißt man mit dem Meſſer in der rechten Hand, ſo daß die Gabel blos zum Aufladen oder zum Nachſchieben dient, und dieſe franzöſiſche Mode der Handlungsreiſenden iſt ſo unausſtehlich, daß ein äſthetiſch-germaniſch disponirter Menſch ſie nicht anſehen kann. Außerdem aber liegt Verviers zu fern von der Gränze, um dort die Marken des teutſchen Vaterlandes in den Verzweigungen der niederteutſchen Mundart gehörig feſtſtellen zu können, wogegen ich in Dolhain, welches ſchon durch ſeine erſte Sylbe den germaniſchen Urſprung verräth, werthvolle Beiträge für die „Völkerſtimmen Germaniens“ erwarten durfte, das durch die Völkerſtimmen die Volksſtimme unnöthig macht. In dieſer Erwartung habe ich mich nun zwar getäuſcht gefunden, da der Dolhain'ſche Nationalcharakter noch nicht durch die franzöſiſche Sprache und Sitte hindurch zum Durchbruch kommen konnte; aber es wird dort wenigſtens die Gabel nach germaniſcher Weiſe in die rechte Hand genommen und nicht das Eſſen

zu einer fortwährenden französischen Metzelei gemacht, wobei die rechte Hand Stück für Stück tödtet und die linke Stück für Stück einsackt. Zu Dolhain im „hotel des Pays-bas" wird so germanisch gegessen, daß ich vor lauter Patriotismus für zwei Mann gefressen habe und die alte Wirthin meine patriotische Gesinnung sicher hundertmal zum Teufel gewünscht hat.

Die germanische Genugthuung übrigens, die ich zu Dolhain durch das Essen gefunden, habe ich durch das Trinken wieder eingebüßt. Gestern Abend, es war Sonntag, saß ich in der Wirthsstube und schrieb einen geheimen Brief an Abd-El-Kader und an die Prinzessin X., da kam plötzlich eine etwas angetrunkene Gesellschaft herein, setzte sich in meiner Nähe an einen anderen Tisch, ließ sich Wein kommen und stimmte einen ungeheueren „Männergesang" an. Dabei instrumentirten sie mit Händen und Füßen, daß die Stube dröhnte. Ich merkte bald, worauf man hinaus wollte. Man ennuyirte sich darüber, daß ein germanischer Mensch hinter einem Berg Papiere, die ihm lieber die Polizei in Beschlag nehmen sollte, ungesellig den schönen Sonntag verbrächte, und dies Mißvergnügen entsprang blos aus dem französischen Blut. Die Hauptkunst und das erste Bedürfniß der französischen Natur besteht im leben; leben aber heißt ihnen mit Recht nur, die Lebensgeister in Thätigkeit setzen, und das können sie nur im geselligen Verkehr und in der Unterhaltung. Sie wollen und können nicht allein mit ihrem Gemüth und ihrer Phantasie spazieren gehen, wie der Teutsche; sie müssen sich ergänzen durch Andere, sie sind, man möchte sagen, mitmenschlicher. Was ihnen aber selbst Bedürfniß ist, das

ſuchen ſie auch bei Andern. Ein Menſch, der ſchweigt, ſich nicht unterhält, nicht geſellig iſt, nicht an der Geſellſchaft Theil nimmt, iſt ihnen unausſtehlich. So war es denn im „hotel des Pays-bas" die franzöſiſche Natur am einen Tiſch und die germaniſche am anderen, die in Colliſion geriethen. Nachdem die Geſellſchaft mich nicht durch das Gehör hatte curiren können, begann ſie den Verſuch mit dem Gefühl. Sie begannen allerlei Lieder zu ſingen (auch Beranger'ſche), worin von „écrire", von „pamphlet" u. dgl. die Rede war, kurz ſie chicanirten mich durch Verſe. Je fleißiger ſie aber ſangen, deſto fleißiger fuhr ich fort zu ſchreiben. Als ſie endlich pauſirten, pauſirte ich auch, blos um zu zeigen, daß mein Schreiben nicht von ihrem Singen abhängig war. Da ich jedoch trotz dem Pauſiren noch immer nicht an ihrem Vergnügen Theil nahm, verſuchten ſie wieder ein anderes Mittel. Sie ſangen nämlich allerlei drollige Trinklieder, wobei der Hauptſpaß darin beſtand, daß Jeder in der Runde ein Glas leeren mußte, während die Andern ihn durch komiſche, ſtets wiederholte Töne, z. B. **lo Turlulu lo lem-lem-lem** u. ſ. w. zum Lachen reizten. Hierbei richteten ſie es ſo ein, daß ſie endlich die Reihe zu meinem Tiſch hinüberſpringen ließen und plötzlich mich alle zuſammen anfangen: **lo Turlulu, lo lem-lem-lem** ꝛc. Statt nach den Eingebungen der germaniſchen Tölpelnatur wegen der ſonderbaren und anhaltenden Störung grob zu werden oder die Stube zu verlaſſen, ergriff ich in franzöſiſcher Einſchicklichkeit mein Glas und ſtürzte es mit einer nicht aus der Faſſung zu bringenden Virtuoſität hinunter, ſo daß die ganze Turlulu-Geſellſchaft darüber in freudiges Stutzen gerieth. Daß ich auf ihren

Spaß so unerwartet eingegangen war, machte auf ihren geselligen Tact solchen Eindruck, daß sie sofort meine besten Freunde wurden. Einer derselben, der sich als den Postverwalter zu erkennen gab, erbot sich sogleich, die Briefe, die ich eben geschrieben, auf der Stelle persönlich zur Post zu bringen, damit sie zeitig abgiengen; ein Anderer, in dem ich den fungirenden Unterbürgermeister kennen lernte, lud mich auf das Freundlichste und Dringendste ein, bei ihm zu Abend zu speisen und seinen Wein zu versuchen. Am anderen Morgen kam er sogar zu mir und suchte sich mit der ängstlichsten Sorgfalt zu entschuldigen und zu vergewissern, daß ich die Späße des vorigen Abends nicht übel genommen habe. Ich frage alle germanischen Postverwalter und Bürgermeister, ob sie ein Gleiches gethan hätten? Ich frage namentlich alle Philisterbürgermeister der kleinen germanischen Städte, ob sie nicht weit eher den schreibenden Menschen mit seinen Papieren durch den Polizeidiener vor sich hätten citiren, ihm mit obrigkeitlicher Impertinenz den Paß abverlangt und ihn, wenn er nicht allen Anforderungen des Philisterthums erster und zweiter Classe genügte, die bürgermeisterliche Hand hätten fühlen lassen?

Das erzählte kleine Begegniß ist durchaus geeignet, das französische Wesen zu charakterisiren. Zugleich erinnert es im Kleinen daran, was auch im Großen gilt, daß die Franzosen hundert Vorzüge besitzen, um die wir sie zu beneiden haben, und daß nicht teutsches und französisches Wesen sich abstoßen, sondern von einander lernen und sich gegenseitig ergänzen sollen. Aus einem Franzosen und einem Teutschen wird erst der rechte Mensch. Ein bloßer Fran-

zoſe kann einen Teutſchen auf die Dauer nicht befriedigen, aber ein franzöſiſcher Teutſcher oder ein teutſcher Franzoſe müßte jeden Menſchen befriedigen. Jeden? Nur — unſere Nationalen nicht! Sie würden ihn höchſtens annehmen, um ihm die germaniſche Haut abzuziehen und ſie in einer nationalen Sammlung einzuſalzen.

Schickſal, Schickſal, wie ſpielſt du mir mit! Wird meine robuſte Natur das Alles aushalten? In welchem Abgrund von Romantik werde ich enden? Kaum habe ich ein nationales Abenteuer mit Männern beſtanden, ſo erwartet mich eins mit Weibern. Ein paar Tage nach dem Turlulu-Abend ſitze ich wieder in der Wirthsſtube und ſchreibe Briefe, einen an Schamyl, worin ich ihm melde, daß der Tſcherkeſſe Püttmann ihm nächſtens mit mehreren Regimentern poetiſcher Cavallerie zu Hülfe kommen werde; einen an die Zollvereinskaſſe, worin ich anzeige, daß man auf der ehemaligen Feſtung Limburg einen unterirdiſchen Gang bis Köln entdeckt habe, wodurch bedeutende Maſſen Limburger Käſe eingeſchmuggelt würden; einen an den König Ratadu im Herzen Afrika's, worin ich ihm sub rosa secretissima mittheile, daß der weſtphäliſche Pumpernickel gut gerathen ſei; einen an den Fürſten Paskewitz Erivanski, worin ich um ein Patent auf eine neue Prügelmaſchine bitte, die den Menſchen von Innen prügelt; einen an den Cenſor zu X., worin ich gehorſamſt anfrage, ob er, wenn meine Frau einmal wieder in Wochen kommen ſollte, auch eine von mir unterzeichnete Geburtsanzeige werde paſſiren laſſen; einen ditto an den Cenſor zu Z.; einen an den Herausgeber der „Kölniſchen Zeitung", worin ich ihn frage, ob er ſo ängſtlich ſei, daß er ſeine Conceſſion be-

droht fühlen werde, wenn er eine solche Geburtsanzeige aufnehme; einen an den türkischen Minister des Innern, worin ich ihm einen Entwurf zu einer geheimen Instruction an alle Schuhmacher des Reichs anbiete über die Kunst, allen liberalen und ehrlichen Leuten die Fußbekleidung so zu machen, daß sie beständig der Schuh drückt; einen an die Rose von Verviers, worin ich im Interesse meiner Menschenbeurtheilung das dringendste Bedürfniß ausspreche, einmal wieder in ihre Augen zu sehen; einen an den Bischof von Trier, worin ich mich bereit erkläre, alle Bekämpfer des heiligen Rocks zu bekämpfen, wenn er mir Absolution ertheile für die Sünde, —

Vertrauen geschenkt zu haben; einen an N.N., worin ich ihn freundschaftlich benachrichtige, daß ihn nächstens der Teufel holt; einen an Niklas Becker, worin ich ihn versichere, daß er „besser ist, als sein Ruf", an dem nicht er die Schuld hat, sondern die Teutschen; einen an die germanische Person Firmenich in Berlin, worin ich ihr einige teutsche Flotten, Colonieen, Völkerstimmen und Nationaldummköpfe überschicke; einen an die Redaction des Amsterdamer Handelsblatts, worin ich ihr melde, daß ich meinen Spucknapf zum Tintenfaß einrichten lassen und ihr zum Geburtstag schenken werde; einen an den Cardinal Lambruschini, worin ich meine Seele ihm und dem Teufel verschreibe, wenn er mich ohne die Verpflichtung zur Amtsverschwiegenheit ein einziges Jahr zu seinem Geheimsecretär machen wolle; einen an den Fürsten Metternich, worin ich beweise —; einen an den teutschen Bund, worin ich beweise —; einen an N., worin ich beweise —; einen an

N. N., worin ich beweiſe —; einen an D. P. O. ꝛc., worin ich beweiſe —; einen an ſämmtliche Socialiſten der Chriſtenheit, worin ich ſie bitte, im Intereſſe des Menſchengeſchlechts doch das ſectiſche Wort „Socialismus" nicht mehr in den Mund zu nehmen; einen an G. Herwegh, worin ich ihm die freie Rückkehr nach Teutſchland erlaube; einen ditto an alle andere politiſche Flüchtlinge, worin ich ihnen im Namen des teutſchen Volkes, der teutſchen Ehre u. ſ. w. Amneſtie ertheile, wenn ſie eine haben wollen; einen an die Menſchheit, worin ich Allem, was geſündigt, gefehlt, geirrt und gemeint hat, eine unbeſchränkte Amneſtie ertheile, ausgenommen dem N., dem N.N., dem N.N.N., dem N.N.N.N. und einigen anderen Schurken, die noch nicht vor Gericht geſtanden haben. Alle dieſe Briefe hatte ich eben fertig und wartete auf meinen Limburger Agenten, um ſie ihm zur ſichern Beſorgung durch den unterirdiſchen Käſegang mitzugeben. Es war eben Abend geworden. Ich ſetze mich ans Fenſter, ſchaue hinaus in die Dämmerung und laſſe meine Gedanken über den benachbarten Felſenberg umherdämmern, der ſeinen beſchneiten und bewaldeten Rücken wie eine geſtreifte und borſtige Hyäne über der Eiſenbahn in die Luft hinaufkrümmt. Da öffnet ſich plötzlich die Thüre, und herein tritt ein Damenpaar, zwei Damen von hoher Geſtalt mit großen Hüten und langen Mänteln. Sie verbeugen ſich und ich auch. Sie ſetzen ſich und ich auch. Woher? wohin? Dies waren die erſten Gedanken, von welchen meine Seele in Bewegung geſetzt wurde. Ein paar Worte der Wirthin, welche die Damen herein begleitet, belehren mich, daß es zwei fremde Frauen ſein müſſen, die ihren Mann zur Abreiſe erwarten. Fremde Damen in Dolhain!

Ich fühlte eine ganze Elektriſirmaſchine in mir arbeiten. Fremde Damen! Teutſche Damen ohne Zweifel! Dies waren die zweiten Gedanken, von denen meine Seele in Bewegung geſetzt wurde. Nachdem meine Seele von dem zweiten Gedanken in Bewegung geſetzt war, begannen die Damen zu ſprechen. Sie ſprechen! Was ſprechen ſie? Sie liſpeln, ſie murmeln, endlich ſprechen ſie. Welche Sprache? Ja, welche Sprache? Sie ſprachen eine Sprache, die ich nie gehört, nie geleſen, nie gedacht, nie geahnt hatte. Sie ſprachen eine Sprache, in der ſich Alles vereinigte, was die Welt zu bieten vermag. Beim erſten Wort dachte ich an Teutſchland; beim zweiten an Auſtralien; beim dritten an Belgien; beim vierten an Batavia; beim fünften an Truthühner; beim ſechsten an Chineſen; beim ſiebenten an Spanferkel; beim achten an Matroſen; beim neunten an Rohrdommel; beim zehnten an Zunalacarregui; beim eilften an den Teufel; beim zwölften an den Zaunkönig; beim dreizehnten an Düren; beim vierzehnten an Limburger Käſe; beim fünfzehnten wieder an Truthühner; beim ſechszehnten an Berlin; beim ſiebenzehnten an den berühmten Dünger Guano; beim achtzehnten wieder an Spanferkel; beim neunzehnten an Meerſchweine, Truthühner und Spanferkel zugleich; beim zwanzigſten an Kohlenbergwerke, Leberwurſt, Meerſchweine, Chineſen, Kälberſchwänze, Spanferkel, Wittwenkaſſen, Bürgermeiſter, Puppentheater, die Königin Pomare, Rührеier, Fiſchmarkt, Accoucheur, Truthühner, leere Fäſſer, Nachtwächter, die Redaction der literariſchen Zeitung, Kaffeemühlen, Lappländer, Bügeleiſen, Zahnſchmerzen, Kraniche, den babyloniſchen Thurm, Zurbano, Kindergeſchrei, Amſterdamer

Handelsblatt, Laberdan, Begräbnißkoſten, Nervenfieber. Man wird ſich von der geſteigerten Anſtrengung meines Denkvermögens bei der weiteren Unterredung eine Vorſtellung machen können, wenn ich ſchon beim zwanzigſten Wort eine ſolche Gedankenjagd zu beſtehen hatte. Und was ich da hörte, ſchien aus Teutſchland zu kommen! Ich habe eine robuſte Natur, aber Alles hat ſeine Gränzen. Nachdem die fremden Damen in der Mitte ihres Diſcurſes angelangt ſind, hört man plötzlich in der Stube einen erſchütternden Schlag. Was iſt geſchehen? Ich liege unvermuthet ſechs Fuß und einen Zoll lang am Boden, wälze mich, ziehe mich zuſammen, wie ein Igel und habe Krämpfe, wie ein Vulkan. Krämpfe! Glaubt man, ich ſei ohne Hülfe geblieben?

Wi—Wi —, Walle—Wulle—Wa —, hi—kü—kü—kü—, tchü—tchü—tchü—, Mau—Mau—Mau—, Watcha—huus—, Limburgü—gü—gü—ruti—quickukula—leeve—ſchnuck—bille—hamme—rommel—füllebüb—ritſch—ſamme—tchü—tchü—hi—kü—kü—blblmhſkrqchnwvw— ꝛc. ꝛc.

Das war meine Hülfe! Die beiden fremden Damen warfen ſich auf mich und hielten die vorſtehende Anrede, als ſei ihre Abſicht, mich vollends ums Leben zu bringen. Glücklicherweiſe blieben ſie nicht allein, denn die Wirthin, der Wirth, die Magd, die Nachbarſchaft, die Straße, der Ort, die Umgegend ſammelte ſich um mich. Es war eine annalenfähige Scene. Staunen, Schrecken, Entſetzen rings umher. Endlich kommt die Wirthin zu ſich und fragt:

Sie. Sollen wir einen Doctor kommen laſſen?

Ich. Ja.

Sie. Johann, geſchwind zum Doctor!

Ich. Halt! Welchen Doctor?

Sie. Zum Doctor N. Seien ſie verſichert, wir haben einen guten Doctor, ſeien ſie ganz unbeſorgt!

Ich. Er kann hier nichts leiſten, ich muß einen anderen Doctor haben.

Sie. Welchen denn?

Ich. Den Doctor Firmenich in Berlin!

Sie. (im Stillen mit den Anweſenden) Mein Gott, der arme Teutſche iſt wahnſinnig geworden.

Ich. Wenn er es werden könnte, wär' er es bereits früher geworden. Den Doctor Firmenich her!

Sie. Was wollen ſie denn durchaus mit dem Doctor Firmenich?

Ich. Ich will ihn auffreſſen!

Sie. Warum denn? Iſt dieſer Doctor zugleich Medicin?

Ich. Ja! Er iſt ein Brechpulver gegen die nationale Cholera. Er ſoll entſcheiden, ob das, was dieſe beiden Damen geſprochen haben, zu den Völkerſtimmen Germaniens gehört, oder nicht. Sagt er: ja! ſo freſſe ich ihn auf mit Haut und Haar, und dann hoffe ich, curirt zu ſein für immer.

Sie. Was dieſe Damen geſprochen haben? Sie ſind eine Stunde von hier zu Hauſe, ſie ſind von — Eupen!

Die Damen. Wulle—Wi—hus—füllebüb—blblllll .... Eupen! Eupen! hallte es in der ganzen Umgegend wieder. Eupen gehört zu Germanien, gehört zu Preuſien!

Meine Krämpfe legten ſich, um dem teutſchen Vaterlande nicht vorzugreifen. Teutſches Vaterland, du kannſt dich über Alles tröſten, da du ſolche Völkerſtimmen haſt! Ich ſchlage einen Nationalconvent aller Nationaldialektiker in Eupen vor, um es mit einem Tutti aller Völkerſtimmen Germaniens gegen ein Solo in der Mundart jener beiden Damen zu verſuchen, und ich verwette mein Leben für Eupen.

Wenn man in einer uncenſirten Zeitung die Nachricht vom Erſchießen eines Wilddiebs, z. B. durch einen adlichen Förſter mitzutheilen hätte, ſo würde man etwa alſo beginnen: „Unſere Gegend iſt ſchon wieder um ein paar legitime Kanibalen reicher geworden. Der Eine iſt der Freiherr oder Graf v. N., welcher ſeinen Förſter angewieſen, in ſeiner Jagd die Wilddiebe todtzuſchießen, und der andere iſt der Förſter N., welcher viehiſch genug geweſen iſt, ſolche Anweiſung auszuführen. Gerettet hat er vielleicht einen Haſen für die Tafel ſeines ſchlemmenden Herrn, geopfert hat er einen nothleidenden Gatten und Vater von ſechs Kindern. Und wie hat er ihn geopfert! Von hinten hat er den Fliehenden niederträchtigerweiſe erſchoſſen, gemordet! Er hat einen ſcheußlichen Mord auf der Seele und geht mit lächelndem Geſicht frank und frei umher, als hätte er ſich ein Verdienſt um's Vaterland erworben. Und der Herr Baron, dieſer ſeelenloſe Unmenſch, der den Mord anbefohlen, ertheilt ſeinem Geſellen ſogar ein Belobungsſchreiben für ſeine Heldenthat und quittirt mit henkeriſcher Genugthuung über das geopferte Menſchenleben. Fürwahr, dieſe „Chriſten", die keinen Menſchen in Dienſt nehmen würden, der nicht ſiebenmal in der Woche in die

Kirche läuft, machen das Bedürfniß rege, ihren chriſtlichen Vorſtellungen mit der heidniſchen Mythologie zu Hülfe zu kommen. Man ſollte wünſchen, jeden ſolcher adlichen Mordſtifter die Rolle eines Aktäon ſpielen laſſen zu können, damit ſie, und zwar mit größerem Verdienſt, von ihren eigenen Hunden zerriſſen würden. Und ihren henkeriſchen Dienern ſollte man das Wort „Vogelfrei" auf die Stirne brennen und ſie an den erſten beſten Baum feſtbinden, als Zielſcheibe für die Schießübungen der armen Wilddiebe. Doch nein! Blut ſoll nicht durch Blut gerächt werden, obſchon dieſe Menſchen Thierblut durch Menſchenblut rächen. Sparen wir ihnen unſeren ferneren Grimm und richten wir ihn gegen uns ſelbſt. Wir ſind die Schuldigen, wir ſind die Mörder, wir, die wir auf geſetzlichem Wege die Wilddiebe unter das Wild klaſſificiren, die wir den Menſchenmord geſetzlich machen, wenn er im Intereſſe der Haſen eines adlichen Barbaren verübt wird ꝛc. ꝛc." In dieſer Weiſe etwa würde man in einem cenſurfreien Blatt die empörende Thatſache beſprechen, daß im Jahre 1844 noch zum Schutze des Vergnügens adlicher Unmenſchen Menſchen geſetzlich gemordet werden dürfen, und man würde eine derartige Sprache eher zu ſchwach als zu ſtark nennen müſſen. In der mir eben zukommenden Aachener Zeitung vom 3. Dec. 1844 wird aus „Hannover" eine ſolche Thatſache in folgender Weiſe gemeldet: „Schon wieder erfahren wir, daß abermals ein Opfer unſerer harten (!) Wilddiebsgeſetze gefallen iſt. Auf einem gräflich Bernſtorf'ſchen Gute an der Mecklenburgiſchen Gränze erſchoß in dieſen Tagen der gräfliche Jäger einen auf der Flucht begriffenen Wilddieb, der auf ſein Anrufen das Gewehr nicht von ſich

warf, ſondern ſein Heil in der Flucht ſuchte. Die Kugel drang durch den Rücken in die Bruſt, ſo daß der Tod auf der Stelle erfolgte; der andere ihn begleitende Wilddieb iſt entkommen ꝛc. Manches ſchöne Reh wird dem Herrn entkommen ſein; aber dennoch (!!!) ſind dieſe ſich oft wiederholenden Menſchenopfer im höchſten Grade beklagenswerth (!!!) und unſeres Jahrhunderts der Humanität nicht mehr (!!) würdig. (!) Wie lange ſollen wir noch klagen (!!!!) über Hegen der noblen Paſſion in unſerem Vaterlande? (!) Bekanntlich iſt die Erlaubniß, die Wilddiebe zu erſchießen, wenn ſie die Waffen nicht von ſich werfen, von den königlichen (!!!!) Jägern auch auf die Privat-Jäger ausgedehnt ꝛc." Ich frage: Kann eine empörende Thatſache in einer empörenderen Sprache mitgetheilt werden, als es hier geſchehen iſt? Und doch iſt die „Aachener Zeitung" eines unſerer freiſinnigſten Blätter und der Correſpondent gewiß ein achtenswerther und freiſinniger Mann. Aber zu ſolchen Entwürdigungen führt die Cenſur. In einer freieren Sprache hätte der Correſpondent nicht ein Wort ſeiner Nachricht und ſeiner Betrachtungen in die Oeffentlichkeit gebracht. Er muß „klagen", wo er empört iſt; er muß ſogar ſchmeicheln, wo er mit dem Knittel dreinſchlagen möchte. Dieß Beiſpiel liefert ein Bild unſerer Preſſe. Wie mit dieſer Wilddiebsgeſchichte, ſo geht es mit allen anderen Diebs-, Mord-, Betrüger- und ſonſtigen Geſchichten. Alles Kriecherei, Todesangſt, Heuchelei, Lüge, Entwürdigung.. Sie laſſen ſich faſt an jeder Sylbe unſerer Zeitungsartikel nachweiſen. Keine Sylbe mehr, aus welcher nicht entweder die Cenſur, oder die Conceſſion ſpricht.

Kein wahres, würdiges Wort mehr in unſerer ganzen Tagespreſſe. Eine Sprache, wie die unſerer jetzigen Tagespreſſe, kann nicht exiſtirt haben, ſo lange es Menſchen gegeben hat. Und eine ſolche Preſſe ſoll dem Fortſchritt nützen! Man kann verſichert ſein, daß die Aachener Zeitung vom 3. December in Hannover alle „harten" Wilddiebsgeſetze auf der Stelle umgeſtoßen hat. Vielleicht hat mit der einen Hälfte des Blatts ein hoher Herr ſich die Pfeife angezündet und aus der anderen Hälfte, worin die Nachricht ſteht, hat ein „königlicher Förſter" vielleicht einen Gewehrpfropfen gemacht, um wohlgemuthet wieder auf die Menſchenjagd zu gehen. — Dieſe Preſſe gehört auch zu den Völkerſtimmen Germaniens. Wenn der Herr Firmenich ſich ein Verdienſt um das Vaterland erwerben will, ſo mag er in den verſchiedenen „Gauen" die Stimmen der Entwürdigung Germaniens ſammeln, damit wir ſehen, welcher Gau es am weiteſten darin gebracht hat.

Wer damit einverſtanden iſt, daß man in allen Dingen Maß halten müſſe, der wird es begreiflich finden, daß ich meine pennſylvaniſchen Vorübungen in der Dolhainer Einſiedelei nicht ſofort im mittelalterlichſten Style trieb. Nachdem ich zehn Tage dort ausgehalten, fühlte ich das Bedürfniß, einen Ausflug in ein poetiſches Gebiet zu machen, um meinen auf die Neige gegangenen Vorrath an Privatpoeſie einigermaßen wieder zu ergänzen. Ich reiſ'te alſo nach dem einige Stunden von Dolhain gelegenen berühmten Badeort Spa, wo einſt Peter der Große die Gnade gehabt hat, Mineralwaſſer zu trinken. Ein Badeort hat zwar keineswegs das Privilegium, poetiſch zu ſein, aber ein Badeort im Winter ſchien mir etwas Rei-

zendes zu haben, etwas die Phantaſie Herausforderndes. So wie eine Burgruine mit den phantaſtiſchen Gedanken, die um ſie herumſchweben, romantiſcher iſt, als die Burg mit dem Ritterleben war, deren Andenken ſie aufbewahrt, ſo wird, dachte ich, auch die geſellſchaftliche Ruine eines bunten und rauſchenden Treibens poetiſcher ſein, als dieß Treiben ſelbſt. Von Spa erwartete ich das um ſo mehr, da daſſelbe im Sommer der Sammelplatz vieler Berühmtheiten iſt, engliſcher, ſpaniſcher, polniſcher ꝛc. Ich habe aber erfahren, daß ich meiner Phantaſie, die ſonſt productionsfähig genug iſt, da ich mit ihrer Hülfe ſogar eine Zeitlang den N. für einen ehrlichen Mann gehalten, dießmal zu viel zugemuthet hatte.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich ein Abenteuer zu beſtehen, das den geſpannten Hahn meiner Lebensgeiſter ſchnell wieder in die „Ruh'" ſetzte. Als ich aus dem Omnibus geſtiegen war, beſtürmte mich ſofort nach der gewöhnlichen Weiſe ein dienſtbarer Geiſt mit ſeinen Hülfsanerbietungen, um mir den beſten Gaſthof zu zeigen. Ich hatte indeß mein Abſteigequartier, deſſen große Aufſchrift mir ſchon aus der Ferne zuwinkte, bereits in's Auge gefaßt, ſo daß ich mich ganz einheimiſch geberden konnte, und wies die Hülfe des zudringlichen Lohnbedienten durch ein ſtolzes „Allez vous en!" zurück, welches ich während meiner Anweſenheit in Belgien gelernt hatte, aber mit einer ſo geläufigen, eingeſchulten Betonung ausſprach, daß der Zurückgewieſene in mir ſofort einen Belgier oder Franzoſen von Geburt erkannte und mich ruhig den Weg nach meinem hôtel einſchlagen ließ. Es war ein großes, pompöſes Gebäude. Zwar wird es, dachte ich, dort nicht wohl-

feil ſein, aber in den wenigen Stunden, die du dich hier aufhältſt, willſt du auch einmal etwas Faſhionables kennen lernen. Ich trete alſo mit dem Selbſtgefühl eines Lords und der Dreiſtigkeit eines ſeinem augenblicklichen Vorhaben gewachſenen Geldbeutels in das hôtel hinein. Im Hausflur begegnet mir ein Mann, der zwar ein etwas amtliches Ausſehen hatte, den ich aber um ſo eher für den Kellner halten mußte, da er mich fragte, was ich wünſche? „Vorläufig“, antwortete ich, „eine warme Stube und eine Portion Beafſteak, denn Hunger und Kälte ſtreiten ſich um mich.“ Der Mann ſah mich groß an und ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, woraus aber keinenfalls Höflichkeiten zu entnehmen waren. Sollte dieſer faſhionable Gaſthof dich etwa nicht als ebenbürtig anſehen? dachte ich. Um daher den Kellner zu beſchämen, beſtellte ich auch noch eine halbe Flaſche Burgunder. Der Kellner wurde aber noch grober, als zuvor. Man kann ſich denken, wie ich mich darüber empört fühlte, daß ich nicht einmal einem dummen Lord gleichgeſtellt wurde und wie ein Ausgeſchloſſener den Einlaß in ein öffentliches Wirthshaus förmlich erkämpfen ſollte. Ich forderte den Kellner im gebietendſten Tone auf, mich zum „Maitre d'hôtel“ zu führen. Und was erwiederte der Menſch? Er wollte mich zum „Bourgmeſtre“ führen, der ſei hier der „Maitre d'hôtel.“ Ich ſollte alſo zur Polizei geführt werden und zwar durch einen Kellner! Der Gedanke an meinen Steckbrief war zu natürlich, als daß er mir nicht ſofort hätte durch den Kopf ſchießen ſollen. Ich ſuchte alſo dem Kellner begreiflich zu machen, daß ich zwar ein teutſcher Schriftſteller ſei, der in Belgien ſeine Perſon in Sicherheit ge-

bracht, aber es ſei ein Schimpf für Belgien und ſeine Freiheit, daß es den Kellnern ſeiner Gaſthöfe erlaube, die politiſchen Flüchtlinge an den Bürgermeiſter zu verweiſen. Jetzt ging dem „garçon" ein Licht auf und ſeine Grobheit verwandelte ſich in ein platzendes Gelächter. Als er wieder zu ſich kam, machte er dem teutſchen Franzoſen begreiflich, daß die große Aufſchrift des Hauſes „Hôtel de ville", nicht Gaſthof, ſondern Rathhaus bedeute und daß ein Polizeidiener kein Kellner ſei. Das hatte ich von meinem franzöſiſchen Dünkel! Ich beſchloß, in Zukunft lieber blos Holländiſch zu ſprechen, und mich für einen Holländer halten, als mir je wieder einbilden zu laſſen, daß ich nur ein Wort Franzöſiſch verſtehe.

In Spa fand ich nicht eine geſellſchaftliche Ruine, ſondern eine geſellſchaftliche Leiche. Todt wie ein Kirchhof war der ganze Ort, und ebenſo todt die halb verſchneite Umgegend. Dabei ein italieniſcher Himmel (der Prinz von Capua hielt ſich noch dort auf), daß einem das Mark in den Knochen gefrieren konnte. Der Prinz von Capua und ich, oder vielmehr ich und der Prinz von Capua, waren die einzigen Fremden, deren Spa ſich noch rühmen konnte. Dieſer Prinz hat wenigſtens das Verdienſt, daß er den Menſchen in ſich höher geſtellt hat, als den Prinzen, indem er ſeiner ſchönen Penelope Smith einſtweilen die Vortheile ſeiner Geburt und die Gnade ſeines königlichen Bruders opferte. Er iſt verhältnißmäßig arm und ſein ganzer Reichthum iſt ſeine Penelope, welche ihm in der Einſamkeit von Spa ſeine Verbannung verſüßt. Ich fragte den Lohnbedienten, der mich in den Umgebungen des Städtchens umherführte, ob die ſchöne Miß ſich nicht mitunter öffentlich

zeigt, ob ich ſie nicht einmal zu Geſicht bekommen könne? und erhielt die naive und ſchmeichelhafte Antwort: „das wohl, aber er iſt immer dabei.“

Die Umgebungen von Spa bieten ſchöne Punkte dar, die ſich ſogar meine halb erfrorene Phantaſie in ihren ſommerlichen Reizen recht wohl vorſtellen konnte; aber auch dort vermißt man die befriedigende Poeſie und Anmuth der Rheingegenden. Ueberhaupt tragen die Schönheiten der belgiſchen Natur, wie oft ſie auch an rheiniſche Gegenden erinnern, einen gewiſſen proſaiſchen Charakter der Rohheit und Geiſtloſigkeit. Nur Etwas iſt mir in den Promenaden von Spa aufgefallen, was mir eine geiſtige Ueberraſchung verurſachte. Es fiel mir dort nämlich ein Baum mit einem Auswuchs in die Augen, der die frappanteſte Aehnlichkeit mit der Naſe Mozarts hatte, ſo daß man ganz dryadiſch-muſikaliſch dadurch geſtimmt wird.

Den tödtendſten Eindruck machte in Spa die Redoute mit ihren leeren Sälen und ihrem vereinſamten kleinen Theater. Die grünen Tiſche, auf denen das klingende Gold ſo oft getanzt, ſtanden da in weißen Tüchern, wie ſtumme Grabſteine des Glücks. Es wird einem ganz unheimlich in dieſen Räumen, denn man glaubt ſie noch vom Geflüſter runzlichter Koketten, vom Hüſteln alter Sünder und vom Zähneknirſchen verzweifelnder Induſtrieritter wiederhallen zu hören. Eine Büſte der Jeanne d'Arc, die dort träumeriſch in der kalten Einſamkeit ſtand, war die einzige Erſcheinung, welche in jenes troſtloſe Gedankenthema einige Variation brachte.

Das Theater war mehr als ſtumm. Seine einzigen Acteurs waren eine unverhältnißmäßig gehäufte Anzahl

weißer, rieſiger, mythologiſcher Karyatiden, welche auf ihren glotzenden Häuptern vor ein paar Monaten in den Logen die ſteife Elite der reiſenden Müßiggänger getragen hatten. Sie führten eben ein ergreifendes Stück auf, nämlich: der Tod, großes, unromantiſches Gähn- und Trauerſpiel in ſechs Monaten, — und man muß geſtehen, daß ſie ihre Rollen gut aufgefaßt hatten.

Obgleich erfüllt von all dieſen Eindrücken, ließ ich mich dennoch verleiten, einige Quartiere zu beſuchen, weil ich mit dem Plane umgegangen war, nach Spa auf einige Zeit mein „Hoflager" zu verlegen, wie es im Styl unſerer journaliſtiſchen Kammerjunker heißt. Aber eine ſolche Unverſchämtheit im Fordern, wie in Spa, iſt mir noch nicht vorgekommen. Die Leute zehren dort im Winter von dem Tatzenfett, das ſie im Sommer den Fremden abgekrallt haben, denn im Winter kommt keine Seele dorthin. Und dennoch ſcheuchen ſie diejenigen, die aus Verirrung ihre Langeweile theilen wollen, auch im Winter durch ihre Unverſchämtheit zurück. Ich eilte daher mit der erſten Gelegenheit wieder nach Dolhain und ließ mir en passant von dem ſchönen Munde der Roſe von Verviers nachrufen: „à revoir, Monsieur Heison!"

Nichts in der Welt ſcheint mir natürlicher zu ſein, als die Generatio aequivoca, und ich bin überzeugt, daß, wenn man plötzlich alle Menſchen todtſchlagen könnte, ſofort ein revolutionärer Prozeß in der Natur beginnen und ſich als Folge davon eine neue Menſchheit von ſelbſt entwickeln würde. Der Geiſt, als der eine Theil der Natur, kann nicht ruhen, bis er ſich mit der Materie, dem anderen Theil, bis zu dem erforderlichen Maß verbunden und

mit ihm vereint die Lebensgestaltungen hervorgebracht hat. Die ursprüngliche Bildung dieser Lebensgestaltungen geschieht je nach der Art der Mischung von Geist und Materie, gleichsam wie eine Krystallisation. Nur eine kleine Verschiedenheit bei der Mischung hätte aus denselben Bestandtheilen, aus denen ein Mensch gebildet worden, einen Affen oder einen Hund gemacht. Es gibt von vorn herein, wenn man sich so ausdrücken darf, nur eine bestimmte Quantität Geist und nur eine bestimmte Quantität Materie in der Welt, die sich weder vermehren, noch vermindern, sondern sich nur verschieden verbinden und entwickeln können. Nähme man dem Geist durch Tödtung des Menschengeschlechts die Gelegenheit, sich in so vielen Millionen Individuen anzubringen und geltend zu machen, so würde er sich nothwendig nach und nach eine neue Gelegenheit dazu suchen müssen. Je mehr Geist im Menschengeschlecht untergebracht wird, desto weniger bleibt für niedrigere Lebensgestaltungen übrig. Deshalb geht das Zunehmen der Menschenzahl und das Abnehmen der Thierzahl Hand in Hand. Manche Thiergeschlechter, und gerade diejenigen, welche durch ihre Masse am meisten Geist und Leben banden, sind schon ganz ausgestorben. Daß der Geist sich nach der edelsten Lebensgestaltung auf Kosten der minder edlen hindrängt, ist aber ein Gesetz seiner Entwickelung, die er im Menschengeschlecht selbst fortsetzt und vielleicht in tausend Jahren so weit getrieben haben wird, daß seine jetzige Zusammensetzung mit der Materie im Menschen nicht mehr genügt, und er, nachdem das Menschengeschlecht abermals ausgestorben, wieder eine neue Gestaltung suchen muß. Es ist ganz gleichgültig, ob der Geist der Natur, welcher

„Gott" iſt, zu Menſchen, Affen, Hunden, Löwen, Adlern, u. ſ. w., oder in anderen Lebensgeſtaltungen ſich kund gibt, die ſich von der jetzigen vielleicht ſo ſehr unterſcheiden, wie z. B. ein Kreis von einem Viereck ꝛc. Er muß mit der Materie, mit der er ſich in den angemeſſenſten Geſtaltungen verbindet, nach dem Bedürfniß beliebig ſchalten und walten können. — —

So weit war ich gekommen mit der Aufſtellung von Hypotheſen, die in ihrer weiteren Entwickelung ein ganz neues Licht über die Welt verbreitet und ihrem Urheber den Titel eines Dr. der Philoſophie eingebracht haben würden. Da erhielt ich die „Kölniſche Zeitung" vom *ten Dec., worin mich die, trotz der Cenſur in die Welt gebrachte Myſtification überraſchte, daß man damit umgehe, Schulen für Diplomaten in Berlin zu errichten. Dieſe ſinnige Nachricht beſchäftigte mich zu ſehr, als daß ſie mir noch Ruhe zu Betrachtungen über die Geneſis und andere derartige Themata hätte laſſen ſollen. Wer würde Lehrer, wer würde Schüler in dieſer Schule werden? Worin würden die Lehrgegenſtände beſtehen? Wer würde examiniren? Es läßt ſich Vieles über dieſen Gegenſtand fragen und auch Vieles antworten. Jedenfalls erfüllt man nur eine Pflicht und begeht keine Unbeſcheidenheit, wenn man für „eventuelle Fälle" ſeine Anſichten darüber mittheilt. Sowie ein Nichtmuſiker mitunter das richtigſte Urtheil über Muſik, ſo kann vielleicht der Nichtdiplomat das richtigſte Urtheil über Diplomatie fällen, obſchon zwiſchen Muſik und Diplomatie keine weitere Aehnlichkeit beſteht, als daß zu beiden Takt gehört. Mögen einige abgeriſſene und ver-

ſchiedenartige Bemerkungen hier ein Scherflein zur Lehre über die Diplomatie beitragen.

1) Es wird eine Preisfrage über folgendes Thema ausgeſchrieben: „Kann und wie kann ein Diplomat ein ehrlicher Mann ſein?“ Wer die Frage löſt, wird zum ———. Geſandten in N. ernannt.

2) In einer Sache kann ein Diplomat ehrlich ſein: wenn er nämlich niemals etwas verſpricht, da er weiß, daß er es doch nicht hält.

3) Einen geweſenen Diplomaten ſoll man niemals bei der inneren Verwaltung anſtellen.

4) Ein wahrer Diplomat muß ſein, wie jeder andere Menſch, nämlich den ehrlichen gegenüber dumm, wie ein Schaaf; den Schurken gegenüber ſchlau, wie ein Fuchs; beiden gegenüber aber rechtlich.

5) Teutſchland hat wenig ausgezeichnete Diplomaten nach Außen, um ſo mehr aber im Innern.

6) Zu Diplomaten muß man entweder ganz ordinäre Klugheitsmenſchen, oder ganz ausgezeichnete Charaktermänner wählen. Teutſchland hat und will keine Charaktermänner, deßhalb hat es auch nur ordinäre Diplomaten.

7) Zweite Preisfrage: „Wie läßt ſich die Diplomatie abſchaffen?“ Wer ſie löſt ſoll zu den Beglückern der Menſchheit gerechnet werden.

8) Wer lange Zeit Diplomat geweſen iſt, kann nichts Klügeres thun, als ſich am Schluſſe ſeiner Laufbahn mit ſeiner Regierung, wenn ſie ſchlecht iſt, brouilliren. Das iſt für ihn das einzige Mittel, um wenigſtens mit einem Schein von Ehrlichkeit oder Charakter aus der Welt zu ſcheiden.

9) Sollte man wirklich in Berlin das Bedürfniß ausgezeichneter Diplomaten fühlen, so könnte dieß als ein Vorbote einer Nationalrepräsentation angesehen werden, denn in Teutschland, das sich so viel mit auswärtiger Politik befaßt, den Volksvertretern als Diplomat Rede zu stehen, ist gewiß schwieriger, denn als Minister des Innern.

10) Die heutige Diplomatie erfüllt denjenigen Theil ihrer Aufgabe, welcher auf Verhütung von Kriegen abzielt, mit großer Kunst nach Außen; und unterdessen häuft sich der Zunder innerer Kriege an allen Ecken. Das kommt daher, weil sie meistens nur das Werkzeug von „Häusern", nicht von Völkern ist.

11) Die Theilung Polens, dieß Hauptkunststück der Diplomatie, kann zur Theilung Teutschlands führen.

12) Heutiges Tages scheint eine Hauptkunst der Diplomaten im Kuppeln zu bestehen. Derjenige Regent wird die ausgezeichnetsten Diplomaten haben, der die meisten Kinder hat.

13) Trotz allen Fehlern ist die Diplomatie, gegen ihre Bestimmung und Absicht, die Vorarbeiterin des Kosmopolitismus und die Todtengräberin der Autokraten.

14) Die monströseste Mißgeburt der Diplomatie ist die „heilige Allianz." Sie hat das Christenthum nicht minder, als die Diplomatie in Verlegenheit gebracht und es ist schwer zu entscheiden, ob die Diplomatie lieber das Christenthum, oder das Christenthum lieber die Diplomatie wieder los wäre. Oder sollte das Christenthum etwa diplomatische Elemente enthalten? Fast muß man es glauben, da es Niemanden mehr gedient hat, als den Diplomaten und ihren Brüdern, den Jesuiten.

16) Der Fürſt Metternich gilt für den größten Diplomaten, und gewiß mit Recht.

17) Niemand begeht dümmere Streiche, als die Klugheitsmenſchen.

18) Bei den Römern wunderte man ſich, daß die Auguren ſich begegnen konnten, ohne zu lachen. Bei uns muß man ſich wundern, daß die Diplomaten ſich begegnen können, ohne die Polizei zu Hülfe zu rufen.

19) Die dummen Streiche der Diplomaten gleichen ihren klugen darin, daß beide erſt in ihren Folgen ganz erkannt werden.

20) Das diplomatiſche Corps bei einem Hofe iſt gleichſam eine auswärtige Deputirtenkammer. Die Autokraten, welche nach Innen jede Verantwortlichkeit fern zu halten ſuchen, ſtehen nach Außen bei jedem Schritt unter Vormundſchaft. Und die Völker — laſſen ihre Regierungen den Fremden bei Allem Rede ſtehen, ſie ſelbſt aber fordern keine Rechenſchaft!

21) Zu Diplomaten wurden in der Regel von jeher Adliche, und zwar wahrſcheinlich deßhalb genommen, weil, nach Rouſſeau, der Adel „ein Privilegium iſt, nicht gehängt zu werden.“

Mit 21 Jahren wird man mündig und 21 Theſes über einen Gegenſtand documentiren, nach dem berühmten Philoſophen Spatzinger, die Competenz zum Urtheilen.

Man kann ſich in Belgien nicht längere Zeit aufhalten, ohne an die Zukunft dieſes Landes zu denken, welches augenblicklich vielleicht das glücklichſte in Europa iſt. Aber man kann an dieſe Zukunft nicht wohl glauben, was der belgiſchen Verfaſſung wegen ſehr zu bedauern iſt, ſofern

dieſe nämlich in Zukunft gefährdet werden könnte. Belgiens Zukunft ſcheint von Innen und von Außen bedroht zu ſein. Von Innen, weil die Bildung des größten Theils ſeiner Bewohner hinter ſeiner Verfaſſung zurück iſt, und es daher den Feinden von Beiden, namentlich den Pfaffen, möglich macht, das Volk zu verwirren und auszubeuten. Die Herrſchaft der Pfaffen muß in Belgien, wo ſie, wie ein ſtehendes Heer, das Land bedecken, *) ſchon eine be-

*) Zu den Unvermeidlichkeiten gehören in Belgien die Soldaten und die Pfaffen. Man kann faſt nicht über die Straße gehen, ohne entweder den Einen oder den Anderen zu begegnen. In Belgien ſoll es zwiſchen 3 — 400 Klöſter geben. Ich bin während meines Aufenthalts in Belgien vielfach auf den Eiſenbahnen hin und her gerutſcht, aber ich habe keine Fahrt von nur einigen Stunden gemacht, ohne daß Pfaffen zur Geſellſchaft gehörten. Beim Anhalten an den Stationen blicke man zum Wagenfenſter hinaus, und man wird ſich wundern lernen, wenn man nicht einen „Dreithurm", wie ich von einem belgiſchen Pfaffen die geiſtliche Kopfbedeckung nennen hörte, aus der Thüre des Stationshauſes hervorragen ſieht. Die Herren ſcheinen fortwährend auf Geſchäftsreiſen zu ſein und die Eiſenbahn, die man als Mittel der Aufklärung begrüßt hat, zu entgegengeſetzten Zwecken zu benutzen. Neulich hatte ich das Vergnügen, längere Zeit mit etwa einem halben Dutzend „Dreithürme" im Dampfwagen zu fahren. Als ſie ſich hinlänglich hatten betrachten laſſen, zogen ſie auf einmal koloſſale, in ein Futteral gewickelte Betbücher aus der Taſche, ſetzten ihre Lippen in eine plappernde Bewegung und führten eine förmliche Meſſe im Dampfwagen auf. Ihr Benehmen war ein Mittelding zwiſchen frecher Heuchelei und gedankenloſer

denkliche Höhe erreicht haben, und sie ist vielleicht im Stande, eine zweite Revolution herbeizuführen. Die Pfaffen beherrschen die Massen und dadurch zum grosten Theil die Wahlen; sie beherrschen die Wahlen und dadurch die Deputirten; sie beherrschen die Deputirten und dadurch die Minister; sie beherrschen die Minister und dadurch das Land. Auch beherrschen sie im Speciellen eine Menge von Anstellungen und dadurch die Beamten. Die Reaction gegen die Pfaffen und ihren großen Anhang kann nicht ausbleiben, sie hat schon begonnen sich zu organisiren, sie wird aber vielleicht erst kräftiger eingreifen, wenn es zu spät ist und sie entweder, im Falle sie siegt, ein völlig corrumpirtes Land vorfindet, oder, im Falle sie unterliegt, der schwarzen Bande vollends die Herrschaft sichert. Die Pfaffen und die Reichen scheinen in Belgien mehr als irgendwo coalisirt zu sein, die Pfaffen selbst sollen schon bedeutendes Vermögen acquirirt haben, und wohin diese Verbrüderung des Jesuitismus mit dem Geldsack führen muß, ist leicht zu berechnen. Die gute Verfassung wird vor solchen Feinden auf die Dauer das Volk eben so wenig schützen können, als die Opposition der „Liberalen", wenn namentlich durch diese nicht mehr geschieht, um die durch den Unterricht der Pfaffen verdummten Massen aufzuklären, und wenn nicht

---

Maschinenmäßigkeit. Bis zu solchen Profanationen, wie man derartige Schaustellungen selbst vom religiösen Standpunkte aus nennen muß, hat man es doch bei uns noch nicht gebracht. Es war ein sehr passender Witz des Zufalls, daß neben jenen messelesenden Pfaffen ein anderer Mensch sich mit der Lectüre des „ewigen Juden" beschäftigte.

kräftige und entſchiedene Anſichten und Geſinnungen an die Spitze der Regierung treten, die dem Geiſt der Finſterlinge offen die Spitze bieten. Gegenwärtig ſcheint dieſer Geiſt bei den Regierungsmännern und ſcheinen die Regierungsmänner bei dieſem Geiſte eine Stütze zu ſuchen und zu finden. Belgien kann ſich glücklich ſchätzen, daß wenigſtens ſeine unabhängige Gemeinde- und Provinzialverwaltung es vor der Gefahr ſchützt, daß ein volksfeindlicher Geiſt dort ein Syſtem von durchgreifenden Einrichtungen gegen die Freiheit ſchaffen könnte. Belgien hat verhältnißmaßig ein viel zu großes ſtehendes Heer, und die Deputirtenkammer bringt dennoch nicht auf Verminderung (vielleicht würden dadurch die Coalitions- und Verſorgungsgelegenheiten zu ſehr vermindert); auch geben ſchon die Eiſenbahnen mit ihrer Unzahl von Beamten, der Regierung eine bedenkliche Menge Werkzeuge in die Hand. Es iſt alſo ſchon hiernach zu berechnen, daß ohne die Bollwerke der freien Gemeinde- und Provinzialverwaltung, die belgiſche Freiheit großen Gefahren ausgeſetzt ſein könnte, wenn es auf dieſelbe eine mit den Pfaffen coaliſirte Regierung abgeſehen hätte.

Was aber die äußeren Gefahren für Belgien betrifft, ſo liegen ſie, abgeſehen von den orangiſtiſchen Beſtrebungen, in der Lage Belgiens und ſeiner — Neutralität. Die Neutralität eines Landes iſt nichts als ein Tummelplatz für fremde Intriguen. Belgien iſt wie zum Zankapfel für die Diplomatie geſchaffen, und dieſe Diplomatie wird um ſo corrumpirender im Geheimen wirken, je mehr ſie durch die belgiſche Neutralität genöthigt iſt, ihre Beſtrebungen zu verdecken. Diejenigen Länder ſind aber die unglücklichſten,

um die ſich die Diplomatie am meiſten zu ſchaffen macht. Ein Beiſpiel liefert die Türkei, Griechenland, Spanien, und zum Theil — Teutſchland. Die geheimen Zerrereien um belgiſche Sympathieen ꝛc. müſſen das Land nach und nach in verderbliche Parteiungen ſtürzen, wenn dazu auch nicht ſchon im Innern hinlänglicher Stoff vorhanden wäre. Um dieſe Parteiungen aber in einem nationalen Streben wieder zu verſchlingen, dazu iſt das Land zu klein. An die Dauer der belgiſchen Neutralität und Selbſtſtändigkeit zu glauben, iſt vielleicht ein Unſinn. Was wird aber aus Belgien werden? Es wird franzöſiſch werden. Es wird das werden zum Beſten Teutſchlands, denn nur **Hannibal ante portas** kann den Michel aus dem Schlaf treiben. Ein an Frankreich gränzendes kleines Land mit franzöſiſcher Sprache, franzöſiſchem Geiſt, franzöſiſchem Geld ꝛc., braucht über ſeine Zukunft nicht zweifelhaft zu ſein — trotz der Hülfe der teutſchen Blaemſch-Belgier. Die Menſchheit muß die Zahl ihrer Theile nach und nach immer mehr verringern und die Theile ſelbſt nach ihren Verwandtſchaften arrondiren. Dies Arrondiren geſchah früher durch Acte der Freiheitsberaubung, durch Eroberungskriege ꝛc.; in Zukunft wird es durch Acte der Befreiung, durch Revolutionen und Reformationen geſchehen. Frankreichs nächſte Revolution wird Belgien ſicher verſchlingen und vielleicht noch etwas mehr, wenn Teutſchland nicht bis dahin eine Revolution für ſich unnöthig gemacht haben wird. — Doch nun wieder nach Teutſchland.

In der „Aachener Zeitung" vom 12. Dec. 1844 findet ſich folgender, der „Magdeburger Zeitung" entnommener Correſpondenzartikel:

„Quedlinburg, 7. Dec. Se. Maj. der König waren am 2. d. zu den in unſerer Umgegend ſtatthabenden Jagden eingetroffen. Bald nach der Ankunft Sr. Maj. trafen auch der König von Hannover und der Herzog von Braunſchweig ein. Se. Maj. geleiteten den König v. Hannover nach deſſen Wohnzimmern und begrüßten unmittelbar darauf den Herzog von Braunſchweig. Der folgende Tag war zu einer Treibjagd beſtimmt. Se. Maj. der König blieben hier zurück, arbeiteten erſt in Ihrem Cabinet, beſichtigten dann die Schloßkirche und die in dem Cypher-Gewölbe derſelben verwahrten merkwürdigen Alterthümer, welche größtentheils aus der Zeit der teutſchen Kaiſer ſächſiſchen Stammes herrühren und die Aufmerkſamkeit des mit der Geſchichte und Alterthumskunde ſehr vertrauten Königs in hohem Grade in Anſpruch nahmen. Se. Maj. begaben ſich hierauf in die unter dem hohen Chor der Schloßkirche befindliche Unterkirche oder Krypta, wo die Gruft König Heinrich I., neben derſelben das Grab ſeiner Gemahlin Mathilde und ihnen zu Häupten das ſeiner Enkelin Mathilde, der Tochter Kaiſer Otto d. Gr., der erſten Aebtiſſin des hieſigen Reichsſtiftes, ſich befinden (!) Als Se. Maj. unbedeckten Hauptes aus der Schloßkirche in die Unterkirche traten, und bei zwiefach geöffneten Thüren ein ſcharfer Zugwind fühlbar würde, erlaubte (!) ſich eine Perſon aus der Umgebung Sr. Maj., darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie nunmehr die zum gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmten Räume verlaſſen hätten und es wohl nöthig ſein möchte, Sich gegen die Zugluft zu ſchützen. Se. Majeſtät antworteten, indem Sie Sich dem Grabe des großen Königs, des Städteerbauers, des Begründers teutſcher Unab-

hängigkeit, entblößten Hauptes näherten: „Vor Heinrich dem Ersten nehme ich immer den Hut ab.“

An diesen Artikel schließt sich eine fernere Correspondenz derselben „Magdeburger Zeitung“ an, worin es u. A. heißt: „Die Verhältnisse mit der königl. preußischen Regierung sind fortwährend verstimmt, wenn gleich der König die vom Könige von Preußen an ihn gerichtete Einladung zur Theilnahme am Jagdlager bei Quedlinburg angenommen hat, während der König von Preußen die Einladung zur Göhrde ablehnte“ ꝛc. Sind das nicht erfreuliche Preßproben? Was mag das eigentlich sein, eine „Theilnahme am Jagdlager“, eine „Einladung zur Göhrde“? Wie romantisch-idyllisch sich das journalistische Kammerjunkerthum zu machen weiß und mit welcher stylgewordenen Nonchalance der Servilismus bereits seine Sprache handhabt! „Jagdlager“, „Hoflager“ — und dann die Theilnahme an diesen „Lagern.“ Und die „Einladung zur „Göhrde“! Göhrde! Begegnet man dieser „Göhrde“ nicht häufiger in unseren Zeitungen, als dem Wort Verfassung, Recht, Menschlichkeit, Unmenschlichkeit ꝛc.? Es gibt ein Wort in unserer Sprache, das jeder Karrentreiber in den Mund nimmt, das aber auch anderwärts nicht zu entbehren ist, und das man namentlich dem größten Theil unseres Journalismus zurufen muß: Hol' euch der Teufel, ihr Hundsfötter! Es verlohnte sich wohl der Mühe, eine teutsche Zeitung herauszugeben, deren Geschäft blos darin bestände, die Erbärmlichkeiten der Anderen an den Pranger zu stellen. Sie würden freilich in riesigem Format erscheinen müssen. Wie groß aber würde ihr Format erst sein müssen, wenn sie nicht blos dasjenige zu rügen hätten,

was die anderen Blätter thun, ſondern auch dasjenige, was ſie aus Noth oder Feigheit unterlaſſen!

Es gibt Dinge genug bei uns, durch die man hinlänglich afficirt wird, wenn man auch in der Gewohnheit des Mitlebens ſeine natürliche Rechtsempfindlichkeit verloren hat. In der freien Fremde aber machen ſolche Dinge, die man aus ſeinem Vaterlande vernimmt, doppelte Wirkung, weil einem dort die natürliche Freiheitshaut wieder durch die Hornhaut der Gewohnheit hindurchwächſt und man ſich der Vorſtellung nicht erwehren kann, es müſſe unterdeſſen daheim ſich Manches gebeſſert haben. Die „Aachener Zeitung" vom 18. December enthält folgende, der Poſen'ſchen Zeitung entnommene Anzeige:

„Meine entfernten Verwandten, Freunde und Bekannten benachrichtige ich hiermit, daß ich nach einer über 21-monatlichen Einkerkerung, und nachdem die Unterſuchungsacten wider mich am 16. reſp. 23. Dec. 1843 geſchloſſen worden ſind, heute erſt durch das hieſige königl. Inquiſitoriat ohne Caution und ohne Erkenntniß, aber mit völlig zerſtörter Geſundheit aus der Frohnfeſte entlaſſen worden bin. Poſen, 5. Dec. 1844. Leopold Ogrodowicz."

Was ſoll ein Menſch hierzu ſagen? Läßt ſich ſo etwas jemals im Leben vergeſſen? Nie! Wie kann ein Menſch, der ſo wenig gethan hat, daß er ohne Caution und Erkenntniß entlaſſen wird, doch ſo viel gethan haben, daß er beinah zwei Jahre im Gefängniß begraben werden darf, bis er es ſo weit gebracht hat, daß er nach ſeiner Freilaſſung den Kerker einer „Frohnfeſte" vielleicht blos mit dem ewigen Kerker auf dem Kirchhofe vertauſcht? Wer bringt Rechtslogik in dieſes Factum? Man ſollte aber lieber alle

Professoren der Rechtswissenschaft und der Logik zum Henker schicken, wenn man es nicht mit ihrer Hülfe so weit bringen kann, die Logik des unwissendsten Naturkindes sich anzueignen und dafür zu sorgen, daß die Strafe sich nur zur Schuld und die Freiheit zur Unschuld gesellt. Was soll die Logik in der Welt, wenn sie da nicht am Platze ist, wo es sich um Freiheit und Leben des Menschen handelt? Man sollte in der That meinen, es müsse ein ungeheuerer Ueberfluß an Freiheit herrschen, wo so verschwenderisch damit umgegangen wird. Jordan sitzt jetzt mehr als fünf Jahre im Kerker und muß vielleicht noch ein Jahr, noch eine halbe Unendlichkeit lang darauf warten, ob das Gericht ihn eines, selbst im Falle der Schuld längst abgebüßten, Vergehens für schuldig erklärt, wovon die ganze Welt ihn freispricht. Ein Anderer wird mit ganz zerstörter Gesundheit auf freien Fuß gesetzt, nachdem er beinahe zwei Jahre im Untersuchungsarrest geschmachtet und schon seit einem Jahre die Acten geschlossen sind — der früheren Unglücklichen gar nicht zu gedenken, die unter dem Stock eines Georgi und ähnlicher Staatsmänner die Welt und die Menschheit verflucht haben. Ist denn das menschlich? muß man fragen. Hat denn die Justiz gar kein Maß für den Werth des Lebens und der Freiheit? Ist nicht eine Minute Freiheit im Auge des Rechts und der Menschlichkeit eine Million werth? Bringt der Staat nicht eher seine ganze Beamten- und Soldatenmacht auf die Beine, ehe er sich von einem Staatsbürger auch nur einen Silbergroschen unrechtmäßiger Weise nehmen läßt? Wie, und die Staatsbürger kann er der Gefahr aussetzen, unrechtmäßiger oder unnöthiger Weise Wochen,

Monate, Jahre lang ein Gut zu verlieren, wovon jede Minute eine Million werth ist, ein Gut, das der Staat mit seiner ganzen Macht, mit seinem ganzen Reichthum, mit seinem ganzen Ruhm, nie und nimmer ersetzen kann? Wie ist es selbst der entmenschenden Gewohnheit möglich, gegen solche Vorstellungen abzuhärten! Es ist noch nicht mit Gewißheit zu entscheiden, ob der angeführte Fall in den Bereich dieser Vorstellungen gehört; aber sie anzuregen, ist die censirte Annonce geeignet genug. *) Für das Gewissen der deutschen Justiz sind Mahnungen nichts Ueberflüssiges, und wo sie den Richtern nicht gelten, da gelten sie den Einrichtungen. Wenn es ein Gewissen auf der

*) Später ist dieser Annonce die folgende entgegengetreten: „Das hiesige Inquisitoriat findet sich durch die Anzeige des Leopold Ogrodowicz vom 5. Decbr. zur Berichtigung des Sachverhältnisses veranlaßt, Folgendes bekannt zu machen. Ogrodowicz ist wegen mehrerer Verbrechen zur Untersuchung gezogen und deßhalb verhaftet worden. Die Abfassung des Erkenntnisses hat Anstände gefunden, die nicht sofort beseitigt werden können. Deßhalb haben wir am 6. Decbr. den Angeschuldigten vorläufig der Haft entlassen. Das Erkenntniß wird ihm eröffnet und demnach gegen ihn verfahren werden, sobald dasselbe abgefaßt sein wird. Die Angabe des Ogrodowicz, daß durch die Haft seine Gesundheit zerstört worden, stellt sich nach dem von dem Arzte der Gefangenanstalt erforderten Berichte als unrichtig dar, auch war er bei seiner Entlassung nicht krank." Durch diese Veröffentlichung ist die „zerstörte" Gesundheit des Ogrodowicz einstweilen in Zweifel gestellt, aber weder das Räthsel der langen Untersuchungshaft, noch dasjenige der Entlassung ohne Erkenntniß und Caution gelöst.

Welt gibt, ſo kehre es bei Dem ein, der mittelbar oder unmittelbar Gewalt erhält über die Freiheit ſeiner Mitmenſchen, und wenn es eine Nemeſis in der Welt gibt, ſo bohre ſie mit hölliſcher Berechnung ihren Stachel in die Seele Deſſen, der jene Gewalt gewiſſenlos mißbraucht. Fluch über den gewiſſenloſen Despotismus; doppelten Fluch aber über das gewiſſenloſe „Recht"!

Die Geſchichte lehrt: die Teutſchen brauchen kein Recht, bei ihnen genügt die Polizei. Daraus folgt, daß entweder die teutſche Polizei ſehr rechtlich, oder die teutſche Nation ſehr polizeilich iſt. Daraus folgt ferner, daß wir in unſerem Staatshaushalt bedeutende Erſparungen könnten eintreten laſſen, wenn wir die Juſtiz einfach der Polizei übertrügen.

In der Mannheimer Abendzeitung v. 15. Dec. 1844 iſt Folgendes zu leſen:

„Von der Wupper. So eben iſt die neueſte Verfügung des Miniſters des Innern eingetroffen, wonach den Polizeibehörden beſtimmtere Befehle über Beſchlagnahme verbotener Bücher ertheilt werden. Die Verfügung ſagt, daß der Miniſter bemerkt habe, daß die Beſchlagnahme verbotener Schriften nicht mit der gehörigen Energie geſchehe, daher die Polizeibehörden anzuweiſen ſeien, künftig derartige Confiscationen möglichſt raſch und vollſtändig zu bewerkſtelligen. Den Buchhändlern wird aufgegeben protocollariſch anzugeben, ob und wie viele Exemplare verbotener Schriften ſie erhalten haben, und haben dieſelben über den Verbleib derſelben Auskunft zu geben. — Es ſoll alſo der Buchhändler angeben, an Wen er verbotene Schriften verkauft hat. Ferner ſoll gegen Diejenigen, welche

trotz des Verbotes solche Schriften verbreiten, gerichtlich eingeschritten werden. — Wenn also der Besitzer eines verbotenen Buches dasselbe verleiht, steht ihm gerichtliche Verfolgung bevor. Ja die Polizei hat dem Geiste der Verfügung nach das Recht, in die Wohnungen der Bürger einzudringen, und verbotene Bücher, obschon sie durch den Ankauf Privateigenthum geworden, zu confisciren."

Diese Mittheilung, wozu noch die Nachricht kommt, daß in Berlin an der Eisenbahn die Polizei die Bücherballen anhielt, ist ganz geeignet, weitere Betrachtungen über das Recht anzuregen. Ich frage: wo ist eine Gränze und gibt es eine Gränze der polizeilichen Befugniß, wenn dieselbe unter dem Vorwande der Sorge für das Wohl des Staats beliebig auf irgend ein Eigenthum der Staatsbürger ihre Hand legen kann? Ich frage, ob das geringste logische Bedenken der Consequenz entgegenstehe, daß die Polizei, welche sich selbst das Recht schaffen kann, mir ein Buch in Beschlag zu nehmen, sich auch das Recht verschaffen könne, mir Vermögen, Freiheit und Leben zu nehmen, die ich ja ebenfalls zu „staatsgefährlichen" Dingen gebrauchen kann? Ich frage, ob der Minister des Innern, auf dessen Befehl ich ohne ein Rechtsmittel der Gegenwehr ein Buch in das Eigenthum der Polizei muß übergehen lassen, nicht consequenter Weise mit demselben Recht meinen Kopf, der das Buch vielleicht producirt hat, von jedem Polizeidiener kann auf den Block legen lassen? Was steht dem entgegen? Consequenter Weise nichts. Auch die etwaige Besorgniß, daß uns dergleichen ungewöhnt vorkommen könnte, steht nicht im Wege, denn die teutsche Geschichte

liefert so viele Beweise unserer polizeilichen Disposition auf, daß man annehmen muß, wir würden uns von jedem Polizeisäbel willig den Kopf abhacken lassen. Das Recht verlangt, selbst unter teutschen Verhältnissen, daß, wenn die Polizei ein Buch für staatsgefährlich ꝛc. hält, sie es höchstens nach der Beschlagnahme dem Richter vorlegen dürfe, um nach den etwaigen Gesetzen zu entscheiden, ob es von der Polizei weiter verfolgt werden, oder frei ausgehen könne, denn die Polizei kann in solchen Dingen nicht Kopf, sondern nur Hand sein. Daß die Polizei selbst sich beliebig ein Recht schaffen kann, die Producte des Geistes und das Eigenthum der Bürger nicht bloß zu confisciren, sondern auch zu vernichten, das ist, wenn es auch folgerichtig aus unserem censirten Leben hervorgeht, ein Hohn für die Vernunft und eine Schande für das Rechtsgefühl der teutschen Nation. „Aber — sagt ihr — wenn die Polizei dieses Recht nicht hätte, sondern erst den Richter fragen müßte, so könnte ja unterdeß das gefährliche Buch ungehindert verbreitet werden?“ Hindert ihr denn, um von andern Dingen zu schweigen, jetzt etwa die Verbreitung? Glaubt ihr, daß wenn ihr auf den Verkauf oder Ankauf eines „verbotenen“ Buches Todesstrafe setzet, alsdann auch nur ein einziges Exemplar weniger verbreitet würde, als wenn ihr es gar nicht verboten hättet? Glaubt ihr das wirklich? Wir Andern nicht. Hätten die Schriftsteller bloß ihr persönliches Interesse im Auge, wir würden keinen Grund haben, die größte Barbarei gegen die Verbreitung verbotener Schriften zu tadeln und sie könnten dem Köpfen der Verbreiter ruhig zusehen, bis man etwa auch auf das — Schreiben verbotener Bücher die Todesstrafe setzte. Das

Verbot und die Verfolgung von Büchern dient zu weiter Nichts, als um das Volk über die Rechtsanſichten derer aufzuklären, welche ſie verfolgen. Entweder iſt ein Buch rechtlich und moraliſch gut, oder es iſt rechtlich und moraliſch ſchlecht. Im erſteren Falle vernichtet es entweder ſich ſelbſt, oder der Autor mag preßgeſetzlich vor Gericht geſtellt werden, ein Verbot aber kann ihm nur Vorſchub leiſten; im zweiten Fall legt das Verbot nur Zeugniß gegen diejenigen ab, von denen es ausgeht. Je rechtlicher alſo der Inhalt eines verbotenen Buchs iſt, deſto ſchlimmer wirkt das Verbot für die verbietende Regierung. Je tadelfreier die Moral- und Rechtsgrundſätze einer Schrift ſind, deſto mehr wird der moraliſche und rechtliche Credit der Regierung untergraben, welche einer ſolchen Schrift feindlich entgegentritt. Ein Verbot einer Schrift iſt ein negatives Glaubensbekenntniß. Glaubt eine Regierung, die ein rechtlich und moraliſch tadelfreies Buch verbietet, dadurch ein rechtliches und moraliſches Glaubensbekenntniß abzulegen? — Verbietet nur das Recht und die Moral, und es wird die Zeit kommen, wo euch das Unrecht und die Immoralität das Haar in die Höhe treibt! Was anderwärts offen als Pflugſchaar den Acker furcht, das muß ihn bei uns als Maulwurf unterhöhlen.

Doch nun wieder das Recht. Welches Buch iſt bei uns verboten? Wer verbietet bei uns die Bücher? Wo lernen die Bürger das Verbot kennen? Warum werden die Verbote nicht publicirt? Sogar die Erwähnung der

Verbote iſt verboten. Freiligrath's „Glaubensbekenntniß“ z. B. iſt, ſoviel man erfahren, zu Cöln von der dortigen Polizei auf eigene Fauſt und gleich Anderen in aller Stille verboten worden. In Cöln hat ſogar ein Polizeicommiſſär ein unſchuldiges Buch aus eigener Machtvollkommenheit, und zwar ungeſtraft, in Beſchlag genommen, weil es nach ſeinen Anſichten verbotwürdig war. Iſt denn der Geiſt bei uns für die Fauſt jedes Polizeidieners reif geworden? Hat jede Polizeiperſon das Recht erhalten, Bücher zu verbieten, oder beliebig als Verbotene zu behandeln? Sind die Schriftſteller vogelfreie Banditen und die Buchläden verbrechenbergende Räuberhöhlen geworden, an deren Eingang ein Wächter geſtellt werden muß, um auf das Herannahen der Polizei zu lauern? Sind das etwa die Vorboten der verſprochenen Preßfreiheit? Sind das die Commentare zu dem „Vorwärts“? Meine Herren, es iſt nicht möglich, daß ein Weg, auf welchem das Recht ſo in Verwirrung gerathen und der Geiſt ſo zur Entwürdigung gekommen iſt, zum Guten führen kann! Auf welchen Ab- und Irrwegen werden wir noch Häſcher und Bandit ſpielen müſſen, bis wir endlich einmal nur zu dem kindiſch einfachen Rechtsgeſetz kommen, daß der freigeborene Geiſt des Menſchen ſich auch frei ausſprechen dürfe, daß aber der Staatsbürger für das Geſprochene dem Geſetz verantwortlich ſein müſſe! Liebes Teutſchland, man wäre ſehr geneigt, dich auszulachen, wenn man keine Galle hätte, und man würde dich bedauern müſſen, wenn ein Sohn das Recht hätte, ſeine Mutter zu bedauern, wo er ihr helfen kann und ſoll.

Es wäre gar kein übeles Unternehmen, eine Zeitgeſchichte aus commentirten Zeitungsartikeln zuſammenzuſetzen. Wenn

ich länger in Dolhain bliebe, ſo hätte ich treffliche Muße dazu. Leider muß ich mich hier auf kurze Eruptionen eines vor dem Gerichtslocal antichambrirenden Delinquentengefühls beſchränken. Mag der folgende Artikel aus „Poſen“ in der „Kölniſchen Zeitung“ vom 28. Dec. 1844 den Schluß bilden. Da er ebenfalls von verbotenen Büchern handelt, ſo ſchließt er ſich ohne beſondere Anſtrengung der Ideenaſſociation an den aus der „Mannheimer Abendzeitung“ mitgetheilten ganz füglich an.

„Der Gutsbeſitzer v. Sachorzewski in Wszemborz war der ruſſiſchen Regierung verdächtig, die zwei flüchtigen Polen bei ſich zu beherbergen und zugleich eine Niederlage von Büchern zu unterhalten, die gelegentlich nach Polen eingepaſcht und vertheilt werden ſollten. Nach dem bekannten Vorfalle lud daher der Fürſt Galizin den Hrn. v. S. ein, ihn in Peyſern zu beſuchen, weil er glaube, daß v. S. ihm über Verhältniſſe Auskunft geben könne, von welcher die Freiheit zweier Perſonen abhinge. Da jedoch dieſer die Einladung wegen Unwohlſeins ablehnte, ſo fragte der Fürſt bei dem Landrath des Kreiſes an, ob es die preußiſchen Behörden erlaubten, daß er mit einer ruſſiſchen Commiſſion nach Wszemborz ginge, um Hrn. v. S. über der ruſſiſchen Regierung wichtige Angelegenheiten zu vernehmen; und als auch dieß abgelehnt wurde, vereinigte man ſich endlich dahin, daß zwei ruſſiſche Beamten in Begleitung des preußiſchen Diſtricts-Commiſſarius ſich nach Wszemborz begeben ſollten, um daſelbſt die nöthigen Unterſuchungne zu führen. Dieß iſt geſchehen; doch der Fürſt iſt nicht ſelbſt auf preußiſchem Gebiete geweſen. Uebrigens glauben wir, daß dieß immer ſchon Einräumungen ſind, die über

die gewöhnliche Freundnachbarlichkeit hinausgehen. Der Antrag des Fürſten zeugt entweder von Mißtrauen in die Willfährigkeit oder in die Fähigkeit unſerer Behörden, und die Willfährigkeit derſelben iſt hier Gegenſtand einer ſcharfen Kritik. Erwähnen müſſen wir nun noch, daß die Unterſuchungen in Wozemborz nicht die gehofften Reſultate hatten, da ſich nichts Verdächtiges ergab."

Es muß für unſere Nationalen ein wohlthuendes Gefühl ſein, wenn ſie das ſlaviſche mit dem germaniſchen Element ſo freundnachbarlich auf dem Wege der Polizei vermitteln ſehen. Wir werden gewiß in Rußland erfreuliche Fortſchritte in der Gründung teutſcher „Sympathieen" machen, wenn wir ſchon ſo weit gekommen ſind, daß wir die ruſſiſchen Henkersknechte auf unſerem geliebten vaterländiſchen Gebiet ihre Vorarbeiten vollbringen laſſen. Es wäre ſicher nicht zu viel verlangt, wenn wir die Ruſſen bäten, die Pflicht der Dankbarkeit durch Einräumung eines ſibiriſchen Aſyls für unſere unruhigen Köpfe und verbotenen Bücherſchreiber abzutragen. Wir dürfen gewiß auf Erfüllung der Bitte rechnen, wenn wir ſie mit einer kleinen Probeſendung von einigen Dutzend liberaler Sünder begleiten. Aus beſonderer Freundſchaft und Sympathie würden die Koſaken liberal werden und für ſolchen Import den Gränzkordon ſchon öffnen. Wenn der „Gutsbeſitzer von Sachorzewsky" zum erſten Transport gehören ſollte, ſo würde ich nicht zu behaupten wagen, daß er ſein Schickſal weniger verdiene, als Andere, da ich nicht begreife, wie ein teutſcher Gutsbeſitzer ruſſiſche Henkersknechte in ſein Eigenthum kann eindringen ſehen, ohne ſie Hals

über Kopf die Treppen hinunter zu werfen und mit Hunden über die Grenze zurückhetzen zu laſſen.

Im Oſten geht die Sonne auf. Ich bin kein Prophet, aber wenn ich jetzt beim Schluſſe des Jahres nach Oſten blicke, ſo meine ich, die Sonne dort blutroth aufgehen zu ſehen. Ich habe in meiner Einſamkeit von dem Jahre 1845 geträumt und den alten Lelewel in ſeinem blauen Kittel wieder jung werden ſehen. Ja, ich prophezeie, daß Zeiten kommen, wo die Despoten unter den Ferſennägeln der Freiheit verröcheln und wo die Klugen Dankgebete ſprechen, daß ſie noch früh genug ſehen gelernt, und wo die Freien triumphiren über die Despoten und Verſöhnung zeigen gegen die Klugen. Es werden Zeiten kommen, wo die verbotenen Bücher lebendig werden, wo die Vorſicht ſich als Lügnerin und die Verfolgung ſich als Rächerin demaskirt; wo die Rechnung der Unterdrücker ſich als falſch erweiſt und die Schulbuben über ſie lachen. Es werden Zeiten kommen, wo ſogar die Henker ſich in ihren Knechten irren und die Soldaten verſagen, wie eine ſchlecht geladene Flinte. Das werden confuſe Zeiten ſein. Und Teutſchland? Die teutſche Freiheit wächſt, wie die teutſche Knechtſchaft auf ruſſiſchem Gebiet. An ein freies Teutſchland neben einem unfreien Preußen und an ein freies Preußen neben einem unfreien Rußland iſt nicht zu denken, ſo lange die Diplomatie unſere Geſchichte lenkt. Wir ſind die Gefängnißwärter Rußlands und dadurch zugleich unſre eigenen. Teutſchland wird frei werden nach der erſten ruſſiſchen Revolution, die eine gräßliche ſein wird, und wir haben uns zum Neujahr mit der Hoffnung zu gratuliren, daß die ruſſiſche keine teutſche werden möge und zu

werden brauche. Man lache, wenn man will, aber man vergeſſe Rußland nicht.

Hiermit und mit einem Worte des Dankes an die theilnehmenden Bürger in Cöln, welche mir meine Lage ſo freundlich erleichtert haben, ſchließe ich meine politiſche Romantik. In der Wirklichkeit wird ſie ſich damit ſchließen, daß ich mich, um vor dem Gericht als freier Mann und nicht mit Hülfe von Gensdarmen zu erſcheinen, in ähnlicher Weiſe in mein geliebtes Vaterland werde hineinſchmuggeln müſſen, wie ich mich herausgeſchmuggelt habe.

Dulce est pro patria mori; dulcius
pro patria vagabundum esse!

Nach-

Nachſchrift eines Polizeicommiſſars.

Ew. Hochwohlgeboren erlaube ich mir, das beifolgende Manuſcript, „politiſche Romantik“ überſchrieben, welches durch Zufall in meine Hand gerathen, mit folgenden Bemerkungen zu überreichen:

Der Verfaſſer ſcheint nicht ſo ängſtlicher Natur zu ſein, als er in ſeinem Bericht vielleicht glauben machen will. Um ſo mehr Gewicht iſt deßhalb darauf zu legen, daß er zur Umgehung des Unterſuchungsarreſts und alles Deſſen, was er ſonſt noch wirklich oder vermeintlich vor der rechtlichen Entſcheidung zu befürchten gehabt haben mag, unter ſolchen Umſtänden ſeiner Heimath den Rücken gekehrt hat. Ich fühle mich verpflichtet, zu dieſer Erſcheinung einen kurzen Commentar zu liefern, und hoffe, daß Ew. Hochw. meine Aufrichtigkeit nicht miſsdeuten werden. In unſerm Staate fehlt den Bürgern jede haltbare Bürgſchaft für die Sicherheit der Perſon. Durch klare, beſtimmte Geſetze für alle Fälle, durch eine Habeas-corpus-

Akte, iſt dieſe Sicherheit nicht bei uns gewährleiſtet und der Geiſt des Mißtrauens und der Furcht, welcher ſich der Gemüther bemächtigt hat, läßt ſie beſtändig vorausſetzen, daß der Spielraum, welchen die Geſetze in jener Beziehung den Behörden laſſen, namentlich in politiſchen Unterſuchungsfällen auf die den Bürgern nachtheiligſte und bedenklichſte Weiſe werde benutzt werden. So kann ich z. B. bezeugen, daß über das dem Verfaſſer des beiliegenden Berichts bevorſtehende Schickſal die abenteuerlichſten Gerüchte circulirt haben und noch circuliren. Man hat hundert- und tauſendmal die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß er, wenn er ſich nicht wenigſtens bis zur Zeit der Verhandlung ſeiner Sache vor dem Gericht zu Cöln in Sicherheit bringe, unfehlbar nicht blos ſofort in das Gefängniß, ſondern nach Berlin oder Magdeburg gebracht und dort, wer weiß wie lang, in Unterſuchungshaft werde zurückgehalten werden. Ich habe Stimmen gehört, die da ſagten: „Wenn man ſeiner habhaft wird, bekommt er nie wieder das Tageslicht zu ſehen.“ Und ſo drückten ſich nicht blos die Ungebildeten aus! — Wäre das in Belgien, England ꝛc. nur möglich?

Ew. Hochwohlgeboren muß ich verſichern, daß mich dergleichen Aeußerungen tief geſchmerzt haben. Sie haben mich geſchmerzt des Staates wegen, dem ich diene, und meiner Perſon wegen. Meiner Perſon wegen, weil es mir ein zerdrückendes Gefühl iſt, von meinen Mitbürgern nicht als Werkzeug der öffentlichen Sicherheit, ſondern der öffentlichen Unſicherheit angeſehen zu werden. Des Staates wegen, weil es einen unnatürlichen und unglücklichen Zuſtand vorausſetzt, wenn die Bürger zu ſolchem Mißtrauen gegen die Behörden gebracht werden, daß ſie glauben, ein frei-

ſinniger Mann, der ſeine Ueberzeugungen über Recht und Wahrheit in einer zwar unumwundenen aber doch keineswegs verbrecheriſchen Weiſe ausſpricht, habe gleich eine ruſſiſche oder türkiſche Behandlung zu erwarten; weil es ein Unglück für den Staat iſt, wenn die Bürger die Polizei mehr als das Gericht und das Gericht mehr als das Geſetz fürchten und ſich auf Rache, ſtatt auf Recht gefaßt halten; weil es eine Gefahr für den Staat iſt, wenn überzeugungstreue Vertreter von Rechtsanſichten und Moralgrundſätzen mehr zu fürchten haben ſollen, als gemeine Verbrecher. Der Verfaſſer des beigefügten Aufſatzes ſagt ganz bezeichnend, daß in Rußland das Damoklesſchwerdt zum Reichszepter geworden ſei. Ew. Hochwohlgeboren werden mit mir die Empfindungen theilen, die es erregen muß, wenn man in ſolchen Dingen auch nur von einem einzigen Bürger unſeren Staat mit Rußland in Parallele ſtellen ſieht. Und doch liegt eine ſolche Zuſammenſtellung unbeſtreitbar in den Vermuthungen ausgeſprochen, die ich ſeit einigen Wochen hundert- und tauſendmal im Volk vernommen habe. In einem rechtlichen Staate darf kein rechtlicher Menſch Furcht haben müſſen, ſollten auch ſeine politiſchen Anſichten denen der Regierung ſchnurſtracks entgegenlaufen, und wenn er ſeine Anſichten auf eine das Geſetz verletzende Weiſe ausſpricht, ſo muß er mit mathematiſcher Genauigkeit vorher berechnen können, was er dabei wagt. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren, laſſen Sie endlich uns aufrichtig gegen die Regierung ſein. Es kann einer Regierung, die nicht ſelbſt ſchlecht ſein, oder über ſchlechte Menſchen regieren will, unmöglich lieb ſein, wenn die Staatsbürger mehr durch Furcht, als durch Vertrauen

beherrſcht werden. So iſt es aber bei uns, das Vertrauen ſpricht ſich in den Beamtenberichten, den cenſirten Zeitungen und den officiellen Toaſten, die Furcht aber und das Mißtrauen nur im Volke aus. Geſetzt auch, die traurige Furcht und das Mißtrauen, welche z. B. im vorliegenden Fall ſich zu Cöln und in anderen Städten der Rheinprovinz ſo vielfach ausgeſprochen haben, werden durch den weiteren Verlauf der Sache widerlegt, ſie werden ſich dennoch in ähnlichen Fällen ſtets wiederholen, ſo lang ſie nicht durch unumſtößliche Bürgſchaften beſeitigt werden, und ohne ſolche Bürgſchaften werden ſie es nur zufälligen Umſtänden und Erwägungen zuſchreiben, wenn ſie ſich nicht beſtätigt finden, Die Unſicherheit, der Mangel an Vertrauen, die Damoklesfurcht ſind und bleiben dieſelben, bis — vielleicht die Gelegenheit kommt, wo ſie als offener Haß hervortreten.

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich, dieß Schreiben mit dem beigefügten Aufſatz, „Politiſche Romantik", nebſt einer beſonderen Abſchrift für den Miniſter des Innern, der Regierung vorzulegen, oder auf meine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte anzutragen.

Der Polizeicommiſſar
N. N.

XIII.

Meine (vorläufige) Vertheidigung.

Gegen die Anklage, den folgenden §. 151. des allgemeinen preußischen Landrechts:

„Wer durch frechen, unehrerbietigen Tadel oder Ver-
„spottung der Landesgesetze und Anordnungen im
„Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bür-
„ger gegen die Regierung veranlaßt, der hat Gefäng-
„niß oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zwei
„Jahre verwirkt."

übertreten zu haben, wird meine Vertheidigung vorläufig möglichst kurz sein, weil ich der Meinung bin, daß ich nicht viel zu vertheidigen habe; sie kann und soll geführt werden durch Dasselbe, was auch das angebliche Vergehen begangen, nämlich durch den gesunden Menschenverstand und das gesunde Rechtsgefühl.

Es ist schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß die altpreußische Gesetzgebung in keinem Punkt mehr hinter unserer Zeit zurückgeblieben, als in denjenigen

Bestimmungen, mit welchen der politische und wissenschaftliche Geist oder der Geist überhaupt in Collision kommen kann. Mag die Schuld dieses Uebelstandes darin zu suchen sein, daß man dem politischen Streben aus Besorgniß keine Fessel lösen mag, oder darin, daß der schläfrige öffentliche Geist bei uns zu selten solche Kollisionen herbeigeführt und dadurch die Mängel des Gesetzes praktisch dargethan hat, oder darin, daß die Zahl der etwa anklagefähigen Vertreter des politischen Geistes und der Presse im Verhältniß zu anderen Gesetzesübertretern zu gering zu sein pflegt, um eben in ihrer Anzahl ein Motiv zu besonderer Berücksichtigung der ihnen geltenden Geistesbestimmungen darzubieten: sicher aber ist es, daß es keine Handlungen gibt, deren Strafbarkeit mehr von dem Geist der Zeit abhängig ist, als politische, namentlich durch das Organ der Presse sich geltend machende, und daß trotzdem die Reform in der Gesetzgebung und den Pönaleinrichtungen bei uns weit eher den Dieben und Mördern, als den Schriftstellern und den Politikern zu gut kommt. Ein Dieb und ein Mörder ist heutzutage ebenso unzweifelhaft straffällig, als er es im vorigen Jahrhundert war, und wird sein Loos dennoch gebessert, so dankt er es dem Fortschritt der Humanität, der Civilisation; ein Schriftsteller und Politiker aber wird trotz Humanität und Civilisation, deren Vertreter er vielleicht ist, bei uns gesetzlich noch immer mit dem Maß des vorigen Jahrhunderts gemessen. Bestimmungen, welche dem damaligen Zeitgeist entsprungen, sollen noch immer als spanische Stiefel dem jetzigen angeschnürt werden, so daß es gar keine auffallende Erscheinung wäre, sogar auf ein censirtes Buch der Gegenwart, wenn die Censur-

genehmigung verheimlicht würde, den §. 151. des Landrechts angewendet zu ſehen. Hundert und tauſend Schriftſteller der Jetztzeit würden für das, was ſie mit Cenſurgenehmigung oder in cenſurfreien Schriften ungeſtraft drucken laſſen, im vorigen Jahrhundert im Kerker haben büßen müſſen. Und dennoch ſoll das nämliche alte Geſetz, welches ein ſo verſchiedenes Maß der Beurtheilung nicht bloß wegen ſeiner vagen und dunkeln Wortfaſſung, ſondern auch wegen der Natur des vorgeſehenen Vergehens zuläßt, auch heute noch den Unterſchied zwiſchen Strafſälligkeit und Strafloſigkeit einer ſchriftlichen That an die Hand geben, wenn man es für der Mühe werth gehalten, ſie vor Gericht zu ziehen! Es bleibt unter dieſen Umſtänden dem beſchuldigten Schriftſteller nur übrig, von den mit dem Zeitgeiſt fortgeſchrittenen, das Zeitbewußtſein in ſich aufnehmenden Anſichten ſeiner Richter ein aufgeklärtes Urtheil zu erhoffen, ohne ein gerechtes abwenden zu wollen. Zwar hat, wie ich nicht im Mindeſten verkenne, trotz den erwähnten Uebelſtänden, kein Angeſchuldigter das Recht, von ſeinem Richter zu verlangen, daß er, dem Geſetzgeber vorgreifend, das einmal beſtehende Geſetz aus den Augen verlieren ſolle, wenn aber das Geſetz, trotz ſeinen etwaigen beſchränkenden Intentionen, insbeſondere durch ſeine Faſſung, dem Richter die Erfüllung der bekannten Pflicht erleichtert, nach der guten Seite hin auszulegen und zu entſcheiden, dann hat wenigſtens der Angeſchuldigte in jedem nicht unbeſtreitbar geſetzwidrigen Falle die Hoffnung, ſeine Handlung aus dem Bereich des Geſetzes retten, ſowie dem Geſetz die Anwendbarkeit auf die Handlung abſprechen zu können.

Indem ich dieß thue, indem ich behaupte, daß die Bestimmungen des §. 151. auf meine Schrift über „die preußische Bureaukratie“ nicht bloß keine Anwendung finden, sondern auch ihrer Fassung nach nicht rechtgemäß finden könne, muß ich zunächst einige allgemeine Worte der Kritik voranschicken.

Diejenige Handlung, welche der §. 151. als strafbar vorsieht, besteht in der „Veranlassung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung“ und es ist als Mittel, diese Handlung zu begehen, „frecher, unehrerbietiger Tadel und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate“ angegeben.

Um das Wesen dieser Handlung bestimmt ins Auge fassen zu können, muß zunächst ermittelt werden, was das Gesetz unter „Regierung“ verstehe. In einem absolut monarchischen Staat, wie Preußen, kann unter „Regierung“ im Sinne des §. 151. nichts Anderes verstanden werden, als die in der Person des Regenten sich konzentrirende und als solche sich manifestirende Staatsgewalt. An andere Personen und Behörden kann der Gesetzgeber schon deßhalb nicht gedacht haben, weil zu seiner Zeit die Begriffe von Staatsverfassung und Regierung keine andere Voraussetzung zuließen. Er konnte nur dasjenige als von der Regierung ausgegangen annehmen, was vom Regenten ausging. Wollte man den mit dem Wort „Regierung“ zu verbindenden Begriff auch auf deren Werkzeuge, die Beamten, ausdehnen, so würde nothwendig daraus die Consequenz folgen, daß der Tadel gegen den geringsten Beamten nicht minder, als gegen den höchsten,

gegen den einzelnen nicht minder, als gegen die Gesammtheit der Beamten, als ein Tadel der Regierung angesehen werden müßte. Schon diese Consequenz ergibt die Nothwendigkeit, zwischen der obersten Staatsgewalt und den unter ihr stehenden sonstigen Staatsgewalten scharf zu unterscheiden. Nach fragmentarischen Grundsätzen würde es sogar Mancher als einen „Eingriff in die Rechte der Krone" bezeichnen können, wollte man die Rechte der Landesregierung, namentlich wo es sich von „Landesgesetzen und Anordnungen im Staate" handelt, unterhalb der Krone beginnen lassen. Unter „Mißvergnügen" ꝛc. gegen die „Regierung" ist also Mißvergnügen gegen den Regenten zu verstehen. In einem Repräsentativstaat, wo die Verantwortlichkeit der Regierung sich in den Ministern präsentirt, wären die letzteren mit zur Regierung zu rechnen und ein Vergehen gegen sie im Sinne des §. 151. würde einem Vergehen gegen den Regenten gleich zu achten sein, wenn eben jener §. in einem wirklichen Repräsentativstaat existiren könnte und dort nicht das Wesen der Regierung darin bestände, daß die Minister deren Vertretung vor dem freien Volk auf ihre Schultern nehmen müssen, dagegen die Person des Regenten als ideell von der Regierung getrennt dasteht. Eine Trennung findet zwar auch bei uns insofern statt, als außer den Vergehen im Sinn des §. 151. auch das Majestätsverbrechen vorgesehen ist, allein dieß beweist nur, daß die monarchischen Begriffe des Gesetzgebers den Regenten sowohl als unantastbare Person für sich, wie als Regenten in Function, als Monarchen im Dienst haben sichern wollen.

Daß der §. 151. unter Regierung nur die oberste

Staatsgewalt, also den Regenten oder dessen zeitlichen Stellvertreter in seiner Function verstanden wissen will, geht auch, wie schon angedeutet, aus der näheren Bezeichnung des Vergehens durch die Worte „Tadel der Landesgesetze und Anordnungen im Staate" hervor, da Landesgesetze und Anordnungen im Staate, d. i. allgemeine Staatsanordnungen, in Preußen nur vom König ausgehen können. Ueberdieß aber ist noch zu bedenken, daß die Behörden und Beamten durch andere Gesetze geschützt sind, namentlich durch die Gesetze über dienstliche Beleidigung, welche dem für den Regenten bestimmten Schutz des §. 151. entsprechen, sofern eine Analogie hier zulässig ist. Wollte man sie auch durch das zum Schutz bestimmte Gesetz vor Tadel sicher stellen, so würde aus dieser Gleichstellung und Identificirung die Folgerung gezogen werden müssen, daß — der Regent für alle Handlungen seiner Beamten und Behörden stets verantwortlich sei, die bedenklichste Folgerung, die es für den Regenten geben kann. Eine ganze Behörde wie einzelne Beamten können eine amtliche Handlung begehen, namentlich eine „Anordnung" treffen, wodurch sie den bitteren Spott der Welt verdienen. Sollen sie dennoch durch die Rücksicht auf die „Regierung" davor gesichert sein, so muß auch die Regierung die Verantwortlichkeit übernehmen. Jene Identificirung kann aber auch aus dem Grunde vom Gesetze nicht beabsichtigt sein, weil sehr wohl die größte und begründetste Unzufriedenheit gegen Einrichtungen und Behörden bestehen kann — ohne Unzufriedenheit gegen die Regierung. Ein Wechsel in den Behörden und Einrichtungen — und die Regierung ist, was sie war oder sein soll.

Ein Vergehen im Sinn des §. 151. gegen die „Regierung“ begeht Der, welcher durch Tadel ꝛc. „Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger“ gegen dieſelbe „veranlaßt.“ Was iſt unter „Mißvergnügen und Unzufriedenheit“ der Bürger zu verſtehen? Auf welche Weiſe und von wem ſoll und kann das Eine wie das Andere conſtatirt werden? Soll z. B. nach dem Erſcheinen einer Schrift jeder Staatsbürger abgefragt werden, ob er durch das Leſen derſelben mißvergnügt und unzufrieden gegen die Regierung geſtimmt worden ſei? Sollen die Beamten, ſoll etwa eine geheime Polizei berichten und beſtimmen, welchen Eindruck eine oppoſitionelle Schrift auf das Volk gemacht habe? Soll jene Beſtimmung vom Ankläger abhängen? Dieſe Fragen machen es klar, daß eine bloße Stimmung, ein auf die Perſon der Bürger ſich beſchränkender Eindruck, ſei er ein wirklich vorhandener, oder ein bloß ſupponirter, nicht unter den Worten „Miſsvergnügen und Unzufriedenheit“ verſtanden werden könne. Eine und dieſelbe Schrift kann hier Zufriedenheit, dort Unzufriedenheit, beim Einen Vergnügen, beim Anderen Mißvergnügen erregen. Es kann ſich hier nur von einem „Mißvergnügen“ und einer „Unzufriedenheit“ handeln, die ſich in Folge eines mündlichen oder eines ſchriftlichen Tadels ꝛc. auf eine ſträfliche, auf eine der Regierung nachtheilige oder feindliche Weiſe wirklich äußert oder wenigſtens äußern ſoll. Dieſer Sinn des Geſetzes wird ganz unzweideutig durch das Wort „veranlaßt“ interpretirt. Das Geſetz abſtrahirt augenſcheinlich nicht bloß von einer durch Rede und Schrift zu erregenden bloß perſönlichen Stimmung der Bürger, es abſtrahirt

auch von der vagen Möglichkeit, daß aus dieſer Stimmung eine z. B. thätlich ſich kund gebende Unzufriedenheit hervorgehen könnte: es ſpricht bloß von Solchen, die Mißvergnügen ꝛc. wirklich „veranlaſſen", es hat nur ein thatſächliches, ein wirklich „veranlaßtes", von Mißvergnügen und Unzufriedenheit unzweifelhaft zeugendes Ergebniß oder Ereigniß, ein Factum im Auge und kann höchſtens die unverkennbar ſich ausſprechende Abſicht, ein ſolches Reſultat herbeizuführen, der fehlenden Thatſache oder der erreichten Wirkung ſelbſt ſubſtituiren wollen. Den ſchleſiſchen Aufruhr z. B. hat man durch die Anklage gegen einen Schriftſteller unter dieſen Geſichtspunkt zu bringen verſucht und zwar vergebens. Die Kette der Wechſelwirkung der Geiſter und Zuſtände ſchlingt ſich ſo mannichfaltig, verwickelt und unendlich aus Vergangenheit und Gegenwart heraus durch die Menſchheit, daß nothwendig ein Factum und eine offene Abſicht erforderlich iſt, um in bedenklichen Fällen einen beſtimmten Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für dieſelbe zu finden und z. B. den Act einer „Veranlaſſung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen die Regierung" als unzweifelhafte Folge einer geiſtigen Einwirkung zu conſtatiren. Wollte man dieſe Folgerung nicht gelten laſſen und bloß auf die Möglichkeit jener Wirkung hin ein Vergehen annehmen, ſo würde auch der unſchuldigſte Spott über irgend ein Geſetz hinreichen, den ſcherzenden Spötter zwei Jahre auf die Feſtung zu bringen. Dann würde allein das Landrecht im Stande ſein, alle Feſtungen der Rheinprovinz zu füllen.

Was nun das Mittel zur „Veranlaſſung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen die Regierung" betrifft,

ſo kommt es hierbei auf die Feſtſtellung des Begriffs an, der mit den Worten „frecher, unehrerbietiger Tadel“ und „Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staat“ zu verbinden iſt.

Um zuerſt das Wort „unehrerbietig“ in der Zuſammenſtellung mit dem Wort „Tadel“, zu beleuchten, ſo muß bemerkt werden, daß dieſe Zuſammenſtellung nur auf eine reine Tautologie oder auf eine Begriffsverwirrung hinausführen kann. Ehrerbietig (von Ehre erbieten [erweiſen oder bezeigen] abgeleitet) hat eine Bedeutung, welche derjenigen des Wortes „Tadel“ ſchnurſtracks entgegen läuft. Ein Tadel kann niemals ehrerbietig ſein, es ſei denn, daß dadurch etwa einer Perſon gegenüber ausgedrückt werden ſoll, man halte den Getadelten für edel und großherzig genug, daß er den Tadel ertragen könne oder gar gern ſehe. Eine ſolche Intention abgerechnet, zu deren Auffindung man noch immer der Sprache Gewalt anthun muß, und die natürlich der geſetzlichen Bedeutung ganz fern liegt, ſind die Begriffe von ehrerbietig und von Tadel ganz und gar nicht zu verbinden, und ein ehrerbietiger Tadel nimmt ſich etwa aus wie ein tadelndes Lob, ein rundes Viereck, ein erhabenes Thal. Wenn es nun aber keinen ehrerbietigen Tadel geben kann, ſo muß nothwendig jeder Tadel unehrerbietig ſein. Einen unehrerbietigen Tadel verpönen, heißt alſo, jeden Tadel verpönen. Es iſt durch unſere ſpätere Geſetzgebung ausdrücklich „ein beſcheidener Tadel“ ꝛc. erlaubt worden. Hätte ſich im Gegenſatz dazu das Landrecht z. B. des Ausdrucks „unbeſcheidener Tadel“ bedient, ſo würde, wenn dadurch auch jede freie Beſprechung gefährdet wäre, ſich wenigſtens ein Sinn damit verbinden

laſſen; aber ein unehrerbietiger Tadel iſt entweder jeder Tadel ſchlechtweg, oder etwas Unbegreifliches. Wer würde ſelbſt dieſe Bemerkungen über den §. 151. ehrerbietig nennen können? Sie ſind es nicht, ſollen und können es als tadelnde Kritik nicht ſein; wer aber würde ſie, wenn ſie gedruckt erſchienen, nach jenem §. als ſtraffällig zu bezeichnen wagen? Es ſcheint alſo hier der Fall vorzuliegen, wo mit einem Ausdrucke des Geſetzes nichts, gar nichts anzufangen iſt, als etwa, ihn ganz bei Seite zu laſſen. Ich wenigſtens weiß nach genaueſter Prüfung und beſter Ueberzeugung jenes Wort in dieſer Zuſammenſtellung nicht anwendbar zu machen, bemerke aber, daß daſſelbe, wenn es dennoch mittelſt eines von mir nicht geahnten Scharfſinnes anwendbar zu machen ſein ſollte, jedenfalls nur vom Geſichtspunkt der mit dem Wort „Regierung" zu verbindenden Bedeutung wird zu beurtheilen und mit „veranlaßter Unzufriedenheit" ꝛc. in Verbindung zu ſetzen ſein.

Das zweite Beiwort des ſträflichen Tadels iſt „frech." Was heißt „frech"? Was heißt „frecher Tadel"? Es wird nicht leicht ſein, für dieſen Ausdruck eine Bedeutung feſtzuſtellen, die in gewöhnlichen Fällen ein Richter als unumſtößliche Richtſchnur für ſein Urtheil annehmen könnte. Ohne Zweifel wird in Preußen trotz der Erbarmungswürdigkeit unſerer Preſſe, Manches mit Cenſurgenehmigung gedruckt, was in Rußland im höchſten Grade frech würde genannt werden. Eben ſo leſen wir in holländiſchen, belgiſchen, franzöſiſchen und engliſchen Blättern tauſend Dinge, die nach unſeren Cenſurbegriffen als ein Ausbund von Frechheit erſcheinen müßten, in Frankreich, England ꝛc. aber ſelbſt dann vielleicht gar „wohlmeinend genannt"

werden würden, wenn dort der §. 151. des Landrechts eingeführt wäre. Welches iſt nun alſo das untrügliche Kriterium der Frechheit? Nach meiner Meinung iſt z. B. „frecher Tadel“ ein ſolcher, der ſich entweder mit Bewußtſein oder aus Rohheit in Bezug auf die Intelligenz als incompetent, in Bezug auf die Wahrheit als ungerecht und in Bezug auf die Sitte als unwürdig darſtellt. Alſo Trotz und Mangel an Scham oder Ehrgefühl ſind nothwendige Hauptelemente der Frechheit. Ein durch Intelligenz competenter, nach Ueberzeugung wie nach Beweiſen gerechter und durch ſittliches Auftreten würdiger Tadel kann nun und nimmermehr frech ſein, ſollte er auch durch Schärfe und Kühnheit noch ſo ſehr verletzen und überraſchen können. Die Kriterien der Intelligenz aber, der Ueberzeugung und der ſittlichen Würdigkeit werden dem Richter niemals entſtehen, wenn er ſie nicht von den politiſchen Anſichten der Gewalt abhängig macht.

Zur Unterſtützung meiner Anſicht über die Bedeutung des Wortes „frech“ mögen die Anſichten des Appellationsurtheils über die Schrift des Dr. Jakobi zu Königsberg hier eine Stelle finden. Derſelbe citirt zunächſt folgende Erklärungen von Eberhard und Adelung. „Eberhard ſagt: frech iſt, wer den anerkannten Geſetzen der Sittlichkeit und des Wohlſtandes trotzt. Adelung bezeichnet denjenigen als frech, welcher ſowohl die Gefahr auf eine unbeſonnene Art verachtet, als auch die Geſetze des Wohlſtandes, der Ordnung, der Menſchheit und der guten Sitten ohne Scheu verletzt.“ Dieſe etwas veralteten, offenbar nur theilweiſe zutreffende Erklärungen ergänzt das erwähnte Urtheil folgendermaßen:

Daß dem Urtheil der gesitteten Welt Trotz geboten werde, darin besteht das eigentliche Merkmal der Frechheit.

„Ein Tadel kann demnach seinem Inhalt oder seiner Form nach frech sein."

„Dem Inhalt nach frech nennen wir denselben, wenn die zur Begründung desselben dienenden Argumente den anerkannten Geboten des Anstandes und der Sitte Trotz bieten, wenn man dabei unrichtige Thatsachen anführt und geflissentliche Entstellung der Wahrheit sich zu Schulden kommen läßt."

„Frech der Form nach ist ein Tadel, wenn er in einer den Anstand verletzenden, den Gesetzen der Sittlichkeit Trotz bietenden Weise vorgebracht wird."

„Ueber den formell frechen Tadel wird freilich im Wesentlichen dem Gefühl die Entscheidung anheim fallen; das Urtheil über den materiell frechen Tadel aber wird durch Prüfung der zur Begründung desselben aufgestellten Argumente und Thatsachen sich finden lassen."

Nach diesen Bemerkungen bleibt noch das Object des straffälligen Tadels zu besprechen übrig. Das Wort „Landesgesetze" bedarf keiner weiteren Erörterung; allein was ist unter den „Anordnungen im Staate" zu verstehen? Sind es beliebige Verfügungen und Anordnungen auch von Beamten und Behörden? Das ist schon aus dem Grunde nicht gedenkbar, weil mit dem Wort „Regierung", von welcher die „Anordnungen" ausgehen sollen, offenbar nicht ein Beamter oder eine dem Regenten untergeordnete Behörde hat bezeichnet werden sollen, es auch ein schreien-

des Mißverhältniß sein würde, wenn die Verspottung jeder amtlichen Verfügung und jeder geringfügigen Anordnung z. B. eines Polizeidieners, eines Posteonducteurs, eines Steueraufsehers ꝛc. zwei Jahre Gefängnißstrafe nach sich ziehen könnte. Was sind also „Anordnungen im Staate?" Sind es die Staatseinrichtungen? Auch das nicht, da das Wort Einrichtung etwas Gewordenes, etwas Fertiges bezeichnet, das Wort Anordnung aber nur bei etwas erst zu Schaffendem oder Einzurichtendem am Platz ist. Eine Anordnung ist kein Gesetz und keine Einrichtung (Institution) noch weniger eine aus derselben hervorgehende Erscheinung, sondern eine mündliche oder schriftliche Anweisung über etwas zu Gestaltendes. Ein Feldherr ordnet die Schlacht an (Schlachtordnung), ein Baumeister ordnet einen Bau an, ein Regent ordnet eine Einrichtung an. Die Anordnung nähert sich dem Befehl, sie ist ein belehrender Befehl. Als Friedrich Wilhelm IV. den Versuch mit den Ausschüßen der Provinzialstände zu machen befahl, traf er seine „Anordnungen im Staate." Der Zweck, außer den „Landesgesetzen" auf die „Anordnungen im Staate" zu schützen, ohne daß oder ehe die Letzteren zu Gesetzen oder Einrichtungen sich gestaltet haben, hat Motive genug, um die etwaige, dem Sprachgebrauch durchaus widerstreitende Annahme zu beseitigen, daß unter „Anordnungen im Staate" auch Staatseinrichtungen oder gar daraus hervorgehende Erscheinungen zu verstehen seien. Was einmal zu Einrichtungen im Staate geworden, z. B. die Gliederung und Stellung der Behörden, die Eintheilung der Staatsbürger in Stände ꝛc., und was daraus hervorgeht, z. B. Beamtendünkel, Beamtenservilismus, Büreau-

kratie, Adelsstolz ꝛc., alles das scheint im Auge des Gesetzgebers keines besonderen Schutzes bedurft oder nicht Anspruch darauf gehabt zu haben. Eine solche Ausdehnung des gesetzlichen Schutzes würde auch eben so überflüßig und bedenklich, als unendlich gewesen sein, so daß ihr kein Spott über irgend eine Erscheinung im Staat entgehen könnte und unsere meisten Schriftsteller, die nicht etwa blos Gebetbücher ꝛc. geschrieben, dem §. 151. hätten verfallen müssen.

Aus den vorstehenden Bemerkungen geht hervor, daß ein Schriftsteller, der nach dem §. 151 straffällig soll befunden werden, durch seine Schrift

1) gegen die eigentliche höchste Staatsgewalt, den Regenten in Function, vermittelst eines Vergehens gegen die von demselben ausgegangenen „Gesetze und Anordnungen im Staate" muß gefehlt;

2) daß er dieses Fehltritts oder jenes Vergehens sich muß schuldig gemacht haben, durch einen mit Bewußtsein oder aus Rohheit intellectuell incompetenten, in Bezug auf die Wahrheit ungerechten und in Bezug auf die Sittlichkeit unwürdigen, mit einem Wort „frechen Tadel", oder durch „Verspottung";

3) daß als Folge des Tadels oder der Verspottung auf eine der Regierung nachtheilige oder feindliche und dadurch sträfliche Weise wirklich „Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger „veranlaßt" worden ist, oder daß sich wenigstens hierauf das Streben des Schriftstellers unverkennbar gerichtet hat.

Sind diese Requisite, und zwar vereinigt, nicht vorhanden, so ist auch keine Straffälligkeit vorhanden.

Ich komme somit auf die Schrift, wegen welcher ich angeklagt bin.

Was ist der Zweck, die Tendenz, die Aufgabe meiner Schrift? Zum Besten des Ganzen, das schon seit so langen Jahren von allen Seiten zerstreut und vergeblich getadelte, auf die schärfste Weise sogar unter Censur angegriffene System der Büreaukratie, wie es sich in Preußen ausgebildet hat, in einer zusammengefaßten Darstellung möglichst gründlich und vielseitig zu beleuchten, seinen Ursprung nachzuweisen, die Mittel zur Aenderung ausfindig zu machen, und die Nothwendigkeit einer solchen Aenderung dem Volk wie der Regierung an's Herz zu legen.

Durch welche Mittel habe ich diese Aufgabe zu lösen gesucht? Durch die Beibringung geschichtlicher und administrativer Thatsachen, so wie durch eine scharfe, nachdrückliche, der Natur der Sache wie meiner eigenen Natur entsprechende Diction. Ich habe hierdurch nichts Anderes gethan, als was das erwähnte Appellationsurtheil über den Dr. Jacobi in den Worten ausspricht: „Da der Zweck jedes öffentlichen Tadels ist, die Abstellung vermeintlicher Mißbräuche zu bewirken, so kann dem Schriftsteller („frecher" Tadel ist ausgenommen) auch nicht verwehrt werden, seinen Tadel diesem zweckgemäß einzurichten."

Geht mein Streben etwa darauf hinaus, die Bürger zu einer sträflichen Unzufriedenheit gegen die Regierung zu veranlassen? Ich habe wiederholt und entschieden in meiner Schrift wie an andern Orten dargethan, daß ich diejenigen Mittel, welche auf eine lichtscheue und rechtswidrige Weise den Fortschritt fördern sollen, verabscheue. Daß ich aber trotzdem Mißvergnügen und Unzufrieden-

heit habe erregen wollen, gestehe ich ohne Bedenken ein. Ich wünschte durch Darstellung Desjenigen, was nach meiner innigsten Ueberzeugung, wie nach der ausgesprochenen Ueberzeugung gefeierter Staatsmänner nicht gut ist und nicht zum Guten führt, nicht blos die „Bürger", sondern auch die „Regierung" selbst unzufrieden zu machen, wobei jedoch eine bestehende Zufriedenheit der Bürger keineswegs vorausgesetzt ist, vielmehr die Unmöglichkeit derselben der Regierung dargethan werden sollte. Mit dem, was man geändert wünscht, ist man nicht zufrieden; will man Andern die Aenderung an's Herz legen, so kann man natürlich nicht darauf ausgehen, ihre Zufriedenheit mit dem zu Aendernden zu nähren. Jede Kritik, jeder Tadel, er sei noch so bescheiden, will Unzufriedenheit erregen. Auf den Grad dieser Unzufriedenheit kommt es nicht einmal an, denn sonst würde die Gründlichkeit eines Tadels sein größter Fehler sein müssen, es kann also nur auf die Art ankommen, in welcher die Unzufriedenheit nach der Absicht des Tadelnden sich äußern soll oder durch seine Schuld wirklich äußert. Die Unzufriedenheit, die ich bezweckt habe, soll, wie es auch in der Vorrede zu meiner Schrift ausgesprochen ist, ein Mittel zur Zufriedenheit sein.

Ferner: habe ich meinen Tadel oder einen sträflichen Tadel gegen die eigentliche „Regierung" gerichtet? Ich habe bei jeder Gelegenheit zwischen Regierung und zwischen Bureaukratie, dem eigentlichen Gegenstand meines Tadels unterschieden, und wo solche Unterscheidung nicht scharf genug hervortritt, macht die Natur der Sache eine beständige Trennung bei der Besprechung unmöglich.

Wird aber diese Behauptung, daß ich stets zwischen

Regierung und Bureaukratie unterschieden habe, etwa durch „frechen Tadel und Verspottung von Gesetzen und Anordnungen im Staate", die von der eigentlichen „Regierung" ausgehen, entkräftet? Nirgends. In meiner ganzen Schrift ist kein Tadel gegen ein Gesetz oder eine „Anordnung" der „Regierung enthalten, auf welchen sich das Prädikat „frech" irgend anwenden ließe, und eben so wenig eine „Verspottung" derselben. Eine Frechheit wüßte ich überhaupt auch nicht in einem einzigen Wort meiner Schrift zu entdecken.

Wenn ich einen Blick über dieselbe werfe, was enthält sie?

Vorangestellt sind die Urtheile zweier unserer größten Staatsmänner, Urtheile, welche in den stärksten und schärfsten Ausdrücken den Tadel in nuce enthalten, den ich im Einzelnen ausführe und begründe und welche jedenfalls, wenn in meiner Schrift eine Frechheit gefunden werden sollte, durch ihr Beispiel diese Sünde adeln werden.

Das sodann folgende erste Kapitel der Schrift sucht den Ursprung der Bureaukratie nachzuweisen und ihre Charakteristik, der Regierung wie dem Volke gegenüber, zu skizziren. Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verspottung von Gesetzen und Anordnungen, nur entsprechender Tadel einer Erscheinung, einer moralischen Person, die durch kein Gesetz geschützt ist.

Das Seite 24 beginnende Kapitel weist geschichtlich und moralisch den Stand der preußischen Verfassungsfrage nach, stellt der Regierung, wie dem Volk die Folgen einer Abweichung von einer strengen politischen Moral dar, stützt die Volksrechte durch moralische Gebote und empfiehlt,

wahrlich im ernſteſten und moraliſchſten Sinne, das Geſetz: „Du ſollſt dein Wort halten.“ Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verſpottung von Anordnungen und Geſetzen.

Der Anhang zu dieſem Kapitel theilt ein geſchichtliches Document mit, wodurch die Aenderung der preußiſchen Politik in Bezug auf die Verfaſſungsfrage aus früheren Jahren her konſtatirt und zugleich das bureaukratiſche Verheimlichungsſyſtem in Bezug auf jene Frage bezeichnet wird. Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verſpottung von Geſetzen und Anordnungen!

Das Kapitel S. 101 ſpricht ſich über das Unweſen der ſtehenden Heere im Allgemeinen und ſodann über Uebelſtände deſſelben in Preußen, namentlich über deſſen Beziehung zur Bureaukratie, beſonders aus. Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verſpottung von Geſetzen und Anordnungen.

Das Kapitel S. 102 macht einem lang zuſammengepreßten Herzen in möglichſt gehaltenen Ausdrücken Luft über die Verderblichkeit und Unerträglichkeit der Cenſur und weiſt dem Miniſter des Innern die Unhaltbarkeit ſeiner Aufſtellungen nach. Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verſpottung von Geſetzen und Anordnungen.

Das Kapitel S. 122. ſpricht ſich über die verderbliche Abhängigkeit der Juſtiz von der Bureaukratie der Miniſter und über deren Verfahren gegen das rheiniſche Recht aus. Alles iſt durch Thatſachen belegt. Keine Frechheit gegen die Regierung, keine Verſpottung von Geſetzen und Anordnungen.

In dem Kapitel S. 130 iſt die, ſchon durch Facta

geſicherte, Anſicht entwickelt, daß in einem abſoluten Staate keine wahre Freiheit des Unterrichts möglich ſei und daß dieſelbe namentlich unter dem Einfluß der Büreaukratie verkümmern müßte. Von Frechheit gegen die Regierung kein Wort, noch weniger von Verſpottung ihrer Geſetze und Anordnungen.

Das Kapitel Seite 134 zeigt unter Citirung von Stellen, die bereits unter ſächſiſcher und preußiſcher Cenſur gedruckt worden, die Schwierigkeit, bei Beſchwerden gegen die Bureaukratie unter den beſtehenden Verhältniſſen Recht zu erlangen — ein Uebelſtand, über den noch neuerdings in unſern inländiſchen Zeitungen ein Langes und Breites, freilich in wirkungsloſer Sprache geſchrieben worden iſt. Keine Frechheit gegen die Regierung, kein Spott gegen Geſetze und Anordnungen.

Das Kapitel S. 138 ſpöttelt allerdings, aber weder über Geſetze noch über Anordnungen, ſondern über factiſch erwieſene geiſtige Blößen der Büreaukratie und einige von ihr herrührende Stellen aus Geſetzentwürfen, die bereits unter Cenſur einen weit herberen Tadel und Spott erfahren haben. Von Frechheit gegen die Regierung ꝛc. keine Spur.

Das Kapitel S. 143 bis auf wenige gleichgültige Worte bereits unter preußiſcher Cenſur gedruckt (S. unten die Capitel S. 161 und 166), ſpricht über die Pflichten und über unangemeſſenes Benehmen der Beamten gegen das Publikum.

Das Kapitel S. 148 theilt fremde Bemerkungen über Preußen mit, die nach der Verſicherung des preußiſchen Generallieutenants von Minutoli ſogar auf Befehl des verſtorbenen Königs verbreitet worden ſind.

Das Kapitel „Religion" S. 153 kann ebenso wenig in Betracht kommen.

Die S. 161 und 166 beginnenden Kapitel sind bis auf wenige gleichgültige Worte, wie die von mir herausgegebenen Flugschriften „die Ehre" und „die geheimen Conduitenlisten" beweisen, bereits unter preußischer, das S. 175 beginnende Capitel ist laut der Beilage zur Leipziger Allg. Zeitung vom 2. December 1842, unter sächsischer Censur gedruckt worden.

S. 183 ist eine dialogisch-scherzende Form gewählt, um bei der Vorführung der bei uns existirenden vielen Titel deren bloße trockene Aufzählung zu vermeiden. Sollte man hierin, so wie in den Bemerkungen über die Orden bloß Spott finden wollen, so wird es selbst dann genügen zu bemerken, daß diese Gegenstände bekanntlich in der Presse, wie in der mündlichen Unterhaltung gleichsam vogelfrei geworden sind, gleich dem Höflichkeitsceremoniel und anderen derartigen Dingen. In dem letztgedachten Kapitel ist sogar eine Stelle aus einem censirten preußischen Blatt citirt, die an Stärke alles von mir Gesagte aufwiegt. Von Landesgesetzen und Anordnungen im Staate kann überdieß hier keine Rede sein und an eine Veranlassung von Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung wird man hier um so weniger denken wollen, da eine Regierung, deren Bürger durch derartige Dinge mißvergnügt und Besorgniß erregend gemacht werden könnten, ebensowenig eine „Regierung" genannt zu werden verdiente, als die ihr untergeordneten Staatsmitglieder „Bürger".

Die S. 189, 193, 197, beginnenden Kapitel enthalten Tadel und Vorschläge zum Besten der Beamten.

Das Kapitel S. 203 definirt das Weſen der Geſinnung und ermuntert die Preſſe, die Beamten und die Landtagsdeputirten, ihre Geſinnung ohne Rückſicht auf etwaige perſönliche Unannehmlichkeiten in rechtlicher Weiſe an den Tag zu legen.

Von S. 211 bis zum Schluß enthält die Schrift wahrheit- und actengemäß referirte Thatſachen.

Das „Nachwort" kommt nur in ſofern in Betracht, als es zu meinen Gunſten meine Grundſätze über ein rechtliches Fortſchrittsſtreben ausſpricht.

Dieß wäre mit wenig Worten ein Ueberblick über den Inhalt der Schrift. Sie in Einzelheiten zu rechtfertigen, kann ich jetzt um ſo weniger unternehmen, da mir die ſpecielle Begründung der gegen mich erhobenen Anklage noch nicht bekannt iſt. Mich auf den Standpunkt des Anklägers verſetzend, finde ich indeß auch in den Einzelheiten nichts, was dem §. 151. anheim fallen könnte. Wo in der Schrift von der „Regierung" die Rede iſt, da findet ſich kein ſtrafbarer Tadel; wo ſich Tadel findet, fehlt überall die Frechheit; wo von Geſetzen und Anordnungen im Staate die Rede iſt, fehlt ſie vollends; wo etwa geſpottet wird, fehlen die Landesgeſetze und Anordnungen im Staate", und nirgends wird geſpottet des Spottes wegen; was endlich die „Veranlaſſung von Mißvergnügen ꝛc." betrifft, ſo iſt dieſelbe weder durch irgend eine Thatſache, noch durch eine irgend hervorgetretene Abſicht nachzuweiſen. Ich habe weder in Bezug auf die Form die Grenzen eines anſtändigen Freimuths, noch in Bezug auf den Inhalt die Grenzen der Sittlichkeit und des ſtrengſten Rechts verletzt. Ich habe weder einen unlautern Beweggrund, noch ein ſträfliches

Streben zu erkennen gegeben. Ich habe weder böse Grundsätze verrathen, noch empfohlen. Ich habe endlich, was meine Urtheile betrifft, nicht unterlassen, sie möglichst zu begründen, so daß sie weder die Kritik noch das Recht zu scheuen haben. Ich füge noch wiederholt hinzu, daß ein großer Theil meiner Schrift, der wahrlich nicht die schwächsten Stellen enthält, bereits unter preußischer und sächsischer Censur erschienen ist, sowie ferner, daß über jeden der von mir besprochenen Gegenstände von Andern ungestraft stärkere Dinge gesagt worden sind, als von mir. Schon die hier und da in der Schrift citirten Stellen geben davon Zeugniß; im Uebrigen darf ich der Beleſenheit der Richter vertrauen.

Meine That ist übrigens die ganze Schrift. Die ganze That muß beurtheilt, der ganze Geist derselben muß aufgefaßt und auch bei den Einzelheiten im Auge behalten werden. Ihn aus meinem Charakter heraus weiter zu interpretiren, widersteht meinem Gefühl, da ich nicht das Bewußtsein meiner Gesinnungen zum Arsenal der Vertheidigung wegen einer Handlung gebrauchen mag, die vor dem Einsichtigen genug für sich selbst redet.

Die Corruption der Politik hat den Charakter der Teutschen zu sehr entstellt, und die Schlaffheit, Unmännlichkeit und Unwürdigkeit ihrer öffentlichen Lebensäußerungen, namentlich durch das Organ der inländischen, der censirten Presse, ist zu weit gediehen und bei der langen Gewohnheit zu constant geworden, als daß nicht eine Schrift, welche die deprimirenden Einwirkungen der Außenwelt von sich abhält, und plötzlich in einer offenen, rückhaltlosen, menschlichen Sprache auftritt, den scheinbaren

Charakter der Gefährlichkeit und Geſetzwidrigkeit mit auf die Welt bringen ſollte, wenn auch ihre Grundſätze in ſittlicher und rechtlicher Beziehung noch ſo wenig angefochten werden können. Dieſem Umſtand verdanke ich meine Verfolgung. Die Sprache der Eunuchen hat die Sprache der Männner zum Verbrechen, die Sprache der Lüge hat die Sprache der Ehrlichkeit gefährlich gemacht. Man iſt in Teutſchland an die menſchliche Würde nicht mehr gewöhnt, deshalb erſchrickt man vor ihr und ſtellt ſie vor Gericht. Man kennt nur die Sprache der Cenſur, deshalb entſetzt man ſich vor der Sprache der Natur. Man hat nur den knechtiſchen Blick der Furcht ertragen gelernt, der niedergeſchlagen an der Erde ſchleicht, deshalb ruft man nach der Polizei, wenn man dem furchtloſen Blick eines offenen Auges begegnet. Dasjenige, was meine Schrift dem Gericht überliefert, iſt nicht ihr Inhalt, nein, es iſt der ſchmähliche Contraſt der cenſirten Außenwelt.

Iſt es dies? Nehme ich eine Wirkung etwa für eine Urſache? Nun, dann muß ich meinem Gefühl nach andern Seiten hin Ausdruck geben. Dann führt es mich zu jenem polizeilichen und unſeligen Geiſt der Furcht und der Selbſtverblendung unſerer Bureaumänner, zu jenem Geiſt der die Wahrheit zitternd abwehrt, wenn ſie kommt, und ſie abſichtlich verkennt, wenn ſie da iſt. Man will nicht dulden, was man ſieht, und nicht zugeben, was man fühlt, daß nämlich die Wahrheit Wahrheit iſt und daß ſie — nicht iſolirt in die Welt tritt. Nur was die Gewalt will, ſoll Wahrheit bleiben, und nur die Gewalt ſoll Recht behalten. Sie pflegt ihren Rechtsmaßſtab nur nach ihren Mitteln zu richten und die Wahrheit nur

nach ihrem Egoismus zu bestimmen. Dieß ist der Geist, der überall mit feurigem Eifer in ihre willigen Diener fährt, und der in der Türkei auf dieselbe Weise den Protest gegen die Gerechtigkeit der seidenen Schnur u. s. w., wie in Preußen den Tadel gegen die Bureaukratie gefährlich macht. Aber man vergißt bei dieser Gefahr die andern Gefahren. Man muß, man wird es zugeben, daß die Wahrheit Wahrheit ist und daß sie nicht isolirt in die Welt tritt. Was ich in meiner Schrift gesagt habe, habe nicht ich gesagt. Der unterdrückte Geist des Volkes ist es, der aus einem Theil des Volks, aus mir heraus, sich Luft gemacht hat. Die Regierung sollte sich freuen, solche Stimmen zu vernehmen, statt sie zu unterdrücken, bis es zu spät ist, sie zu hören. Sie sollte sich nicht verblenden lassen über die Gährungen, von denen nur eine offene Stimme aus dem Volke selbst ein wahrhaftes Zeugniß ablegen kann, und sie sollte sich glücklich schätzen, wenn in diesen Gährungen die Elemente noch nach einem Standpunkt hinaufringen, auf welchem Freiheit und Recht nur durch sittliche und rechtliche Mittel erlangt werden sollen.

Eine Kerkerstrafe werden wir gern erdulden, wenn dadurch der Sache des Volks geholfen wird; seinen Gegnern aber, das sei man versichert, hilft sie wahrlich nicht. Ob man mich und Andere, welche die Wahrheit sagen, mit Hülfe heimlicher Verhandlungen und veralteter Gesetzesbestimmungen vielleicht einkerkert: was wird dadurch erreicht? Wir werden unsere Gefangenschaft zu ertragen suchen, die Sibylle des Jahrhunderts aber und der Geist der Zeit, denen wir bei unsern Handlungen gehorcht haben, kümmern sich weder um Kerkerleiden noch um veraltete Gesetze, son-

dern die Eine thürmt immer drohender den Haufen ihrer abgewieſenen Forderungen auf und der Andere ſchleift im Stillen, je mehr er verkannt und gereizt wird, um ſo emſiger das Schwerdt ſeines Zornes fort, und iſt es ſcharf, ſo führt er den Streich und die Reue hilft dann ſo wenig auf der einen, als die Verfolgung auf der anderen Seite geholfen hat. Was mich betrifft, ſo iſt es mir wahrlich nicht darum zu thun, Zeiten der Reue herbeiführen zu helfen und deshalb habe ich geſprochen. Ich bin kein Mann der Regierung, noch weniger ihr Schmeichler, und kann keines von beiden jemals werden. Ich werde fort und fort zu Denen zu gehören ſuchen, die nur ihren unabhängigen Ueberzeugungen folgen, und könnte die meinige weder einem Menſchen, noch einer Macht opfern. Aber ſoll ich mich durch die Schrift, wegen welcher ich vor Gericht geſtellt bin und die von Vorn bis zum Schluß ein Ausdruck meiner Ueberzeugungen iſt, in eine Beziehung zur Regierung ſetzen, ſo muß ich erklären, daß ich im Auge einer weiſen, gerechten und moraliſchen Regierung eher die Anerkennung einer erfüllten Bürgerpflicht, als polizeiliche und gerichtliche Verfolgung verdient zu haben glaube. Ich erwarte dieſe Anerkennung, die ich natürlich bei der Regierung nicht ſuche, von dem richterlichen Urtheil.

Dies iſt der Schluß meiner „Vertheidigung."

Was in meinem Proceß auf dem Spiele ſteht, das iſt wahrlich nicht blos die perſönliche Freiheit, die ich möglicherweiſe einzubüßen haben werde; was das Perſönliche meiner Angelegenheit betrifft, ſo iſt es für einen Freund der Freiheit ſogar eine Genugthuung durch eine Probezeit im Gefängniß zeigen zu können, daß die Sache, für die

er in die Schranken tritt, das größte Opfer werth iſt, welches ein freier Mann ihr zu bringen vermag. Aber worum es ſich hier handelt, das iſt ein höherer Preis, als die Freiheit einer Perſon: es iſt die wichtige, die folgenreiche Frage, ob allgemeine Grundſätze des Rechts und der Moral, von welchen kein Genie und kein Sophiſt ein Jota hinweg zu disputiren im Stande ſein wird, ob ſolche Grundſätze aus der Tiefe des freien Menſchenherzens hervor und an der Hand unbeſtrittener Thatſachen in unſern Tagen nicht an's Licht treten dürfen, weil ſie feindlich zuſammenſtoßen mit dem augenblicklich herrſchenden Syſtem der Gewalt; ob ſie nicht ans Licht treten dürfen in der Anwendung auf ein Uebel, das die Wurzeln des ganzen Staatslebens zerfrißt; ob ſie nicht an's Licht treten dürfen in der natürlichen Sprache des freigeborenen Mannes, die den Zügel der Cenſur mit dem Zügel der Sittlichkeit vertauſcht; ob ſie nicht an's Licht treten dürfen im Angeſicht eines alten Geſetzes, welches trotz ſeinen aus einer traurigen Zeit herrührenden Beſchränkungstendenzen nur Unrecht und Immoralität zu verpönen beſtimmt ſein kann; ob ſie nicht an's Licht treten dürfen an unſerm, wenn auch nicht „freien", doch freigeſinnten Rhein, dem jenes Geſetz als eine fremde und drückende Feſſel angelegt worden und der, wenn er ſie auch nicht von ſich werfen kann, wenigſtens den weiteſten Spielraum auszufüllen ſuchen muß, welchen ſie ihm übrig läßt? Dieſe wichtigen Fragen ſind es, über welche meine Richter werden zu entſcheiden haben. In keinen zweifelloſen Conflict mit dem Geſetz gerathen, darf ich meinen Richtern die Aufgabe zuſchieben, in meiner Schrift Wahrheiten, die auf der Zunge jedes braven Bürgers

ſchweben, gerichtlich entweder freizugeben, oder zu verdammen. Ich darf ihnen dieſe Aufgabe zuſchieben, ohne eine Uebereinſtimmung mit meinen politiſchen Anſichten, die natürlich nicht in Frage kommen, irgend vorauszuſetzen, ſondern blos die von mir vertretenen Rechts- und Moral-Grundſätze im Auge behaltend und meine Art und Berechtigung, ſie in ihrer Anwendung auf preußiſche Zuſtände zu verfechten. Ich darf bei der Wichtigkeit der Sache erwarten, daß meine Handlung in ihrem ganzen Weſen und in allen ihren Beziehungen aufgefaßt und gewürdigt werde. Namentlich muß ich die Beurtheilung derſelben auf den Mittelpunkt der ganzen Frage, auf das Verſprechen des verſtorbenen Königs hinweiſen. Ich frage, ob ich mit meiner Lehre vom gegebenen Wort etwa durch ein gerichtliches Urtheil ſoll widerlegt werden? Ich frage ferner, ob ich vor Gericht ſtehen würde, ob mein Buch hätte entſtehen können, ob noch irgend Stoff für daſſelbe vorhanden wäre, wenn man das Verſprechen von 1815 erfüllt hätte? Ich frage, ob ſelbſt der eifrigſte Diener der Regierung mich morgen noch anzuklagen wagen würde, wenn heute das „königliche Wort", aus deſſen Nichterfüllung mit ihren Folgen der ganze Stoff für den Tadel meiner Schrift hervorgegangen, unter Berechnung der aufgelaufenen Rechtszinſen noch nachträglich erfüllt würde? Wie, und ich ſoll ein Verbrecher ſein, weil ich Pflichten predige, welche die Regierung ſelbſt einſt feierlich anerkannt hat, und weil ich die Conſequenzen darſtelle, welche aus der Nichterfüllung dieſer Pflichten hervorgehen mußten? Von der Erfüllung oder Nichterfüllung eines heiligen Regierungsverſprechens, ſoll der Richter die Anweiſung zu meiner Freiſprechung oder Verurtheilung

empfangen? Nach ihr ſoll ſich die Sentenz von Behörden moduliren, die inmitten aller Kämpfe und Verirrungen der Politik das heilige Feuer des Rechts und der Freiheit veſtalenartig in ihren Urtheilen fortzubewahren berufen ſind? Was meine Richter morgen vielleicht öffentlich gutheißen dürften, worauf ſie morgen vielleicht den Becher des Patriotismus leeren könnten, das ſollten ſie heute zum Verbrechen machen müſſen, weil es dem ſtets auf der Lauer liegenden bureaukratiſchen Inquiſitionseifer vielleicht möglich iſt, in dem offenen Geſicht meiner Handlung mit der Lupe des Landrechts ein nicht polizeimäßig geſtutztes Haar zu entdecken? Die Wahrheiten, die ich geſagt, und die Hohe und Niedere vor mir geſagt haben, ſollen deshalb Verbrechen ſein, weil meine Zunge nicht glatt genug war, um ſie in dem Kaſtratenton der feigen Höflinge des vorigen Jahrhunderts zu ſagen? Nie und nimmer kann es recht ſein, einen Menſchen wegen einer Handlung zu verdammen, für die ihm nach einem bloßen Wechſel der politiſchen und moraliſchen Regierungsanſichten vielleicht morgen die officielle Zuſtimmung durch die Kerkerthüre zugerufen wird. Hätte ich Aufruhr gepredigt oder ſonſt eine Handlung begangen, welche jenſeit der Grenze des von der Civiliſation und dem öffentlichen Gewiſſen abgeſteckten Rechts läge, ich würde kein Wort der Vertheidigung ſprechen, weil ich einſehen würde, daß ſolche Vertheidigung nur eine Vertheidigung der Perſon aber nicht des Rechts ſein könnte, und daß nicht der Zufall der Intelligenz, der Liberalität oder Gewiſſenhaftigkeit des herrſchenden Syſtems meiner Handlung den Charakter des Verbrecheriſchen zu nehmen vermögte; aber jetzt ſtehe ich da als Vertreter von Grundſätzen und Wahrheiten,

die gelten werden und gelten müſſen, ſo lang es noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt gibt, und auf welche die Zuthat eines ſcharfen Ausdrucks oder eines unumwundenenen Tadels entgegengeſetzter Beſtrebungen, Erſcheinungen und Einzelnheiten kein Fleckchen der Entſtellung, wohl aber einen um ſo helleren Schein der Aechtheit und des Werthes werfen kann. Man bedenke wohl, daß Dasjenige, was ich **vertrete**, nicht Dasjenige, was ich als entgegengeſetzt **angreife**, die Hauptſache in meiner Schrift iſt und daß das Erſtere für das Letztere den Probirſtein abgibt. Soll das Erſtere verdammt werden, indem das Letztere das Motiv einer Beſtrafung auflieſert? Soll der Probirſtein verworfen werden, weil ſeine Probe kein günſtiges Reſultat für das Probirte aufweiſ't? So weiſe man nach, daß das Probirte ächt und der Probirſtein falſch ſei. Daß ich einem mächtigen Syſtem gegenüberſtehe, kann an dem Recht und der Wahrheit meiner Sache kein Härchen krümmen. Ich frage: iſt es ein Verbrechen den Großen und Mächtigen der Erde zuzurufen, daß es für ihre ſtolzen Centnerſünden ebenſowohl eine Waage gebe, als für die unglücklichen Nothſünden, die ſie uns Kleinen und Schwachen loth- und quentchenweiſe nachwägen laſſen? Iſt es ein Verbrechen, den Ausſpruch der unerbittlichen Geſchichte über geſchichtliche Sünden zu wiederholen und ihr Urtheil in die Sprache der Volks zu überſetzen, dem ſie gleich ſeiner Regierung zur Leiterin dienen ſoll? Iſt es ein Verbrechen, den Männern der Regierung die Unfehlbarkeit, das Monopol der Intelligenz, der Weisheit, der Wahrheit abzuſprechen und ihre Fehler zu dem Zweck aufzudecken, daß ſie gebeſſert werden? Iſt es ein Verbrechen, ihnen das Bild

zu zeigen, welches ihre Handlungsweiſe im Spiegel der Volksbeurtheilung zurückwirft, die ihnen als Richtſchnur dienen muß, wenn ſie nicht erklärte Despoten ſein wollen? Iſt es ein Verbrechen, nachdem die Geſchichte ſchon ſo viel anerkannte Sünden unſerer Politik aufgezeichnet, deren Tadel zur Zeit ebenfalls verbrecheriſch klang, dieſen Tadel in unſeren aufgeklärten Tagen in die Gegenwart zu verlegen, damit die künftige Geſchichte etwas Beſſeres zu berichten finde? Iſt es ein Verbrechen, mit aller Selbſtverläugnung, die dem Liberalismus unter den fortgeſchrittenen Anforderungen der Zeitideen nur irgend zugemuthet werden kann, die Anſprüche des Volks gleichſam aus halbofficieller Quelle herzuleiten und noch aus den Rückſichten der Billigkeit gegen den Gebenden, den erleichternden und verſöhnenden Uebergang zu dem Fordernden zu bauen? — Iſt es ein Verbrechen, die Mannſchaft des Staatsſchiffes mit eindringlichen Worten auf die Klippen aufmerkſam zu machen, die ſie trotz Compaß und Seekarte nicht gewahr werden will? Iſt es ein Verbrechen, den Bureaukraten warnend das Pulver vorzumeſſen, das ſich durch ihre Schuld ſchon unter dem Staatsgebäude angeſammelt hat? Iſt es ein Verbrechen, der Regierung endlich in offener Sprache die Folgen eines unheilvollen Schrittes zu zeigen, die gefährliche Barriere des Unrechts, welche die Schlechtigkeit einer früheren Zeit um ſie gezogen hat, zu ſprengen und auf den einzig möglichen Ausweg hinzuweiſen, auf welchem aus dem drohenden, immer bedenklicher ſich verwirrenden Labyrinth einer abgeirrten Politik noch hinauszukommen iſt? Iſt es ein Verbrechen, in das drohende Labyrinth den Knäuel der Ehrlichkeit hineinzuwerfen, von dem allein

der rettende Faden der Ariadne abgesponnen werden kann? Ist die Anmaßung, solche Bürgerpflicht auf die Eingebungen des gesunden Menschenverstandes, des angeborenen Rechtssinnes und der geschichtlichen Wahrheit zu erfüllen, etwa größer, als die Schmach, sie im Hinblick auf die Drohungen eines veralteten Gesetzesparagraphen zu vernachlässigen? Diese Frage stelle ich meinen Richtern und greife ihnen in der Beantwortung nicht vor.

Dolhain, im December 1844.

K. H.

Nachtrag.

Als das Manuscript dieser Zwanzigbogenschrift bereits mehrere Wochen in den Händen des Verlegers war, erhielt meine Angelegenheit plötzlich eine Wendung, welche wider alle Berechnung den Faden meiner politischen Romantik wieder aufnahm und ihn an einen Rocken knüpfte von welchem er sich, wer weiß wohin, noch lange fortspinnen wird. Mag er! Man hat den Triumph nicht gehabt, mich durch inconsequente Fügsamkeit unter ein Verfahren, das mich mit meinen Rechtsforderungen beseitigt haben würde, die Macht der Gegenmittel anerkennen und praktisch empfehlen zu sehen. Ich habe mich über die neue Wendung meiner Sache in einer zu Scharbeck bei Brüssel herausgegebenen, „ein Steckbrief" betitelten Broschüre ausgesprochen und kann mich hier um so eher mit einem Hinweis auf diese Schrift begnügen, da ich mich der Sünde der Wiederholung in persönlichen Dingen ohnehin schon habe schuldig machen müssen. In sachlicher Beziehung gibt indeß das folgende Urtheil des Landgerichts zu Cöln noch einen interessanten Stoff zur Ergänzung. Ich lasse es daher meiner Vertheidigung, die freilich nicht am gehörigen Ort zum Sprechen gekommen ist, nebst einigen dienlichen Bemerkungen nachträglich sich anschließen und mache schon im Voraus auf die staunenswerthe geistige und stylistische Imbecillität eines Urtheils aufmerksam, welches eine trotz allen Richtern der Welt durchaus würdige Besprechung der wichtigsten Interessen Preußens unter den Standpunkt des preußischen Landrechts zu bringen berufen war.

XIV.

Das Urtheil.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preuſien ꝛc. ꝛc.

Thun kund und fügen hiermit zu wiſſen, daß Unſer Landgericht zu Cöln in ſeiner Sitzung bei verſchloſſenen Thüren der correctionellen Kammer I. vom 10. Februar 1845, in welcher anweſend waren die Herren Schauberg, Kammerpräſident, Baumeiſter, Landgerichtsrath, Stein, Aſſeſſor, von Ammon, Staatsprocurator, und Eſchbach, vereideter Hülfsſecretär, folgendes Zuchtpolizei-Urtheil ausgeſprochen hat: — Auf Betreiben des öffentlichen Miniſteriums, — gegen Karl Heinzen, Literat und Landwehroffizier, zu Cöln wohnhaft, welcher weder in der Sitzung vom 28. Januar, als die Sache verhandelt, noch in der heutigen Sitzung, wo die Urtheilspublication erfolgte, erſchienen iſt. — Nachdem in der Sitzung vom 28. Jan. 1845 der Plenarbeſchluß des hieſigen königl. Landgerichts vom 22. ej. m., wodurch die Ausſchließung der Oeffent-

lichkeit bei Verhandlung der Sache verordnet, verlesen worden war und sodann die Staatsbehörde den Gegenstand der Klage dargestellt hatte, wonach der Vorgenannte beschuldigt wird, durch Herausgabe eines Werkes, betitelt: „Die Preußische Bureaukratie", — 1) durch frechen, unehrerbietigen Tadel und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlaßt zu haben, — 2) boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen ausgestoßen zu haben. — Nachdem ferner die Staatsbehörde zur Begründung und Rechtfertigung dieser Beschuldigungspunkte die einzelnen die Beschuldigungen involvirenden Stellen aus jenem Werke: „Die Preußische Bureaukratie" nach und nach hervorgehoben und darüber in ihrem Vortrage ihre Meinung zu erkennen gegeben und demnach ihren Antrag dahin gerichtet hatte: auf Grund der §§. 151. 153. 200. und 57. II. Theiles, 20. Titels des Allg. L. R., der Verordnung vom 16. Oct. 1819, §. 16. Nr. 2. (Gesetzsammlung pro 1819 S. 231), der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 14. Mai 1830, sowie des Art. 194. der Crim. P. Ordn., den Beschuldigten zu einer Gefängnißstrafe von einem Jahre zu verurtheilen, ihn seiner Charge als Landwehrofficier für verlustig zu erklären, zu verordnen, daß der Vorrath der vorgefundenen Exemplare des Werkes: „Die Preußische Bureaukratie" vernichtet werde und endlich den Beschuldigten in die sämmtlichen Kosten zu verurtheilen und zwar Alles in contumaciam. — Nach gepflogener Berathung und — in Erwägung, daß der Beschuldigte, obgleich ausweise des Actes des Gerichtsvollziehers Mahlberg dahier vom 15. Jan.

1845 gehörig vorgeladen, nicht erſchienen, daher gegen ihn in contumaciam zu verfahren iſt. — In Erwägung, daß nach den beſtehenden Geſetzen nicht nur Jedem freiſteht, ſeine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Geſetze und Anordnungen im Staate, ſowie überhaupt ſeine Bemerkungen und Vorſchläge über Mängel und Verbeſſerungen in denſelben, ſowohl dem Oberhaupte des Staates, als den Vorgeſetzten des Departements anzuzeigen, ſondern auch ſeine Anſichten und wohlgemeinten Bemerkungen und Vorſchläge über Staatseinrichtungen in öffentlichen Denkſchriften, insbeſondere in größeren Schriften („den von der Cenſur frei gegebenen, über 20 Bogen haltenden") frei (!) kund zu geben und Verfaſſer und Verleger ſolcher Schriften wegen derſelben nur dann zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden ſollen, wenn dieſe Druckſchriften Aeußerungen enthalten, durch welche von Amtswegen zu rügende Verbrechen wirklich verübt worden ſind: („§. 156. des II. Theils 20. Tit. des Allg. L. R. §§. 729. der Verordnung vom 30. Juni 1843") — daß die Staatsbehörde dem Beſchuldigten als Verfaſſer der hier in den Buchhandel gegebenen und in Beſchlag genommenen Schrift: „Die Preuſſ. Bureaukratie. Darmſtadt bei Karl Wilhelm Leske", den doppelten Vorwurf macht, daß dieſelbe boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen über die Perſon und Handlungen deſſelben und ſodann frechen, unehrerbietigen Tadel und Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate enthalte, Verbrechen, welche nach §§. 151. und 200. II. Th. 20. Tit. des Allg. L. R., nach §. XVI. Nr. 2. des Cenſur-Edictes vom 18. Oct. 1819 und §. 3.

der Verordnungen vom 18. Febr. 1842 zu bestrafen und von Amtswegen zu rügen sind; — daß bei dem Umstande, daß der Beschuldigte sofort bei Einleitung der Untersuchung wegen der angeführten Beschuldigungen notorisch die Flucht ergriff und nach an ihn vorschriftsmäßig ergangener Vorladung zur Verhandlung der Sache nicht erschienen ist, angenommen werden muß, daß die incriminirte, unter seinem Namen erschienene Druckschrift wirklich von ihm herrührt; — daß, da Seitens der Staatsbehörde zum Beweis der dem Beschuldigten zur Last gelegten Verbrechen — zu deren Thatbestande nothwendig böse Absicht mitgehört — weder auf Charakter, Grundsätze, bisherige Handlungsweise und Verhältnisse des Beschuldigten, oder auf andere Thatsachen, sondern nur auf den Inhalt der incriminirten Schrift allein Bezug genommen wird, es einzig auch nur darauf ankommen kann, ob aus dem Inhalt derselben alle Kriterien der angeführten Verbrechen nothwendig sich ergeben; daß schon die Uebersicht des incriminirten Werkes „Preußische Bureaukratie" nach der Definition, welche von diesem Ausdruck in demselben S. 13 ꝛc. gegeben wird, und die Bemerkungen über Absolutismus im preußischen Staat (Seite 14 und 15) und über das Princip der preußischen Regierung, in Beziehung auf welches darin (Seite 16) ausdrücklich gesagt ist: — „Das Princip der preußischen Regierung möchten wir in die Worte fassen: „„Nichts durch das Volk, aber auch nichts für das Volk, was nicht für die Regierung""; — die gleich im Eingange der Schrift vorkommen, schon beinahe die Möglichkeit ausschließen, bei dem Verfasser wohlmeinende Absicht für den preußischen Staat und die preuß.

Regierung zu unterſtellen; — daß aber die Art und Weiſe, wie der Verfaſſer dann weiter im Fortgange der Schrift mit Heftigkeit auf Verfaſſung, Militär- und Civileinrichtung und Verwaltung im preußiſchen Staate ſchmäht (vgl. beſonders Seite 21, 22, 76, 96 und folgende, 100, 101 u. f., 122 u. f.; 131, 132, und die Anführung S. 150 u. f.), Alles darin herabwürdigt und beſpöttelt, überall in denſelben nur Gehäſſiges aufzudecken und Böſes zu unterſtellen bemüht iſt, die preußiſche Regierung als abſolute, des Vertrauens unwerth erklärt (S. 65 u. ſ. w.) und ihr wirkliches Volksvertrauen abſpricht (S. 66) und wie der Verfaſſer endlich, nachdem er ſo Staatseinrichtungen und Regierungsmaßregeln im ſchlechteſten Lichte dargeſtellt und der Regierung insbeſondere noch den Vorwurf geduldeter Grauſamkeiten, der Willkür und verübter Rechtsverletzungen verſchiedener Art gemacht und Thatſachen, welche das beweiſen ſollen, angeführt hat,[1]) und das Werk

1) Die Motivirung des Urtheils ſcheint nicht die mindeſte Kritik vorausgeſehen zu haben. Hätte ich meinen Tadel durch keine Thatſachen belegt, ſo würde es geſagt haben: die Böswilligkeit des Angeklagten liegt um ſo mehr am Tage, da er ſeinen Tadel nicht einmal durch Thatſachen zu begründen vermogt oder geſucht hat. Jetzt, da ich dieſer Anforderung genüge, macht das Urtheil die Begründung des Tadels zum Verbrechen deſſelben. Das Urtheil hat den Sinn des Geſetzes, nach welchem es ſich richtet, in ſo fern ſehr gut aufgefaßt, als es im begründetſten Tadel den ſtrafbarſten Tadel ſieht. Danach wäre das Geſetz nicht ſowohl beſtimmt, das Unrecht abzuwehren, als das Recht zu unterdrücken. Tadle ich ungerecht, ſo werde ich beſtraft; tadle ich gerecht,

mit dem auf der letzten Seite desselben einzeln mit Frage- und Ausrufungszeichen hingestellten Namen — „Tschech“ (?!) [2]) — schließt — und hierdurch seine Intention deutlich an den Tag legt, das Verfahren der Regierung als die Ursache so verabscheuungswürdiger Attentate anzuklagen, wie dieser Name bezeichnet, — jedem unbefangenen Leser die Ueberzeugung aufdrängen muß, daß die Schrift nicht

---

so werde ich noch sicherer bestraft. Die Strafbarkeit des Tadels richtet sich nach der Tadelhaftigkeit des Getadelten. Die Regierung oder die Büreaukratie wird also um so mehr durch das Gesetz in Schutz genommen, je weniger sie diesen Schutz verdient. Unfehlbarkeit ist ihre Regel und die Ausnahme der Fehlbarkeit wird nur zugelassen, wenn sie die Regel nicht beeinträchtigt. Wir führen die Folgerungen nicht weiter aus. Jedem wird es klar sein, daß in Preußen nur derjenige Tadel dem Landrecht nicht verfällt, welchem die Natur und die Wirkung des Tadels abgeht, und daß die Gefahr, „Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen“, die „Unterthanen“ wirklich für alle Fälle verurtheilt, Vergnügen an der Regierung zu haben.

2) Das Urtheil hat das anderwärts, wie ich vernehme, gemißdeutete Wort „Tschech?!“ richtig aufgefaßt. Dasselbe war bestimmt, den Schluß der „Thatsachen“ zu bilden und ist durch ein Mißverständniß des Verlegers an den Schluß des Buchs gekommen. Uebrigens wäre den Herren Richtern eine aufmerksamere Zeitungslectüre anzuempfehlen. Was ihnen in meinem Buch so viel Haarsträuben verursacht, die Andeutung nämlich, daß die Ursache des Tschech'schen Mordversuchs anderswo zu suchen sei, als in seinem kranken Gehirn, hätten sie zur Zeit sogar in preußischen Zeitungen (z. B. der Kölnischen und Aachener) lesen können.

als eine leidenſchaftloſe, ruhige, wahrheitgemäße Darſtellung des Beſtehenden, mit aufrichtigem Wunſche um Abhülfe in Wahrheit gefühlter Mängel und Uebelſtände angeſehen werden könne, daß deren Tendenz auch keine wiſſenſchaftliche ſei und derſelben keine wohlmeinende Abſicht, ſogar nicht einmal überhaupt ein blos edleres Motiv zum Grunde gelegt werden könne; — daß vielmehr nur das perſönliche Mißvergnügen und die allgemeine Unzufriedenheit des Verfaſſers mit allem Beſtehenden (wozu die im Werke ſelbſt angeführten ihm, ſeinem Vater und ſeinem Oheim vermeintlich widerfahrenen Rechts- und Ehrenkränkungen vielleicht mit den Grund gegeben haben mögen) a)

a) Die kleinliche Auffaſſung des Urtheils rivaliſirt mit der geiſtigen Imbecillität der Motivirung. Weil ich, mein Vater und mein Oheim practiſche Erfahrungen gemacht haben, welche das Verfahren der preußiſchen Büreaukratie in's Licht ſtellen, deshalb iſt mein Urtheil über Preußen ein ungerechtes oder verbrecheriſches. Wer würde mir hiernach das Recht beſtreiten, dieſen Vorwurf mit demjenigen zu erwiedern, daß meine Richter meinen Tadel ſtrafbar finden, weil ſie ein gutes Gehalt beziehen, etwa einen Orden tragen, Beförderung hoffen, Verſetzung fürchten ꝛc. Ein unparteiiſcher, ſelbſt ein kluger Richter ſchiebt einem Urtheil nicht ſubjective Motive unter, wenn er nicht im Stande iſt, die objective Wahrheit deſſelben zu widerlegen. Wenn man mir Unwahrheiten nachwies, dann hatte man das Recht, mir böſe Abſichten zuzuſchreiben, eher nicht. Ich denke nicht daran, mich gegen den Vorwurf des Urtheils vertheidigen zu wollen; aber die hervortretende Nothwendigkeit, auch richterliche Urtheile der öffentlichen Kritik zu unterwerfen, mußte wenigſtens ein Paar Worte über

und der Wunsch, diese unselige Stimmung auf Andere überzutragen, hauptsächlich die Veranlassung zu jener Schrift

den angeregten Punkt hervorrufen. Die Worte eines Schön, eines Stein ꝛc., die Geschichte, die Thatsachen, die Wichtigkeit des Gegenstandes, die Stimmen des Volks ꝛc. — alles das tritt vor dem richterlichen Blick in den Hintergrund, um der persönlichen Unzufriedenheit eines Literaten Platz zu machen, der vor langer Zeit zu seinem Glück den Druck des preußischen Staatsdienstes von sich geworfen hat. Das Jahr 1813 wäre nicht dagewesen, die Schlacht bei Leipzig wäre nicht geschlagen worden, das Versprechen Friedrich Wilhelms III. existirte nicht, der preußische Absolutismus und die Büreaukratie wäre nicht vorhanden, Fortschritt im Staatsleben und Moral in der Politik wäre nicht nöthig, kurz Alles wäre in der schönsten Ordnung, wenn — Herr K. Heinzen königl. preußischer Beamter geblieben und etwa Steuerrath geworden wäre. Was er sagt, ist trotz geschriebener, wie wirklicher Geschichte Alles Unwahrheit und Heuchelei, denn — er ist nicht Steuerrath geworden und sein Vater ist ungesetzlich behandelt und sein Oheim gesetzlich maltraitirt worden. Konnte denn das Urtheil sich gar nicht zu dem Muth erheben, die richterliche Erwägung, ob Dasjenige, was ich sagte, an sich recht und wahr sei, ein Wort mitsprechen zu lassen? Es ist zum Bedauern. Sehr auffallend sticht gegen das Bestreben, meinen Tadel überall böswillig zu finden und in die Rubrik der „Schandschriften" zu verweisen, die begierige Unbedenklichkeit ab, womit das Urtheil mein „Lob" Friedrich Wilhelms III. als aufrichtig darzustellen sucht. Welchen Anspruch hat ein Mensch, der den ganzen Staat durch die Brille seiner Böswilligkeit betrachtet, auf das loyale Zutrauen, wo es gilt, sein „Lob" einer Majestät

dem Verfasser gegeben haben müsse und Letzteres hauptsächlich ihr Zweck sein müsse — daß, so wie aus dem Vorerwähnten die sträfliche Absicht des Beschuldigten, als Verfassers der incriminirten Schrift, nothwendig gefolgert werden muß, ebenso bei dem überall vorherrschend unanständigen, wegwerfenden Tone, in welchem darin die bestehenden Staatseinrichtungen und Regierungsmaßregeln ohne alle Schonung kritisirt und über alles Maß getadelt und verächtlich gemacht werden, dieser übertriebene Tadel und diese schonungslose Verspottung im Munde des Unterthans auch als in hohem Grade frech und unehrerbietig angesehen werden müssen. — Daß der Inhalt der mehrerwähnten Schrift sonach gegen den Beschuldigten, als deren Verfasser, den Beweis des im §. 151. des II. Theils 20. Titels des Allg. L. R. und des §. XVI. Nr. 2. des Censuredicts vom 18. Oct. 1819 vorgesehenen Verbrechens vollständig liefert. — In Erwägung, was die Beschuldigung des Verbrechens der beleidigten Majestät betrifft — daß aus dem in dem incriminirten Werke überall ausgesprochenen Hasse gegen das Gouvernement jedoch noch nicht nothwendig gefolgert werden muß, daß der Beschuldigte auch gegen Seine Majestät den König gleich verwerfliche Gesinnungen hege und nichts in der Schrift, selbst nicht die vom öffentlichen Ministerium als die verbrecherischen Stellen derselben (S. 17, 40, 51 und 110), so Arges

zu tariren? Seltsam! Ich finde die Auflösung dieses Räthsels in der Verlegenheit, an dem Versprechen von 1815 vorbeizukommen. Uebrigens siehe die folgende Anmerkung.

anzunehmen berechtigt, daß auch nirgends in dem Werke, wie irrthümlich von der Staatsbehörde behauptet wird, dem hochseligen Könige der Vorwurf eines Wortbruches gemacht ist und nur darin darüber geklagt wird, daß zur Zeit des Ablebens des hochseligen Königs das von ihm gegebene Versprechen noch nicht in Erfüllung gegangen, — daß kein Grund vorhanden ist, an der Aufrichtigkeit des Lobes zu zweifeln, welches der Beschuldigte in so vielen Stellen seiner Schrift, und zum Theil in den von dem öffentlichen Ministerium gerügten, Sr. Majestät dem hochseligen König zollt, die Urtheile, welche er sich geschichtlich darin über denselben, wenn auch nicht gerade lobend, erlaubt, die Art, wie er dessen Handlungsweise darin beleuchtet, [4]) wie Beschuldigter über dessen Versprechen, vor

4) So weit hat das Urtheil Recht, als ich den guten Eigenschaften, welche Friedrich Wilhelm III. als Mensch „ursprünglich" besessen, volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse und mit Rücksicht auf diese Eigenschaften die Nichterfüllung seines Versprechens nicht seinem unabhängigen Selbstentschluß, sondern hauptsächlich fremder Einwirkung und Verführung zuschreibe. Wenn aber das Urtheil die schonende Beurtheilung des Menschen in meinem Namen so weit ausdehnen zu wollen scheint, daß sie eine Streichung der Rechnung des Königs beabsichtigen könnte, so muß ich dieser Deutung ernstlich begegnen. Grade dadurch, daß Friedrich Wilhelm III. als Mensch ursprünglich Eigenschaften besessen, welche die Nichterfüllung eines „königlichen Worts" nicht hätten voraussehen lassen, grade dadurch wird die Rechnung des Königs, des absoluten Königs verdoppelt, wie dieß auch in meiner Schrift hinlänglich angedeutet

deſſen Erfüllung er vom Tode erreicht wurde, ſich äußert, wenn ſie auch keineswegs paſſend und geziemend genannt werden können, doch unmöglich als boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn direkt oder indirekt verletzende Aeußerungen über die Perſon und Handlungen desſelben angeſehen werden können und der Beſchuldigte daher dieſes Verbrechens nicht für überführt zu halten iſt. — Aus dieſen Gründen und nach Einſicht und Verleſung der §§. 151. und 153. Theil II. Tit. 20. des Allgem. L. R., der Allerhöchſten Verordnung vom 10. Oct. 1819, §. XVI. Nr. 2. und des Art. 194. der Rhein. Crim. P. O., lautend §. 151. — II. Th. 20. Tit. des Allg. L. R.: „Wer durch frechen, unehrerbietigen Tadel, oder Verſpottung der Landesgeſetze und Anordnungen im Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regie-

---

worden. Kein Factum in der ganzen preußiſchen Geſchichte kann verſtändlicher gegen das abſolute Königthum ſprechen, als grade das nicht erfüllte Verſprechen des von Natur gewiſſenhaften Friedrich Wilhelm III. Von dieſer Sünde kann keine Sophiſtik den Menſchen, geſchweige den König abſolviren. Den Menſchen kann man entſchuldigen, weil er König war, den König muß man verurtheilen, weil er Menſch war. Und dieß Urtheil muß vollſtreckt werden. Die klügſte und verſöhnendſte Art der Vollſtreckung würde darin beſtanden haben, daß der Nachfolger Friedrich Wilhelms III. deſſen Schuld offen übernommen und nebſt den Zinſen getilgt hätte. Da dieſe Art nicht beliebt worden iſt, und nicht beliebt werden ſoll, ſo bleibt das Schuldbuch in den Händen des Volks, das die Buchführung gelernt hat nach den Büchern der Sybille.

rung veranlaßt, der hat Gefängniß- oder Festungsstrafe auf sechs Monate bis zwei Jahre verwirkt"; — §. 153. l. c.: „Verkauf und Verbreitung solcher Schandschriften muß unter nachdrücklicher Geld- oder Leibesstrafe verboten werden und der ganze Vorrath der vorgefundenen Exemplare vernichtet, oder nach Beschaffenheit der Umstände öffentlich verbrannt werden"; — §. XVI. Nr. 2. der Allerh. Verordn. vom 18. Oct. 1819: „Ist der Inhalt einer solchen Schrift an sich strafbar, so treten außerdem die gesetzlichen Strafen ein, wobei wir erklären, daß bei frechem und unehrerbietigem Tadel und Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate es nicht blos darauf ankommen soll, ob Mißvergnügen und Unzufriedenheit veranlaßt worden sind, sondern eine Gefängnißstrafe oder Festungsstrafe von sechs Monaten bis zwei Jahren wegen solcher strafbaren Aeußerungen selbst verwirkt ist. — Eine gleiche Strafe soll stattfinden bei Verletzung der Ehrerbietung gegen die Mitglieder des deutschen Bundes und gegen auswärtige Regenten und bei frechem, auf die Erregung von Mißvergnügen abzweckendem Tadel ihrer Regierung"; — Art. 194. der P. O.: „Jedes condemnatorische Erkenntniß muß zugleich die Verurtheilung des Inculpaten in die Kosten enthalten." — Erkennt die erste correctionelle Kammer des königl. Landgerichts in contumaciam sprechend für Recht — erklärt den Beschuldigten Karl Heinzen für überführt — in dem Werke betitelt „Die preußische Bureaukratie", durch frechen, unehrerbietigen Tadel oder Verspottung der Landesgesetze und Anordnungen im Staate — Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung veranlaßt

zu haben; — verurtheilt denſelben deßhalb zu einer Gefängnißſtrafe von ſechs Monaten und legt ihm die Koſten zur Laſt, welche mit Einſchluß eines Urtheilsſtempels von 5 Thalern auf ſechs Thaler 9 Sgr. 7 Pf. inclusive der Ausfertigung dieſes Urtheils feſtgeſtellt ſind; — verordnet ſodann, daß der Vorrath der vorhandenen Exemplare des Werkes, betitelt: „Die preußiſche Bureaukratie" vernichtet werde. — Spricht hingegen den Beſchuldigten Karl Heinzen von der Beſchuldigung, „boshafte, die Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Aeußerungen über die Perſon und Handlungen desſelben" in dem erwähnten Werke vorgebracht zu haben frei.

So geurtheilt, Cöln ꝛc.

(Unterz.)

Schauberg. Baumeiſter. Stein. Eſchbach.

Wir befehlen und verordnen allen Gerichtsvollziehern, dieſes Urtheil zur Vollſtreckung zu bringen; Unſerem Generalprocurator und den Procuratoren bei den Landgerichten, hierauf zu halten, allen Befehlshabern und Beamten der öffentlichen Macht, auf Erſuchen hierzu ſtarke Hand zu leiſten; zur Urkunde deſſen iſt dieſes Urtheil auf der Umſchrift unterſchrieben worden.

Für gleichlautende Ausfertigung, welche dem öffentlichen Miniſterium abgegeben wird,

Der beig. Secretär

Correns.

LS

Heu-

Heute den achtundzwanzigsten Februar 1800 fünf und vierzig.

Auf Anstehen des öffentlichen Ministeriums habe ich Joh. Baptist Mahlberg, vereideter Gerichtsvollzieher beim Landgerichte zu Cöln, daselbst wohnhaft, dem in Cöln wohnenden Karl Heinzen, Literat und Landwehrofficier, vorstehendes, vom königl. Landgericht zu Cöln in seiner Sitzung bei verschlossenen Thüren der Correctionellen Kammer I., am 10. Februar c. gegen ihn ausgesprochenes Contumacial-Zuchtpolizei-Urtheil sammt dem Gegenwärtigen, in seiner letzten Wohnung in dem Hause Trankgasse Nr. 33. dahier in Cöln sprechend, da sich in Diesem Hause Trankgasse Nr. 33. dahier in Cöln weder ꝛc. Heinzen, noch sonst einer seiner Verwandten, oder Diener desselben sich vorfand, auch die Mitbewohner des genannten Hauses, sowie die Nachbarn des ꝛc. Heinzen, sich weigerten, die Abschriften anzunehmen und meinen Originalact zu unterschreiben, auf dem Königlichen Oberbürgermeisteramte der Stadt Cöln mit dem Königlichen Beigeordneten Bürgermeister H. Justizrath Schenk selbst, welcher mir meinen Originalact visirte, in Abschrift zugestellt und zurückgelassen.

gez. Mahlberg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Einiges

über

teutſchen Servilismus und Liberalismus.

Von

K. Heinzen.

New-York 1847.
Republikaniſches Büreau.

Teutſches Zeitungsgebell.

(Aus einem Brief an einen Freund.)

Sie meinen, man müſſe eine rieſenmäßige Hartnäckigkeit beſitzen, wenn man nach den Erfahrungen, die ich in jüngſter Zeit mit unſern ehrſamen Landsleuten gemacht habe, noch Luſt behalte, ſich mit teutſcher Freiheit abzugeben. Ich räume Ihnen ein, daß eine derbe Natur dazu gehört, um in der Schimpf- und Polizeiatmoſphäre, worin ich nun ſchon ſo lang athmen muß, nicht endlich von moraliſchem Erbrechen heimgeſucht zu werden. Aber, lieber Freund, die Atmoſphäre ändert ihren Eindruck, wenn man bedenkt, daß das heraufgezogene Gewitter nur Zeugniß liefert für die Wirkſamkeit der revolutionären Elektrizität, die man in die ſchwüle teutſche Luft hineingeleitet hat. Dürfte ich es indeſſen auch nur als den zuſammengehäuften Qualm anſehen, den der verfaulte Sumpf teutſcher Niederträchtigkeit, teutſchen Serviliſmus, teutſchen Hundethums ausgehaucht, ſo würden meine Nerven auch durch dieſe Probe nicht ſonderlich affizirt werden. In einer frühern Broſchüre habe ich es ja vorausgeſehen, daß die Teutſchen mich „anſpeien“ würden; ich habe aber

auch im Voraus gesagt, daß man sich durch dergleichen Erfahrungen nicht dürfe irre machen lassen. Das gehört zu dem Prozeß, den unsre Landsleute durchmachen müssen, um aus Unterthanen Menschen zu werden. Es ist überdieß eine natürliche Wirkung der Wahrheit, daß nicht bloß diejenigen, gegen welche, sondern auch diejenigen, für welche sie bestimmt ist, bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr unangenehm berührt werden. Es gibt tausend ganz ehrbare Leute, die beim ersten Zusammentreffen mit der Wahrheit sich entsetzen, beim zweiten um Hülfe schreien, beim dritten sich die Erschreckliche näher ansehen, beim vierten sie nicht mehr für ein wildes Thier halten, beim fünften sie ganz leidlich finden und beim sechsten schon eine heimliche Neigung für sie kundgeben. Und hat man sie erst so weit gebracht, so findet sich das Weitere von selbst. Es kommt also nur darauf an, daß man sich nicht durch die erste Wirkung abschrecken läßt, sondern die Parole festhält: „Nicht nachgelassen!“

Die Empfindlichkeit, mein Freund, die Sie auf meine Rechnung an den Tag legen, ist kein Kompliment für mich. Wäre ich ein Soldat, so würde Ihre Theilnahme, in's Militairische übersetzt, also lauten: „lassen Sie ab zu kämpfen, denn das Schlachtfeld stinkt ja nach Angstschweiß und Pulverdampf.“

In der That, ich habe seit einiger Zeit eben so viel Berliner, Münchener u. s. w. Angstschweiß gerochen, als Pulverdampf. Wäre es aber auch etwas Anderes gewesen, so kann da-

durch an dem Feldzugsplan und am Kampf nichts geändert [illegible]. Wer nicht auf alle Widerwärtigkeiten gefaßt ist und sich nicht dagegen abzuhärten weiß, der lasse die Finger von der politischen Agitation weg und gebe sich lieber mit Blumenzucht und Vogelfang ab, als mit Bekämpfung eines Despotismus, der vierzig Millionen Menschen beherrscht und hunderttausend ergebene Werkzeuge für eins besitzt. Wie Mithridates seine Natur durch häufiges Giftnehmen giftfest gemacht hatte, so muß auf dem Felde der politischen Polemik der Publizist sich gegen das Gift der polizeilichen Schreier und der servilen Troßbuben unempfindlich machen. Und dann, mein Freund, man muß billig sein. Muthe ich doch unsern Feinden eine gute Dosis Sinn für Preßfreiheit zu, die ich ihnen in ungeschwächten Proben zu kosten gebe; und ich selbst sollte gegen ihre zensirte Schimpffreiheit so empfindlich sein? Selbst wenn ich in diesem Geschrei die Stimme des teutschen Volkes zu vernehmen glauben müßte, würde ich mich zu trösten wissen, denn ich gehöre zu jenen großmüthigen preußischen Naturen, die sich im Nothfall damit begnügen, „den Dank ihres Volkes zu verdienen, sollte er ihnen auch nimmer zu Theil werden." Es gibt Leute, die aus jeder Noth eine Tugend zu machen wissen und die in dieser Kunst ihre einzige Tugend finden; da ich aber einige ganz unangreifbare Tugenden schon in Sicherheit habe, z. B. ein Revolutionair bin und nicht „dem Herrn diene," so wird es mich nicht herabsetzen, wenn auch ich mitunter zu

der Auskunft greife, aus der Noth eine Tugend zu machen.

Schlagen Sie sich also Ihre medizinischen Besorgnisse aus dem Kopf, lieber Freund. Meine einzige Sorge ist in diesem Sturm nur dahin gegangen, mich nicht durch Buschklepper auf die See treiben zu lassen, während ich auf dem Lande noch genug zu thun hatte. Niemand bekennt sich lieber und offener zu seinen Sünden, als ich; aber bis zu der Thorheit, mir nebenbei Dummheiten andichten zu lassen, mit deren Hülfe man mich aus Europa zu vertreiben gedachte, habe ich es doch nicht bringen können. Dem schreienden, zensirten Lumpengesindel diese Satisfaktion zu gönnen, das wäre mehr als Großmuth gewesen. Daher also die kurzen Reklamationen, die Sie gelesen und irriger Weise auf Rechnung einer bittern Enttäuschung geschrieben haben.

Enttäuschung? Nein! Nochmals, mein Freund, Ich kenne unsre Landsleute. In jeder Nation, die noch einen andern Herrn hat, als sich selbst, gibt es einen Theil, welcher den nationalen Hund vertritt, und dieser Theil ist nirgendwo größer, als in Teutschland. Das Höchste, was der teutsche Hund erlaubt, ist, daß man seine Kette um ein Paar „gesetzliche“ Ringe verlängert; macht Einer Miene, die Kette zu zerreißen, so fällt ihm der Hund mit dem Gebell loyaler Entrüstung an die Waden; wer aber wol gar darauf ausgeht, die Hütte zu zertrümmern, in welcher der Hund auf dem verfaulten Stroh der „Gesetzlichkeit“ die Sicherheit seines Herrn bewacht, dem wirft sich

der Kettenträger in heiligem Grimm an die Kehle. So ist dieser teutsche Hund, dessen Gebell dem Anschein nach die Stimme des teutschen Volks vertrit, weil Hundegebell der einzige erhöhte Ton ist, der unter Zensur laut werden darf! Glauben Sie aber nicht, mein Freund, daß diese „Völkerstimme Germaniens" mich zurückschrecke. Einen Hund prügelt man, wenn er lästig wird, aber man erschrickt nicht vor ihm. Glauben Sie auch nicht, daß ich mich nach Art der gelehrten Leute mit der Verachtung begnüge, welche diese Meute mir einflößt. Zwar verachte ich sie so tief, wie der Mont-blanc, in dessen Angesicht ich diese Zeilen schreibe, auf die Schluchten Savoyens herabschaut; aber mit der bloßen Verachtung ist in der Politik nichts gewonnen, so lang der Kampf nicht überflüssig geworden. Diese servilen Schreier müssen entlarvt und rubrizirt werden, so lang sie im Stande sind zu schaden, denn man steht ihnen nicht als bloße Person, sondern als Vertreter von Prinzipien gegenüber. Ich will Ihnen in der Eile die verschiedenen teutschen Hundsfötter vorführen, welche der Polizei zu Hülfe zu eilen pflegen, wenn es Einer gewagt hat, den feigen Anstand des Philister-Liberalismus zu verletzen oder die engen Schranken der loyalen Opposition zu überspringen.

Zuerst kommen die offiziellen Organe der Reaktion. Daß man von diesen ausgeschimpft wird, ist eben so natürlich, als es empörend wäre, wenn man von ihnen gelobt würde. Uebrigens beobachten diese Organe immer einen

gewiſſen Regierungsanſtand, den ſie durch moraliſche und väterliche Ermahnungen an die getreuen Unterthanen zu erhöhen ſuchen. Eben ſo ſtereotyp ſind ihre Verſicherungen des Vertrauens, daß die Unterthanen ſich nicht verführen laſſen, ein Vertrauen, wozu tauſend Maßregeln der Angſt den jedesmaligen Kommentar liefern.

Weniger, als die offiziellen, mäßigen ſich die halboffiziellen Blätter, die gleichſam auf einem hündiſchen Freundſchaftsfuß mit der Gewalt ſtehen und daher durch Eifer die Fortdauer dieſes Verhältniſſes zu ſichern ſuchen. Unter dieſen Organen, deren Vertreter gewiſſe Hofrathsnaturen ſind, zeichnet ſich namentlich die „Augsb. Allgemeine," die „Karlsruher" Zeitung, der „Rheiniſche Beobachter" u. ſ. w. aus. Die Redakteurs ſind in der Regel zurückgekommene Demagogen, die ihre Freiheits-Sünden durch Sklaven-Sünden abbüßen und von dieſer Buße leben.

Eine dritte Klaſſe beſteht aus denjenigen Blättern, welche um der Abbonnenten wie um der Konzeſſion willen alſo aus pekuniärer Angſt, nach beiden Seiten möglich zu bleiben ſuchen. Sie bilden den Uebergang zu denen, welche, wie z. B. die „Kölniſche Zeitung," gegen die Radikalen ſchimpfen, nur um dadurch ihr Bischen Schein-Liberalismus als recht unverdächtig und vertrauenswürdig aufrecht erhalten zu können. Und dieſen ſchließen ſich die Superklugen an, welche, wie z. B. die „Weſerzeitung," durch polizeiliche Aſſiſtenz die Reaktion zu beſchwichtigen, alſo durch Serviliſmus Freiheit erſchleichen zu können glauben und nebenbei in einem

diplomatiſchen Air die Würde der Gediegenheit ſuchen.

Ferner müſſen noch diejenigen Skribenten erwähnt werden, welche die eigentliche Hefe des literariſchen Pöbels bilden. Sie benutzen die Preßfreiheit, die ihnen gegen die Revolutionärs zu Gebote ſteht, um ſich doch einmal ungeſtraft ergehen und ausleeren zu können. Sie ſtellen auf dem literariſchen Felde jenen rohen Soldatenpöbel dar, welcher, nachdem er Jahre lang vor dem Kommando und dem Stocke gezittert, die Gelegenheit einer Revolte benutzt, um einmal ungeſtört ſeinen ſervilen Muth auszulaſſen und ſeine Muskete, ſtatt gegen ſeine Schinder, gegen ſeine Brüder zu gebrauchen.

Sie ſehen, mein Freund, aus welchen Motiven die Schimpferei entſpringt, welcher jede Entſchiedenheit unter Verhältniſſen, wie die teutſchen ſind, ausgeſetzt iſt. Zu dieſen Motiven kommen nun in Bezug auf mich noch ganz beſondere hinzu. Es gibt nämlich faſt nicht ein einziges jener ſervilen und feigen Blätter, denen ich nicht ſammt ihren Herrn Redakteurs ihre Sünden mit Namensunterſchrift vorgehalten hätte, und das iſt eben ſo unklug, als gefährlich. Von dem ſchuftigen Herrn Kolb in Augsburg, den ich hinter ſeinem vornehmen Blatt perſönlich herausholen mußte, bis zu dem ſtrohköpfigen Herrn André in Bremen, deſſen quartaliter in den Zeitungen belobte „Geſinnung“ und Fähigkeit mich nicht abgehalten hat, beides auf nichts zu reduziren, ſind mir alſo die Herrn Redakteurs mit ihren Korreſpondenten keinen

Dank schuldig, und dieß Gesindel benutzt natürlich die schöne Gelegenheit, um recht gesinnungsvoll einen Polizeikrieg gegen mich mitzumachen und sich auf eine wohlfeile Art zu rächen.

Zu allen diesen offenen und verstockten, offiziellen und nicht offiziellen Feinden kommen nun noch halbe Freunde hinzu, welche in dem Bewußtsein des heimlichen Einverständnisses mit meinen Bestrebungen und aus Feigheit der möglichen Gefahr, als revolutionair angesehen und in Gedanken kompromittirt zu werden, durch die Rolle des Petrus zuvorzukommen suchen und sich mit Ostentation in den Mantel der Gesetzlichkeit hüllen. Sie würden um keinen Preis das Glück, in halben Verhältnissen als halbe Leute nichts zu wirken, gegen das Unglück vertauschen, durch männliche Ueberzeugungstreue ein gutes Beispiel allen Denen zu geben, welche des Beispiels so sehr bedürfen. Ja sie erheben sich nicht einmal zu dem Muth, passiv der Polizei und ihren Skribenten allein den Kampf zu überlassen. Sie stellen sich daher mit zu der Musterung, stecken die loyale Kokarde auf und heucheln. Diese Sorte von Liberalen sollte sich ein Exempel an Itzstein nehmen, welcher, indem er sich „gesetzlich" niemals Blößen gegeben, dabei niemals die Dummheit und den Verrath begangen hat, der Gewalt gegen ihre Feinde zu assistiren.

Einer von jenen „liberalen" Halben oder halben „Liberalen" hat in einem öffentlichen Blatt meine Unmöglichkeit für seine praktische Sphäre mit einer Zugabe verstohlener Theilnahme durch den Ausdruck angedeutet, daß „mein Fanatismus

ſogar die Bitterkeit meines Schickſals überbiete.“ Halten wir dieſen „Liberalen“ einen Augenblick bei ſeinem Ausdruck feſt.

Mitleidiger Mann, kennſt du mein Schickſal? Tröſte dich!

Ich vagire als Fremdling in der Welt umher, und wo ich eine Nacht ruhig ſchlafen kann, da danke ich es der Gnade von Republikanern. Das iſt allerdings bitter.

Ich bin mit allen Wurzeln aus dem Boden meiner Exiſtenz herausgeriſſen und Niemand in Europa räumt dem „Revolutionair“ ein Plätzchen ein, auf welchem er ein Recht hätte ſich geltend zu machen und ſeinen Heerd zu errichten. Das iſt allerdings bitter.

Ich entbehre, während meine Feinde in hellen Haufen gegen mich anrücken, des offenen Beiſtands der Freunde, welche nicht laut werden dürfen, ohne als Hochverräther dazuſtehen, und muß durch den Trotz meiner iſolirten Stellung meinen Sinn beſtändig den Gefahren einſamer Verbitterung ausſetzen laſſen. Das iſt allerdings bitter.

Ich muß, während Andre den Kampfplatz mit allem Zubehör vorräthig finden, einen großen Theil der Kraft, die dem Kampfe ſelbſt zu widmen wäre, täglich an die Erringung der Bedingungen zum Kampfe ſetzen. Das iſt allerdings bitter.

Solcher Bitterkeiten gibt es für mich noch mehrere. Aber, du mitleidiger „Liberaler,“ dieſe „Bitterkeiten“ ſind Süßigkeiten, wenn ich mein „Schickſal“ mit dem deinigen vergleiche. Für mich gäbe es keine größere Bitterkeit, als die, mir

ſagen zu müſſen, daß ich mein Ich, mein Weſen, meine Freiheit, meine Würde verrathen oder geopfert habe. Sein ganzes Leben hindurch ein Heuchler zu ſein, ſein ganzes Leben hindurch mit krummem Rücken vor Perſonen und Verhältniſſen zu ſtehen, die man innerlich verachtet und verabſcheut; ſein ganzes Leben hindurch nicht ein einziges Mal ſeine Meinung geſagt, nicht ein einziges Mal ſein Herz ausgeſchüttet, nicht ein einziges Mal die Wahrheit bekannt zu haben, alſo nicht ein einziges Mal ein Mann geweſen zu ſein, obſchon der Taufſchein ein männliches Geſchlecht ausweiſ't: das „liberaler" Mann, iſt ein Schickſal, deſſen Bitterkeit einen ehrlichen Menſchen zur Verzweiflung bringen könnte. Spart daher euer Mitleid, ihr aus Feigheit und Heuchelei zuſammengeronnenen Halbmenſchen; beneidet mich, ſtatt mich zu bemitleiden!

Ich weiß nicht, wo einſt dieſe Hand verdorren wird. Ich bin ein Spielball unbeſtimmbarer Verhältniſſe. Diejenigen, denen ich Verderben geſchworen habe und bereiten werde, ſo weit ich es vermag, werden nicht unterlaſſen, mir das Gleiche zu thun. Die Herrn der Gewalt haben ſämmtlich einen Bund geſchloſſen gegen ihre gemeinſamen Todfeinde, und meine Sicherheit iſt einſtweilen nur noch auf ein kleines Fleckchen Erde beſchränkt. Möglich, daß ich in der Fremde den Verhältniſſen erliege, bevor der Tag der Erlöſung anbricht, den ich nach Kräften heraufführen helfe; möglich auch, daß Diejenigen, die nach meinem hochverrätheriſchen Blute lech-

zen, noch die Luſt erleben, meinen Kopf hinter preußiſchen Feſtungsmauern fallen zu ſehen. Auf alles Das muß ich gefaßt ſein und ich bin es. Aber glaubt mir, ihr liberaliſirenden Feiglinge und Halbmenſchen: mag mein Schickſal ſein, welches es wolle, nie wird dieſer Mund verleugnen, was er bekennt; nie wird dieſe Zunge erheucheln, was ſie verdammt; nie wird dieſer Nacken ſich beugen vor Denen, deren Joch ihm verhaßt iſt bis in den Tod, und wenn ſich einſt dieſe Lippe für immer ſchließt, ſo ſoll kein Zug des Schmerzes über eure „Bitterkeiten" ſie entſtellen, ſondern der Ausdruck des Stolzes ſie zieren, jenes Stolzes, der nur dem freien Manne bekannt iſt und von deſſen Miene in Erniedrigung zuſammenzucken muß jene ſüffiſante Erbärmlichkeit phraſenmachender Scheinmenſchen, welche nur die Maske war, um ein Nichts zu verbergen.

Ihr nennt mich einen „Fanatiker." Ihr ehrt mich, indem ihr mich zu beſchimpfen glaubt, und das bornirte oder perfide Kunſtſtück, den Eifer für Wahrheit und Freiheit dadurch herabzuſetzen, daß man ihn unter die alte Bezeichnung für Eiferer des Unſinns und der Barbarei bringt, thut keine Wirkung mehr.

Wißt ihr, was ein Fanatiker iſt? Ein Mann, der ſagt, was er will und will, was er ſagt.

Wißt ihr, was ein Fanatiker iſt? Ein Mann, der den Despotismus nicht weniger haßt, als er die Freiheit liebt.

Wißt ihr, was ein Fanatiker iſt? Ein Mann,

der nur die ganze Wahrheit für Wahrheit und nur die ganze Freiheit für Freiheit hält.

Wißt ihr, was ein Fanatiker ist? Ein Mann, der das Wort verachtet, wenn es nicht zur That werden will, und der keinen Philister für liberal und keinen Feigling für muthig und keinen Heuchler für männlich und keinen Halben für einen Ganzen hält.

Da habt ihr einige Eigenschaften des Fanatikers. Ihr seid versichert, daß ich euch diesen ehrenvollen Schimpfnamen nicht zurückgebe. Seid aber auch versichert, daß Teutschland, hätte es nur halb so viel Fanatiker, als es liberalisirende Heuchler und Feiglinge hat, in vier Wochen ein freies Land wäre und die „Bitterkeit des Schicksals" vielleicht von Denen würde empfunden werden, die jetzt in der polizeilichen Enge unnatürlicher Verhältnisse sich so behäbig geberden und die Mittelmäßigkeit ihrer Natur hochmüthig zur Norm der Männlichkeit zu machen suchen.

Wie jener „Liberale" sich unnöthige Sorge um mein bitteres Schicksal macht, so haben Andre unnöthige Vorsorge gegen meine Rückkehr in mein Vaterland getroffen. Beim Berliner Landtag ist eine Petition um „Amnestie für politische Verbrecher" zur Sprache gekommen. Die Kommission, welche dieselbe begutachtete, wollte aber die Petition beschränkt und die „königliche Gnade" nicht auf Diejenigen herabgefleht wissen, welche ihren Aufenthalt in der Fremde benutzen, um Revolution und „Fürstenmord" zu predigen. Ich begehe die Unbescheidenheit, diese Andeutungen

hauptſächlich auf mich zu beziehen, denn ich ſchmeichle mir der Hauptrevolutionair zu ſein, der die Revolution zum gemeinen teutſchen Recht zu machen ſucht, und habe noch weit mehr Revolution gepredigt, als mir die dumme Lehre vom „Fürſtenmord" aufgelogen worden iſt. Wegen meiner aber hat ſich die Berliner Kommiſſion unnöthige Sorge gemacht. Dieſe guten Leute glauben, unſer Einer ſei ſo erſterblich disponirt wie ſie und werde Das als ein Verbrechen anerkennen, worauf er ſtolz iſt, und laure bloß darauf, daß ſo eine bedauerliche Majeſtät ihm allergnädigſt die Polizeithüre öffnet, um ihn da drinnen als bekehrten Sünder in dem vaterländiſchen Gefängniß unſchädlich zu machen. Sie glauben, daß unſer Einer zu jenen ſentimentalen Schwachköpfen gehöre, die ſeelig ſind, wenn ſie einmal mit Allerhöchſter Erlaubniß ein Paar Tage „Heimathluft" athmen können, ſtatt die Heimathluft da zu finden, wo Freiheit iſt. Meine gute Kommiſſion, zu dieſen Leuten gehöre ich nicht. Du kannſt mich getroſt amneſtiren und begnadigen laſſen. Ich kenne ſo wenig eine Gnade, als ich begnadigungswerthe Dinge thue. Se. Maj. in Berlin iſt ein Menſch, den ich dahinbringen helfen will, daß er eben ſo wenig mehr begnadigen als beſtrafen kann. Ich erkenne ſein Recht zum Einen ſo wenig an wie zum Andern. Dieſer Popanz der germaniſchen Majeſtät ſteht in meinen Augen auf einer noch niedrigern Stufe des Reſpekts und der Berechtigung, als der orientaliſche Popanz zu Konſtantinopel oder Peking. Wie ſollte ich dazu kommen, mich von dem

Mann begnadigen zu lassen, von ihm, den ich mit einem Strick um den Hals der Polizei überliefern würde, wenn ich ihm an gewissen Orten begegnete? Liebe Kommission, ich würde ja in meiner Heimath vor lauter Schaamröthe nicht wieder erkannt werden, wenn ich mich zu der Erniedrigung verstände, beschmutzt durch die Gnade eines verachteten Verbrechers, den ich verderben will und der bloß durch die Nichtswürdigkeit seiner Gehülfen noch furchtbar ist, in mein Vaterland zurückzukehren! Nein, gute Kommission, ich kehre nicht nach Teutschland zurück. Meine Lungen sind zu sehr verwöhnt, als daß sie die teutsche Polizeiluft vertragen könnten. Ich ich kehre nicht nach Teutschland zurück, so lang die Männer Teutschlands nicht eben so frei sein wollen wie ich. Ich kehre nicht nach Teutschland zurück, wenn nicht entweder das Volk mir den Weg öffnen oder ich selbst ihn mir bahnen kann. Geschieht nichts von allem dem während meiner Lebzeiten, nun, so ist die einfache Folge, daß ich da draußen begraben werde und die loyale Kommission vor der Gefahr gesichert bleibt, die christliche Erde Preußens durch mein revolutionaires Gebein entweihen zu sehen. Was aber Friedrich Wilhelm den „Ungeschwächten" betrifft, so mag der mir Amnestie ertheilen so viel er nur im Vorrath hat; von mir erhält Höchstderselbe keine Amnestie.

Doch, mein Freund, ich bin durch meine Apostrophen ganz aus der Richtung herausgekommen und hätte beinahe vergessen, daß ich einen Brief an Sie schreibe. Damit ich nicht noch einmal auf

dieſer Sünde ertappt werde, zu welcher Sie den Anſtoß gegeben haben, breche ich für heute ab. Leben Sie alſo wohl, wenn das in Ihrer Umgebung möglich iſt, und erfreuen Sie mich in Ihrem nächſten Brief mit dem Troſt, daß Sie mehr Vertrauen auf den Sieg des Rechts, den Sieg der Wahrheit, den Sieg der Vernunft, alſo mit einem Wort auf den Sieg des Radikalismus gewonnen haben. Wer dieß Vertrauen nicht beſitzt, der zittre vor der Gefahr, daß die Ströme bergauf laufen und die Erde überſchwemmen; wer es beſitzt, den beugt und entmuthigt nichts, und ſollte er unter den tauſend Millionen Menſchen, welche die Erde bevölkern, 999,999,999 gegen ſich haben.

Am Genferſee, im Juni 1847.

Ihr getreuer

R. Heinzen.

Teutſche Oppoſition.

Alſo der Eunuch tritt auf, um zu 600 Perſonen zu reden, die berufen ſind, ſich ihm gegenüber als Männer zu zeigen. Nach dreißigjährigem Warten wird ihnen endlich die Gelegenheit dazu geboten. Fürwahr, ſie konnten ſich nicht beklagen, daß ihnen die Zeit zur Vorbereitung gefehlt habe. Steckte etwas Männliches in ihnen, ſo mußte es jetzt zum Ausbruch kommen.

Was der Eunuch geſprochen, wiert mich an, ſo oft ich daran denke. Doch ich denke mich in ein loyales Ständegemüth hinein, und auch in dieſer Metamorphoſe fühle ich mein Inneres ſich empören. Jedes Wort eine Lüge, oder eine Heuchelei, oder eine Zudringlichkeit, oder eine Schamloſigkeit, oder eine Despotenfrechheit oder — eine Feigheit! Dieß Gemiſch, deſſen Eindruck ſich in Ekel und Empörung theilt, hören 600 Perſonen an, die berufen ſind, ſich als Männer zu zeigen, und ſie ſind ſammt und ſonders erbaut davon.

Die Zeit iſt gekommen, wo die Kritik des Despotismus einen Theil ihrer Waffen abgeben kann, abgeben muß für die Kritik Derer, welche in erſter Reihe den Despotismus bekämpfen

ſollten. Sorgen wir dafür, daß nach der langen Zeit, die uns durch die Reaktion verloren gegangen iſt, wir wenigſtens die Zeit abkürzen, um die wir auch durch die Oppoſition betrogen werden ſollen. Wir haben die Erfahrungen Anderer vor uns. Benutzen wir ſie und lernen wir unſere Feuillants und Girondiſten bei Zeiten kennen, damit wir im entſcheidenden Augenblick keine leere Hoffnungen auf ſie ſetzen.

Niemals hat eine Oppoſition ſolch einen Kampfplatz und ſolche Waffen jeder Art vorgefunden, wie diejenige, welche am 11ten April 1847 zu Berlin im „weißen Saal“ zuſammengetreten iſt. Sie hatte das Recht des Volks, welches nie zur Sprache gekommen, ſie hatte die öffentliche Moral, welche dreißig Jahre lang verhöhnt, ſie hatte den „geſetzlichen Boden,“ welcher auf alle Weiſe mit dem Unkraut der Lüge beſä't war, kurz ſie hatte Alles zur Verfügung, was ein Mann nur verlangen kann, um das Recht zu vertreten und dem Unrecht den Krieg zu machen. Hat ſie es gethan? Sie hat „geliebt,“ „vertraut“ und „verehrt!“

Man hat durch verneinende Abſtimmungen (nicht durch die Reden) der „Krone“ dieß und das nah gelegt, das iſt wahr; man hat die Büreaukraten, die eine jammervolle Rolle ſpielten, hier und da in Verlegenheit gebracht, das iſt wahr; man hat defenſiv mitunter geſchickt genug manövrirt, das iſt wahr. Aber im „weißen Saal“ war die Gelegenheit, offenſiv zu Werk zu gehen und das hat man feiger Weiſe unterlaſſen. Kein einziger Deputirter hat den

Muth gehabt, den Gewalthabern die Wahrheit zu ſagen; alle aber haben „geliebt," „vertraut" und „verehrt!"

Man hatte das „Patent" nebſt Beilagen ſechs Wochen lang ſtudirt, und wer nur ein Gran Menſchenverſtand beſaß, der mußte ſich vollſtändig überzeugt haben, daß es nichts als eine Lüge und eine Falle war. Mit dieſer Ueberzeugung ausgerüſtet, hören 600 Perſonen den empörenden Sermon des Eunuchen an, welcher durch den Ausdruck der Furcht eben ſo ſehr ermuthigen, als durch den Ausdruck des Hochmuths empören mußte. Sie fühlen trotz dieſem Berliner Hochmuth aus jedem Wort heraus, daß die Berliner Furcht vor der Revolution dem Lügner das phraſenreiche Machwerk diktirt hatte; fehlte ja bloß, daß er die Schriftſteller und ſonſtigen Opponenten mit Namen nannte, gegen welche er die „Erſten der Nation" in's Feld führen wollte. Und die „Erſten der Nation" benutzten weder dieſe Furcht, noch wurden ſie empört durch die Frechheit der Preſſe, zu welcher man ſie ſo offenbar gebrauchen wollte. Was ſie thaten, war dieß: ſie „liebten," ſie „vertrauten" und „verehrten!"

Ich bin keiner jener unpraktiſchen Phantaſten, die Unmögliches verlangen. Auch bin ich keiner jener jungenhaften Beurtheiler, die das Verdienſt, unter gegebenen Verhältniſſen das Mögliche zu leiſten, gewiſſenlos herabſetzen, weil es nicht ihre abſtrakten Theorien befriedigt. Habe ich doch in der Polemik gegen die Kommuniſten genug gezeigt, daß ich jede Billigkeit übe, welche auf

dem Standpunkt einer vernünftigen und praktischen Politik irgend zulässig ist. Ich verwahre mich daher von vornherein gegen den Vorwurf, welcher aus dem allgemeinen Jubelgeschrei über die „Heldenthaten" des Landtags auftauchen wird, daß ich die Verhältnisse aus dem Auge lasse und exorbitante Ansprüche aufstelle. Nein, das thue ich nicht. Ich verlange weder, daß ein Deputirter ein Mirabeau sein solle, wenn er keine Fähigkeit dazu besitzt, noch daß er nach Berlin gehe, um die, wenn auch noch so ekelhafte „Thronrede" mit einem **„vive la republique"** zu erwiedern. Aber was ich verlange und jeder Mann aus dem Volke verlangen muß, ist dieß: man emancipire sich von der Kanzleigesinnung des Unterthanenthums; man mache sich nicht zum Schmeichler und Diener einer Gewalt, die man zu beschränken berufen ist; man habe den Muth die Wahrheit zu sagen, welche die Situation und die Verhältnisse Jedem in den Mund drängen; man heuchle nicht für die „Krone," wenn man nicht den Muth hat, offen gegen die „Krone" aufzutreten. Das war das Mindeste, was verlangt werden konnte, verlangt werden durfte. Hat die Opposition dieß Wenige geleistet? Sie hat „geliebt," „vertraut" und „verehrt," d. h. sie ist mit „liberalem" Anstand — Sklavinn gewesen.

Die Hauptstütze, welche die mittelalterliche Gewalt, das absolute Popanzenregiment noch im Volke findet, ist jene so sorgfältig kultivirte Gefühls- und Verstandes-Lüge, welche alles menschliche Verhältniß zwischen Oben und Unten

aufhebt, jene Lüge der abſoluten „Liebe," des abſoluten „Vertrauens," der abſoluten „Verehrung," wovon Diejenigen durchdrungen ſein ſollen, welche durch die Gewalt bis auf's Blut gequält und alles Deſſen beraubt werden, was ſie zu Menſchen macht. Hat die Oppoſition dieſe Lüge verachtet? Hat ſie auf deren Zerſtörung hingearbeitet? Hat ſie auch nur die Möglichkeit des Grundſatzes durchblicken laſſen, daß die „Liebe" vom Verdienſt Derer abhangen müſſe, welche ſie in Anſpruch nehmen? Nein, ſie hat „geliebt," „vertraut," „verehrt„ **à tout prix!** Nicht das Recht war der Punkt, von dem ihre Wirkſamkeit ausgieng, ſondern — die „Liebe," das „Vertrauen," die „Verehrung;" nicht die Wahrheit war der Leitſtern für ihre Debatten, ſondern — die „Liebe," das „Vertrauen," die „Verehrung;" nicht die Vernunft war der Brunnen, woraus ihre Beredſamkeit ſchöpfte, ſondern — die „Liebe," das „Vertrauen," die „Verehrung!" Sie dachte nicht daran, vom Standpunkt der Freiheit aus der Reaktion entgegenzutreten, ſondern ſie ſtellte ſich unter die Fahnen der Reaktion, worauf „Liebe," „Vertrauen," „Verehrung" geſchrieben ſteht, um ſich von den Urfeinden der Freiheit — der Freiheit in die Arme führen d. h. ſich zum tauſendſten Mal belehren zu laſſen, daß durch Betteln ſo wenig ein Recht errungen als durch Uebergabe eine Schlacht gewonnen wird. Man ſchmeichelte, wo man trotzen, man bettelte, wo man fordern, man feilſchte, wo man erobern ſollte. Ach, es handelte ſich ja nicht um Recht und Freiheit,

es handelte sich um „Loyalität!“ Es handelte sich ja nicht um das Volk, es handelte sich um die „Krone!“ Verzichte man auf Alles, aber sei man loyal gegen die „Krone!“ Krieche man wie ein Hund, man kriecht ja vor der „Krone!“ Werfe man Würde und Menschenthum zum Fenster hinaus, es geschieht ja zu „Stärkung“ der „Krone!“ Es ist mir rein unbegreiflich, wie diese Kronenkriecher sich einbilden können, ein Despot werde freisinniger sein, als die Opposition, und er werde Rechte einräumen, die man nicht einmal den Muth hat auszusprechen, geschweige denn zu fordern. Sie haben einen weit wegwerfenderen Bescheid verdient, als sie erhalten; sie konnten dem Despoten nur Verachtung einflößen, das bekannte Loos aller Schmeichler.

Empfandet ihr denn gar keine Scham, ihr Männer der Opposition, wenn euer drittes Wort „Liebe,“ „Vertrauen,“ „Verehrung“ war? Wenn ihr keine Hindeutung auf ein halbes Recht machen konntet, ohne die lügenhafte „Stärkung“ der „Krone“ als loyalisirende Schildwache daneben zu stellen? Wenn ihr keine größere Angst wußtet als vor dem Ehrenmann der „Partei?“ Wenn ihr keine Annäherung an die Wahrheit wagtet, ohne eine Phrase aus einer lügenhaften Thronrede als Motto vorauszuschicken? Wenn ihr nur lebtet und webtet in der „Krone,“ um die „Krone,“ durch die „Krone,“ für die „Krone,“ jene „Krone,“ deren „Stärkung“ ganze Generationen als Opfer fallen; jene „Krone,“ die unter dem Fuß des Volks zertreten werden muß, wenn von

Recht und Freiheit die Rede sein soll; jene „Krone," die weiter nichts ist als ein polirtes Seitenstück der bluttriefenden „Krone," welche der Barbar in Petersburg auf seinem völkermordsinnenden Schädel trägt?

Wir Andern sind doch auch wohlorganisirte Menschen, die gesundes Blut in den Adern und das Herz auf dem rechten Fleck haben. Wie ist es denn, daß wir gar nichts empfinden von jener berauschenden „Liebe," wovon alle eure Fibern erzittern, wenn ihr der „Krone," wenn ihr einem gekrönten Jesuiten, wenn ihr einem phrasentriefenden Despoten gegenübersteht? Wäre doch ein einziger unter den Rednern aufgetreten, der den Stolz des ewigen Rechts und die Würde der freien Männlichkeit hätte reden lassen, statt sich mit „Liebe," „Vertrauen, „Verehrung" zu besudeln! Aber nein, nicht ein einziger! Die höchste Stimmung, in die sie sich versetzten, war die ekelhafte Tornisterbegeisterung für 1813 und die zoologische Extase über den „Adler der Hohenzollern." Diese servilen Quellen der Beredsamkeit sind für die Preußen, was anderwärts die Menschenrechte und die Ideen der Volkshoheit waren. Sich in Gedanken noch einmal gegen die Franzosen zu hetzen und „den Thron auf den Schultern durch das Blut des Volks auf seine jetzige Höhe zu tragen," statt sich schamroth zu gestehen, es sei besser gewesen, ihn im Blut zu ersäufen — solche Hetzhundsbravouren und Sklavenrenomagen sind für die loyalen preußischen Opponenten politische Heldenthaten erster Klasse. „Thron," „Krone," „Ma-

jestät" — das ist ihr tägliches Brod, und „Liebe," „Vertrauen," „Verehrung" — das ist ihr politisches Dessert, und „Treue," „Hingebung," „Aufopferung" von „Gut und Blut" für galgenwürdige Schurken — das ist ihre Festspeise an „patriotischen" Gallatagen!

Doch halten wir uns vorzugsweise an ihre „Liebe", welche die Mutter aller andern Unterthanentugenden ist.

Da ist Herr Hansemann, den wir, wenn er auch kein Redner ist, unter der Opposition im „weißen Saal" oben an stellen. Herr Hansemann hat viel staatsmännische Natur. Er ist sehr kaltblütig und unpersönlich. Er würde z. B. als Staatsmann durch keine Angriffe, sie könnten sein wie sie immer wollten, sich bewegen lassen, gegen die Presse einzuschreiten. Die Minister, die Büreaukraten imponiren Herrn Hansemann nicht im Mindesten. Er schraubt sie, wo er kann, und wo er ihnen persönlich gegenuber steht, macht er nicht mehr Komplimente, als gegen seines Gleichen. Aber Herr Hansemann ist ein Mann der alten Zeit, ein Bischen Konstitution schließt seinen Gesichtskreis, die sogenannte Klugheit des Feilschens und Lavirens ist seine Taktik, der Radikalismus hat ihn nicht berührt, er will sogar eine starke Aristokratie, und vor allen Dingen — Herr Hansemann „liebt" den König!

Da ist der Herr von Vincke, ohne Bedenken der beste Redner und die ausgeprägteste Persönlichkeit des ganzen Landtags. Er hat auf die wichtigsten Beschlüsse bedeutenden Einfluß geübt und

ohne ihn wäre das Resultat noch weit kläglicher ausgefallen. Aber Herr von Vincke leidet, abgesehen von seinem aristokratischen Schimmer, an bornirten Vorurtheilen, er ist eingenommen gegen die Juden, er gönnt den Atheisten keine Staatsbürgerrechte (kläglich!), vor allen Dingen aber — Herr von Vincke „liebt" den König!

Da ist Herr von Beckerath, ein Mann von formeller Gewandtheit in Rede und Schrift, als Redner ohne Gedanken, doch geltend durch Form und einzelne rhetorische Wendungen, versetzt mit sentimental-romantischen Elementen und ohne alle Entschiedenheit, stets noch begeistert für die „Befreiungszeit" traurigen Andenkens (mehrere Male zur königlichen Tafel gezogen), vor allen Dingen aber kein Volksmann, denn Herr von Beckerath „liebt" den König!

Da ist Herr Kamphausen, ein Mann von Geistesschärfe und Federgewandtheit, aber von kaufmännischer „Klugheit" und diplomatischer Halbheit; jedenfalls kein Mann von Muth und radikaler Gesinnung, denn — Herr Kamphausen „liebt" den König!

Da ist Herr Mevissen, ein Mann aus den Zeiten der „Rheinischen Zeitung," welchem radikale „Gesinnung" und Energie zuzutrauen war, der aber durch den Einfluß seiner bürgerlichen Stellungen abgeschwächt zu sein scheint, denn er macht ebenfalls Geschäfte in den Redensarten des loyalen Bediententhums, spricht von seinem „erhabenen Monarchen" und — es ist unglaublich — Herr Mevissen „liebt" den König!

So könnten wir die ganze Reihe heruntermuſtern und wir würden die Bruſt jedes dieſer Herrn, die meiſtens ganz kalte, proſaiſche Geſchäftsleute ſind, von romantiſcher „Liebe“ zum König geſchwellt ſehen. Wo iſt doch, meine Herrn — geben Sie uns phyſiologiſchen oder pſychologiſchen Aufſchluß — wo iſt doch eigentlich der Sitz dieſer räthſelhaften Liebe, welche Sie ſo glücklich macht und unſer Einen ganz unberührt läßt? Ich frage die Frauen, die Töchter dieſer Männer, ob dieſelben von Hauſe aus ſo zärtlich disponirt ſeien, daß ſie ſogar für eine der ekelhafteſten männlichen Figuren, die mir je unter die Augen gekommen, von Liebe entbrennen? Welche Empfindungen erweckt eigentlich dieſe Liebe? Welcher Natur iſt ſie? Verurſacht ſie Herzklopfen, wenn ſie ihren Gegenſtand vor ſich hat? Drängt es ſie nach einer Umhalſung? Verlangt ſie nach Küſſen? Preßt ſie Thränen aus nach der Trennung? Irrt ſie im Mondſchein umher, wenn Friedrich Wilhelm der Heißgeliebte in Sansſouci Champagner trinkt und der zärtliche Abgeordnete der Städte oder der Landgemeinden oder der Ritterſchaft an den fernen Ufern des freien Rheins weilt? Geben Sie doch Antwort auf alle dieſe Fragen, meine Herrn, damit wir ſehen, ob Ihnen bei der Beurtheilung dieſer Liebe vielleicht die Entdeckung einer beſondern phyſiologiſchen Anlage zur Entſchuldigung dient. Sie ſchweigen? Nun, ſo übernehme ich die Antwort. Sie lautet: entweder liebt ihr wirklich jenen ekelhaften Romantiker, und dann ſeid ihr bedauerliche Sklaven,

oder ihr liebt ihn nicht, und dann seid ihr kriechende Heuchler. In einem wie im andern Fall aber taugt ihr nicht zu Vertretern des Volks.

Doch seien wir nicht zu voreilig. Vielleicht hat der Thronredner in Berlin ganz besondre Eigenschaften und Tugenden, die man erst bei näherer Bekanntschaft würdigen lernt und die einen so bezaubernden Eindruck selbst auf alte, trockne, steinkalte, spekulirende Geschäftsleute machen. Wir wollen sehen. Das Gesicht des Thronredners fällt auf durch einen viehischen Ausdruck, der bald an eine gewisse schweinische Trogbegierde erinnert, bald den brutalsten Despotismus verräth. Die Augen sind verschwommen, wie die eines alten Trunkenbolds, und machen den Eindruck, als wollten sie tropfenweise herabrinnen über die vom Champagner aufgedunsenen, schlaffen Backensäcke. Die aufgestutzte Mopsnase ist höchst unbedeutend, ein Ausdruck der Kraft- und Charakterlosigkeit. Dazu die ordinaire Stirne nebst dem vorgequetschten Kinne als Zeichen schwächlichen Trotzes — so haben wir die physiognomischen Data beisammen und können den kurzen gemeinen Hals (schlecht konstruirt für einen Kollegen Ludwigs **XVI.**) so wie den stets gefüllten Wanst auf dem hochgespaltenen Gestell und die dünnen, schneiderartigen Beine gänzlich übergehen.

Ich frage nun, was ist an dem Aeußern dieses Individuums liebenswürdig?

Doch ihr appellirt an innere Eigenschaften, an Tugenden. Besehen wir uns also diese Tugenden, die als Thaten vor uns liegen. Wir

ſehen einen Mann, der ſeit ſieben Jahren bei jeder Gelegenheit mit ſchönen Redensarten um ſich geworfen, unter der Hand aber Alles aufgeboten hat, um in Politik, Schule und Kirche das Volk auf den Standpunkt des Mittelalters zurückzuführen. Da er indeſſen nicht den Muth hatte, mit ſeinen Planen energiſch durchzugreifen, hat er allemal da eingehalten, wo er auf eine kräftige Oppoſition ſtieß, und dieſe Feigheit, verbunden mit koquettirender Heuchelei, verſchafften ihm faſt immer ein Ausweg, auf welchem er ſeine wahren Abſichten dem Endurtheil der öffentlichen Meinung entziehen und einen Scheinliberalismus retten konnte. So iſt es denn auch gekommen, daß er, trotz allen möglichen Provokationen mit ſeinen wahren Verfaſſungsabſichten erſt nach ſieben Jahren nothgedrungen ganz herausgerückt iſt und aus dieſer Noth jetzt noch eine Tugend machen kann, welche als Erbinn und zugleich als Todtengräberinn eines „Königlichen Worts" daſteht. Im Speziellen hat der Mann eine ganze Menge Tugenden ausgeübt, die eine ganz ungemeine Liebenswürdigkeit verrathen. Er hat, als er beſoffen vom Gelage kam, einem vor ihm knieenden Bürgermeiſter einen Fußtritt gegeben und darauf den unglücklichen Mann, der ſich gebührender Maßen für dieſe ruſſiſche Infamie zu rächen ſuchte, edelmüthig köpfen laſſen. Er hat eine Menge Schriftſteller wegen der unbedeutendſten Dinge, die unter vernünftigen Verhältniſſen als Tugenden gelten, mit Hülfe mittelalterlicher Strafoktate (Geſetze genannt)

einkerkern lassen und labt sich an ihren Leiden. (Der Eunuch soll durch dergleichen die Freuden der Liebe ersetzen.) Er hat eine Menge Polen, die ihm im Vertrauen auf seine Ehre sich mit den Waffen in der Hand überliefert, ehr- und herzlos dem Barbaren in Petersburg in die Hände gespielt, um sie entweder an den Galgen aufknüpfen oder ihnen das Fleisch vom Leibe knuten oder sie lebendig in den Gräbern Sibiriens begraben zu lassen (und kein Pole hat sich wegen dieser Scheußlichkeit gerächt!). Er hat die Hungernden, die unter seinen Augen vor Elend verzweifeln, während er für sich und sein Mittelalter die Mittel des Landes vergeudet, zu Hunderten niederschießen oder einkerkern lassen — im Namen der Gerechtigkeit. Er ist der Dritte der Mörder Krakau's und hat den Ruhm dieser Schandthat landesväterlich mit dem halben Ruin Schlesiens erkauft.

Da haben wir einige dieser tugendhaften Handlungen, wovon sich noch ein ganzes Register aufstellen ließe und wodurch der „geliebte" Landesvater „dem Herrn dient." Wißt ihr, wer dieser Herr ist? Er heißt Nikolaus!

Doch wir kommen zu unsern Oppositionsrednern zurück und erwarten von ihnen Auskunft, ob die Quelle ihrer „Liebe" etwa jene königlichen Tugenden seien? Ob sie da lieben, wo den freien und rechtlichen Mann der Grimm und die Rachelust schüttelt? Ob sie da „vertrauen," wo der freie und rechtliche Mann in den Fluch ewiger Feindschaft die Erkenntniß bodenloser Schlechtigkeit kleidet? Ob sie da „verehren,"

wo dem freien und rechtlichen Mann die Verachtung und der Abscheu die Ferse durchzucken, die sich unwillkürlich hebt, als müsse sie die Fratze des Despoten in den Koth treten?

O ihr vielgenannten Herrn Landtagsabgeordneten, die in einer zensirten Welt zu Heldenerscheinungen aufgeblähr werden konnten, wenn ihr den Maßstab der freien Vernunft, den Maßstab der freien Männlichkeit, den Maßstab des freien Menschenthums an euer kriechendes Auftreten vor einem verabscheuenswerthen Popanz legt, ihr müßt euch von den Festen, die euch empfangen, schamroth zurückziehen, ihr müßt eure Ehrengeschenke zum Fenster hinauswerfen und denjenigen, die euch wie große Männer verschreien, als servilem Pöbel aus dem Wege laufen.

Aber dahin gelangt man, wenn man sich prinzipmäßig einer „Krone" unterordnet. Dahin gelangt man, wenn man seine Vernnnft und Würde einer Fiktion der rohen Vorzeit opfert, an die man selbst nicht glaubt. Ich frage Herrn Hansemann, Herrn Vincke u. s. w., ob sie für sich die königliche Popanzerei als nöthig erachten, ob sie für sich an eine Majestät glauben, ob sie für sich nicht ihren Menschenberuf erfüllen mögten ohne Majestät? Wohlan, wenn sie hierauf mit Ja antworten müssen, so kann ihr politischer Götzendienst nur aus der Rücksicht auf ein vermeintliches Bedürfniß des politischen Pöbels oder als eine feige Heuchelei erklärt werden, und ich frage, ob jener Götzendienst für einen Mann und Ehrenmann nicht gleich schimpflich sei, mag derselbe aus der einen oder aus der andern Rücksicht ent-

ſpringen? Iſt die Aufgabe des Staatslebens ſklaviſche Auftreibung der Gewalt und Nährung der Vorurtheile des Pöbels, oder iſt ſie Zerſtörung der Gewalt und Aufhebung des Pöbels durch Zerſtörung der Vorurtheile? Doch es iſt hier der Ort nicht, auf dieſen Punkt näher einzugehen. Mögen die Herrn das „zweite Heft" (des „teutſchen Tribuns") nachleſen und dann ihr loyales Bekenntniß vertheidigen. Die Zeit iſt hoffentlich nicht fern, wo Der geradezu als Eſel oder als Heuchler daſteht, der das teutſche Volk noch durch das Königthum, durch Königsdienerei, durch ein lächerliches Stück Metall, „Krone" genannt, beglücken will; der, ſtatt die Freiheiten, welche er dem Königthum abringen hilft, als Mittel zur Erringung der ganzen Freiheit anzuſehen, das Haupthinderniß dieſer Freiheit als Zweck proklamirt und zum Gegenſtand des Götzendienſtes macht. Wer nicht ſieht oder nicht ſehen will, daß das Bedürfniß und die Gährung unſerer Zeit auf etwas Anderes hinarbeite, als auf eine konſtitutionelle Lüge, Der mag ſeinen Antheil an dem Fluch dahin nehmen, welchem die Feinde der neuen Zeit nicht entgehen werden. Wer in die Reihen der teutſchen Oppoſition mit einem andern Vorſatz tritt, als mit dem, die fürſtliche Gewalt zu brechen und zu zerſtören, ſie alſo entweder durch Ueberliſtung zu ſchwächen, oder durch Nöthigung zu beſchränken, oder durch Hindrängung zu Staatsſtreichen dem Volksgericht der Revolution zu überliefern, der iſt ein Alliirter der Feinde des Volks, der iſt ſelbſt ein Feind, ja er iſt ein Verräther des Volks.

Es ist endlich Zeit, daß über die empörenden Servilitäten und Heucheleien energisch Gericht gehalten werde, welche sich die volksverrätherische „Opposition" sowohl der Kammern als des Journalismus, namentlich in Preußen, förmlich zum Geschäft gemacht haben. Mit diesem servilen Gift wird das ganze Land überflutet, die ganze Volksatmosphäre verpestet, so daß das Volk ganz aus der Politik verschwindet, das Wesen der Freiheit ganz unkenntlich wird und Der schon für einen Liberalen gilt, welcher sechsmal den König und einmal die Freiheit in den Mund nimmt. Die Mehrzahl Derer, welche in Teutschland sich zur Opposition und zu den Liberalen rechnen, verdiente täglich ein Dutzend Knutenhiebe. Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß die Mehrzahl der teutschen sogenannten Liberalen Teutschland weit mehr schadet, als die ganze Koalition der Reaktionairs. Diese können wenigstens das Volk zur Verzweiflung bringen; jene sind im Stande, es zu Rettung der Reaktionaire über seine Verzweiflung zu belügen und mit dem Mordgewehr in der Brust — in „Liebe" zu „ersterben."

Wir kommen zu der Opposition im „weißen Saal" zurück. Daß die Herrn sich dort der verächtlichsten Heuchelei hingegeben, hat namentlich der Schluß gezeigt. Ich behaupte, daß die Häupter der Opposition die Hauptheuchler gewesen sind. Wer so von „Liebe," „Vertrauen," „Verehrung" durchdrungen war, wie diese Herrn zu sein schienen, der konnte unmöglich so lieblos, mißtrauisch und pietätlos die edeln Absichten der

„Krone“ durch Zurückweiſung der weiſeſten, freiſinnigſten Geſetzentwürfe und Verweigerung von ein paar Dutzend lumpigen Millionen erwiedern. Am Wenigſten aber durfte der ſeinem „erhabenen Monarchen“ geradezu den Gehorſam verweigern. Der heißgeliebte Landesvater hatte den „Befehl“ ergehen laſſen, die Mitglieder der „Ausſchüſſe“ zu wählen. Und ſiehe da — die „liebenden,“ „vertrauenden,“ „verehrenden,“ Unterthanen wählten nicht! Was ſoll man dazu ſagen? Entweder waren ihre früher bei jeder Gelegenheit ausgekramten Gefühle erlogen, oder ihre Remitenz am Schluß war ein Nothmittel, nach den kläglichen Vorakten der rheiniſchen Diplomatenpolitik ein Bischen Liberalismus und Entſchiedenheit zu retten.

Wer ſo illoyal war, daß er einem ausdrücklichen Befehl ſeines „Landesherrn“ den Gehorſam verweigerte *), der mußte auch illoyal genug ſein, von vorn herein ſeine Theilnahme an der ganzen Patentlüge abzulehnen. Denn wenn auch gleich Anfangs klar war, wo der heißgeliebte Autor des „Patents“ mit den Ausſchüſſen hinauswollte und daß auf ſie ſeine Hinterliſt vorzugsweiſe gerichtet war (auch in der „Thronrede“ legte er einen Hauptaccent darauf), ſo war doch die Rettung des Prinzips, ſich über-

*) In der That ſchöne „Freiheiten,“ die man auf „Befehl“ ausübt! Es fehlt nur, daß man in Preußen die „Ausübung der ſtändiſchen Rechte“ mit der Knute erzwingt. Käme man doch dahin, provinzweiſe keine Abgeordnete für die „Provinzialſtände“ zu wählen.

haupt nicht auf den Boden des Feindes locken zu laſſen, viel wichtiger, als die Ablehnung einzelner Punkte, z. B. der Garantieübernahme und der Ausſchußwahlen.

Nachdem die „Liebenden," „Vertrauenden," „Verehrenden" einmal den Boden des „Patents" betreten, war dieß der ſogenannt „geſetzliche Rechtsboden." Der Weg des Proteſtes, der Weg der Verwahrung, der Weg des Rechtstrotzes war dadurch von vorn herein abgeſchnitten und es blieb nur der lächerliche Weg der „Petition" übrig. Auf Petitionen aber vertröſtet der hohe Geliebte natürlich mit der von ihm ſelbſt in ſeiner ſouverainen Weisheit ſchon vor Einreichung der Petitionen erkannten „Bildungsfähigkeit" des „Patents" und mit ſeinen bodenlos tiefen, gar nicht zu ergründenden Erwägungen. So reiſen alſo die Opponenten mit langer Naſe nach Hauſe, haben höchſtens erreicht, daß ſie wegen ihres liebevollen Ungehorſams **post festum** beſeitigt werden, und wenn es gelingt, mit Hülfe der Fünfmännerdeputation oder des reichen Schwagers in Petersburg ein Paar Dutzend Millionen aufzunehmen, ſo ſind alle Zwecke erreicht, das lügenhafte, oktroirte „Patent" iſt an die Stelle einer reellern, erzwungenen Verfaſſung getreten, welche eine Brücke zur Republik hätte werden können, die hemmende Macht der Thatſache übt ihren bannenden Einfluß aus und es könnten, wenn nichts Beſonderes dazwiſchen träte, fünfzig Jahre vergehen, ehe die „Liebenden," „Vertrauenden," „Verehrenden" in der Praxis nur auf dem Standpunkt an-

langten, den ihnen ſchon die „Verordnung" vom 22ten Mai 1815 anwies. So braucht alſo die Gewalt, wenn ſie ſich durch zaghafte und liebevolle Gläubiger ihre Schuld will ſtreichen laſſen, bloß das Mittel anzuwenden, daß ſie ein halbes Nichts bietet; ſie iſt dann ſicher, die Fordernden durch ein ganzes Nichts abzufinden.

Wenn die 138, ja wenn auch nur 100 Opponenten, ſtatt auf dem Boden des nur der „Krone" und den Ariſtokraten dienenden Patents ihre matte, ſpäter ſogar zum Theil wieder verläugnete „Ueberzeugung" auszuſprechen, vor der Thüre des „weißen Saals" ihren Willen deklarirten, nicht in dieſe Falle hineinzugehen, oder wenn ſie gleich bei der Berathung der Antwort auf die „Thronrede" die Erledigung der ſpäter aufgeſtellten Bedenken energiſch zur Bedingung ihrer Theilnahme machten, ſo war die ganze Komödie vereitelt und der Patentmacher mußte entweder ſein Projekt fahren laſſen oder den Staatsſtreich wagen, ohne die Zurücktretenden das Stück fortzuſpielen.

So wie die Sache jetzt liegt, würden wir Alles für verpfuſcht erklären, wenn — wir zu den Konſtitutionellen Tröpfen gehörten.

Wir haben aber die Ueberzeugung, daß die Gewalt durch das, was ſie in einer Uebergangszeit verweigert, ſich noch beſſer untergräbt, als durch das, was ſie gewährt. Sie geräth dadurch in eine immer unnatürlichere Stellung, ihre Mittel werden immer komplizirter, die Staatswirthſchaft wird immer korrupter, die revolu-

tionairen Kriminalakten werden immer vollständiger, und wenn gleichzeitig auch die gangbare Opposition die Welt über ihre Ohnmacht und Nichtsnutzigkeit belehrt, so wird das eigentliche Volk um so eher von der Nothwendigkeit radikaler Mittel überzeugt und lernt sich feindlich absondern von den mittelbaren oder unmittelbaren Stützen der alten Zeit.

So ist es denn auch das eigentliche Volk, welchem der „vereinigte Landtag" mit seiner Opposition eine wirksame Lehre geben kann und soll.

Nach den nichtswürdigen preußischen Wahlgesetzen kommen auf den Landtag nur Fürsten, Ritter, Junker, reiche Leute (in der Regel beschränkte und ergebene Bürgermeister) und reiche Städter, gewöhnlich Bourgeois genannt. Es ist klar, daß Diejenigen, von welchen am Ersten etwas für das Volk zu hoffen wäre, die reichen Städter sind, denn sie sind nicht in angestammten Dummheiten aufgewachsen und hatten die intelligentesten Wähler so wie die beste Gelegenheit sich politische Bildung zu erwerben. Wir haben nun auch gesehen, daß die Mehrzahl der Oppositionsredner in Berlin reiche Städter waren; sie waren indeß zugleich Kaufleute. Ein Kaufmann aber ist sehr selten geeignet zum Freiheitshelden. Es fehlt ihm dazu, ich möchte sagen, die Rechtspoesie, und wenn er sich in einen Zustand der Elevation versetzt, so thut er es in der Regel à la Beckerath auf servilem Boden, z. B. der „Befreiungskriege." Zugleich ist die spekulirende und feilschende Natur des Kauf-

manns, die ſich der des Diplomaten nähert, in der Regel zu kleinen Geſchäftchen, zur Annahme von Abſchlagszahlungen, zu Transaktionen u. ſ. w. geneigt, ſtatt nach großen Entſchlüſſen zu handeln und mit kühnem Griff das Ganze zu ergreifen. Endlich aber iſt die kaufmänniſche Angſt, welche ſtets Geſchäftsſtörungen fürchtet, eine natürliche Feindin durchgreifender Handlungen, welche die „Ruhe" gefährden könnten. Ich möchte alſo den Wählern empfehlen, Kaufleute und Banquiers nur dann zu wählen, wenn ihr politiſcher Muth, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Einſicht und Geſinnung ganz unzweifelhaft ſind. Ich theile nicht die Bornirtheit der Kommuniſten, welche jeden als Bourgeois und Illiberalen ausſchimpfen, wenn und weil er Geld hat; vielmehr kann der Geldbeſitz der Unabhängigkeit und Entſchiedenheit der Geſinnung ſehr förderlich ſein. Aber er wirkt verderblich, wenn er an einem Geſchäfte klebt, das ſeiner Natur nach die reine Auffaſſung und Vertretung der Wahrheit und des allgemeinen Rechts beeinträchtigt. Es gibt auch in Preußen noch landtagsfähige Advokaten, Aerzte und Privatleute; weshalb ſich denn bei der Wahl auf die Kaufleute beſchränken?

Doch dieſe Andeutungen können nur den Uebergangszuſtänden der Gegenwart gelten. Es handelt ſich aber um mehr, es handelt ſich um die Zukunft und die neue politiſch-ſoziale Welt, welche aus ihr auftauchen wird. Die Männer dieſer Zukunft werden keine preußiſche Ständevertreter ſein, die ſich nicht einmal zu dem Prinzip der

Vermögenssteuer erheben konnten; sie werden der Mehrzahl nach auch nicht zu den sogenannten Gebildeten gehören, welche überall das große Wort führen, aber, durch die jetzige Afterbildung entnervt, zu aller radikalen Auffassung, zu aller entschiedenen Gesinnung, zu allem muthigen Handeln längst das Zeug verloren haben. Die Männer der Zukunft werden aus dem eigentlichen Kern des Volks und aus derjenigen Opposition hervorgehen, welcher die jetzige sich feindlich gegenüberstellt. Sie werden zu Denen gehören, welche weder durch falsche Bildung in der Atmosphäre von Professoren und Beamten angefault, noch durch korrumpirende Verhältnisse abgeschwächt sind. Sie werden hinter sich haben die Jugend, deren Begeisterung für Wahrheit und Recht noch frisch und wahr ist; sie werden hinter sich haben die Masse der Halbgebildeten, deren unverderbter Sinn und richtig disponirter Verstand sie bei guter Gelegenheit sofort zu Anhängern der gerechten Sache macht; sie werden hinter sich haben die Unzahl der Unzufriedenen, welche unter dem Druck ungerechter und verkehrter Verhältnisse das stille Verlangen nach einer Aenderung nähren; sie werden hinter sich haben die Millionen der Zertretenen, welche dem Elend und der Verzweiflung preisgegeben wereen, damit Wenige als Sybariten und Sultane leben können. Alle Die, welche hier als Anhänger der neuen Zeit bezeichnet sind, müssen sich einigen in den Grundsätzen, ohne welche keine wirkliche Besserung erstrebt werden kann. Sie Alle müssen erkennen, daß ihr Heil eben so

wenig durch liberaliſirende Schwätzer, als durch phraſenmachende Majeſtäten, eben ſo wenig durch opponirende Heuchler, als durch kopf- und herzloſe Büreaukraten, eben ſo wenig durch den „geſetzlichen Weg," als durch eine „liberale Souverainetät," eben ſo wenig durch eine konſtitutionelle Lüge, als durch ein abſolutiſtiſches „Patent" begründet werden kann. Sie müſſen von ihrer Geduld an ihren Muth, von ihren Bitten an ihre Fauſt appelliren. Revolution iſt der Beginn, und eine vernünftige, das leibliche wie geiſtige Wohl der Geſammtheit ſichernde Republik iſt der Schluß. Ohne Revolution keine Republik und ohne Republik kein Heil!

O, es iſt eine Wonne, die „Kapazitäten" in Teutſchland den Radikalismus bekämpfen und ſich zur Freude des Königthums für die „konſtitutionelle" Entwickelung begeiſtern zu ſehen! Für eine Entwickelung, welche da, wo ſie ihren vollen Kurſus durchgemacht hat, ihre ganze Lügenhaftigkeit und Korruptheit von Tag zu Tag mehr an den Tag legt; für eine Welt, welche den Krieg zwiſchen Oben und unten auf dem Gebiet der Lüge organiſirt und den politiſchen Betrug in ein Syſtem bringt. Wer dieſen Konſtitutionalismus nicht als ein, ſo bald als möglich zu beſeitigendes Mittel, ſondern als einen Zweck, ein Ideal darſtellt, der nehme es nicht übel, wenn man von vorn herein entweder an ſeiner Einſicht oder an ſeiner Ehrlichkeit zweifelt. Die Einſicht übrigens iſt in Teutſchland ſichtbar am Wachſen; wäre es nur die Ehrlichkeit auch! Wir haben vielgenannte Männer, die in der konſtitutionellen Welt eine

Rolle gespielt und grau geworden, sich aber aus Ueberdruß oder durch Gewaltstreiche verdrängt in die Stille zurückgezogen haben, ihre volle Uebereinstimmung mit meinen Bestrebungen zu erkennen gegeben, indem sie die Thorheit verfluchten, welche sie so lange Jahre durch Hoffnungen an die „konstitutionelle" Lüge und den „gesetzlichen Weg" gefesselt hatte. Von der Jugend, für welche diese Lügenwelt eine Unmöglichkeit geworden, will ich gar nicht reden. Zwischen beiden aber, dem enttäuschten Alter und der unverdorbten Jugend, steht ein Schwarm verstockter Mittelmäßigkeiten, welche nicht wissen was sie wollen und zugleich nicht wollen was sie wissen, ohne Konsequenz, ohne Energie, ohne Ehrlichkeit, ohne Alles, nur nicht ohne — Süffisance.

Seht euch vor, ihr Süffisanten. Die Leute der neuen Zeit erklären euch den Krieg. Die Masse gährt, die Köpfe klären sich auf, die Gesinnung stählt sich, der Fanatismus, dieser Genius der Befreiung, beginnt seine Schwingen zu entfalten. Ich habe Männer aus der „arbeitenden Klasse" kennen gelernt, welche bei voller Erkenntniß des schlechten Bestehenden bereit sind, für die Ideen der neuen Zeit jeden Augenblick ihr Leben auf das Spiel zu setzen; aber die drei Viertheile des Volks, zu welchen diese Männer gehören, haben nicht darum auf ihr halbes Leben verzichtet, um sich für die zweite Hälfte mit einer konstitutionellen Lüge abfinden zu lassen. Diese Leute sind unverdorben, an Verstand wie an Gesinnung, und deshalb sind sie Republikaner, und deshalb sind sie Fanatiker. Sol-

che Leute brauchen wir und vor einem einzigen Mann dieſer Art habe ich mehr Achtung, als vor einem ganzen Hoflager „konſtitutioneller" Schwätzer, die den „Thron" „ſtärken" und das Volk verachten. Solche Männer ſind es, welche die Hand an den morſchen Bau der nichtswürdigen Gegenwart legen werden, und wehe Denen, welche den Baumeiſtern der alten Welt zur Seite ſtehen! „Wir wollen uns in den Zeiten der Gefahr um den Thron ſchaaren," habt ihr in Berlin geſagt. Wohlan, ſo wird euch dieſelbe Hand zerſchmettern, welche euren „Thron" zerſchmettern wird. In Teutſchland wird ein Gericht gehalten werden, wie die Welt noch keins erlebt hat, denn ſie hat auch noch nie eine ſolche Häufung von Verbrechen gegen den Geiſt der Menſchheit erlebt. Er ſieht dem Tag der Rache entgegen, dieſer Geiſt. Ihr Betrogenen und Beraubten, ihr Verfolgten und Eingekerkerten, ihr Unterdrückten und Zertretenen, beim ewigen Geſetz der Welt, ihr werdet furchtbar gerächt werden!

Deutschland

eine

Republik.

Von

Karl Heinzen.

Belle-Vue
1848.

Die Entscheidung des Streites, — ob Monarchie, ob Republik — hängt an der Zukunft Deutschlands und dem Glauben an diese Zukunft. Sie allein sind es, welche den bessern Theil unserer Patrioten innerlich beseelen. Diese müssen sich jedoch klare Rechenschaft darüber geben, damit sie nicht mit den Männern gemeinschaftliche Sache machen, deren Lebenselement die wüste Vergangenheit und die unfruchtbare Gegenwart des deutschen Volkes ist mit allem dem, was seine Vergangenheit und diese Gegenwart erzeugt hat, nämlich mit dem ganzen Fürsten- und Religionskram.

An diesem Punkt müssen wir Deutschen uns scheiden. Die bewußten und freien Patrioten müssen in scharfer Trennung von den Romantikern und Vermittlungsmännern sich unter dem Banner vereinigen, welches über der Zukunft Deutschlands wehen wird, und dieses Banner ist das **republikanische.** Was kann uns in unsre Vergangenheit zurückziehen? Nichts, gar nichts! Nur das geistige Gebiet, die deutsche Wissenschaft und Litteratur allein ist es, was werth ist, in unsere Zukunft herübergenommen zu werden; alles andere ist wüster Traum, ist Unfreiheit und geschichtlicher Plunder, den die Zeit in ihre Rumpelkammer begraben mag.

Deutscher Patriotismus ist also vernünftiger Weise nichts Andres, als der Glaube, daß das deutsche Volk in **Zukunft** ein freies, geachtetes Volk sein werde, und der aus diesem Glauben entspringende Eifer, an dem Werke der künftigen Befreiung, d. i. Republikanisirung Deutschlands mitzuarbeiten, und zu diesem Zwecke auch die nationale Selbstständigkeit Deutschlands zu schützen. **Dieser** Eifer muß sich aber vorzugsweise nach **Innen** richten, wenn man auch das Ausland nicht aus dem Auge lassen darf; er muß sich auf die Mittel der **innern** Freiheit richten, und in dem Maße, wie er über die Mittel und Bedingungen dieser Freiheit klar wird, erhebt er sich zur Entschiedenheit und Würde politischer Mündigkeit; je mehr er aber hin- und herschwankt, je mehr er das Schlechte der Vergangenheit mit dem Guten der Zukunft durcheinander wirft, und dem Einen wie dem Andern sein Streben widmet, desto verwirrter, desto verfehlter und nach Umständen lächerlicher muß dies Streben sein.

Also der Glaube an die Zukunft Deutschlands! Dieser Glaube ist es, dem die Einen unbewußt sich hingeben, indem sie für Deutschland im Allgemeinen sich mit begeistern, dieser Glaube aber ist es auch, der die Andern innerlich festhält, welche sich **scheinbar** vom deutschen Volk lossagen, weil sie **theilweise** an ihm verzweifeln. Ehe man sich von seinem Volk lossagt, muß man **gänzlich** an ihm verzweifeln und dies thun Wenige. Der stets stichhaltige Grund, warum man an seinem Volk festhalten muß, so lange man kann, ist der, daß man in seinem Volk die Hauptbedingungen findet, sich als Mensch zu bethätigen. Nicht die „Abstammung", nicht das Kleben an der Scholle, nicht der Name, nicht die geschichtliche Erinnerung, kurz überhaupt nicht das Gemüthliche ist es, was dem Vernunftmenschen das Festhalten an seinem Volke werth und nöthig macht, sondern das durch Erziehung, Sprache, gemeinsames Einleben in bestimmte Zustände, gemeinsame Betheiligung an bestimmten Zwecken ist es, was, so lange es noch gesonderte Nationen giebt, mindestens in **praktischer** Beziehung Jeden zum Nationalen machen muß, der sich überhaupt an politischen Bestrebungen betheiligt. Kann ein Mensch seine höheren Bestrebungen — **und das Freiheitsstreben ist immer das Höchste** — in einer fremden Nation besser verfolgen, als in seiner

eignen

eignen, ſo giebt es für ihn keinen Grund, an der letzten feſtzuhalten; ſteht aber ſeine Nation höher, als andere, ſo iſt er durch das ideale Intereſſe auf ſein Volk verwieſen, wie durch das praktiſche, und er wird dann mit um ſo größerm Rechte „national", d. i. ſtolz darauf ſein, zu dem beſten Volk, d. i. zu den beſten Menſchen zu gehören.

Faſſen wir es nochmals in ein Wort zuſammen:
Die Zukunft Deutſchlands, oder gänzliche Befreiung von ſeiner politiſchen Vergangenheit, das iſt
die künftige deutſche Republik.

Deutſcher Patriot und deutſcher Republikaner ſollte gleichbedeutend werden, nachdem bis jetzt deutſcher Servilismus und deutſcher Nationalismus gleichbedeutend geweſen ſind. Das Gefühl, die Gewißheit, daß das deutſche Volk durch alle die großen Vorzüge der Lage, des Charakters und des Geiſtes, die es bis jetzt nur zerſtreut und ſpärlich geltend gemacht, ja die es von ſeinen Fehlern bewußtlos hat vernichten und überwuchern laſſen, in einem freien, d. i. republikaniſchen Staatsleben ſich zum erſten der Welt erheben würde, dieſes Gefühl, dieſe Gewißheit iſt es, was uns aufrecht erhalten muß. Alſo dieſer Zukunft gilt unſer Streben, ein Streben, das um ſo energiſcher ſein muß, je mehr es auf den Rückhalt „hiſtoriſcher" Zuſtände verzichtet. Wir erkennen den Keim eines großen Volks in der deutſchen Nation und dieſen Keim zu treiben, zu pflegen, zu ſchützen, damit er recht bald zu einem Baum ſich entwickle, das iſt die Aufgabe jedes wahren Deutſchen.

Blicken wir z. B. auf die Schleswig-Holſteinſche Frage hin, ſo werden wir in derſelben eine beſondere Belehrung für unſer Thema finden. Es kann uns dabei nicht einfallen, von den Pergamenten Notiz zu nehmen, welche man vor uns entrollt, um darzuthun, daß dieſe oder jene „Linie", daß der „Mannsſtamm" oder eine Nachthaube ein Recht zu „ſuccediren" habe. Ob die Ruthe, die den Schleswig-Holſteinſchen Rücken ſtriegeln ſoll, eine oldenburgiſche, oder eine auguſtenburgiſche iſt, das gilt uns im Grunde ganz gleich, da wir eben keine Ruthe wollen. Die Vorzüge und die „Legitimität" der einen oder der andern zu unterſuchen und durch Nachweiſung widerſinniger Fürſtenrechte den Ausſpruch eines Volkes zu begründen oder zu erſetzen, das iſt eine Arbeit, die man den ſervilen deutſchen Profeſſoren und den konfuſen deutſchen Adreßſchreibern überläßt.

Vor Kurzem hat ein Staat, in welchem Schleswig-Holſtein wie ein Punkt verſchwindet, wir meinen Texas, ſich an die nordamerikaniſche Union angeſchloſſen, ohne Lärm, ohne Adreſſen, ohne Proteſte. Der Anſchluß war nach ſeinem Sinn, war in ſeinem Intereſſe, und deshalb, bloß aus dieſem einfachen, aber zureichenden Grunde wurde Texas ein Glied des großen Bundes. Und es war nicht einmal „ſtammverwandt!" Wäre Schleswig-Holſtein, oder wollte es ſein wie Texas, d. i. ein freier Staat, d. i. eine Republik, ſo würde es auch handeln wie Texas; und wäre Deutſchland eine republikaniſche Union, wie Nordamerika, ſo würde es nicht blos Schleswig-Holſtein, es würde das ganze Dänemark, es würde Holland, es würde die Schweiz, kurz alle die Länder, welche es jetzt als entlaufene Kinder betrachtet, durch Anſchluß in ſeinen Bund ziehen, weil erſt dann dieſe Länder ein Intereſſe dabei hätten, ihre vereinzelte Stellung mit der Einfügung in ein freies und mächtiges Volk, welches ſich jetzt blos auf die geiſtloſe „Stammverwandtſchaft" berufen kann, zu vertauſchen.

Dieſe Beweisführung mag als eine etwas ſummariſche erſcheinen, ſie erſchöpft aber im Grunde die ganze Frage. Wollt ihr, daß Fürſten nicht mehr

über

über euere Sympathien und euere Volkseintheilung disponiren, wohlan, so disponirt ihr über euere Fürsten. So lang ihr aber Fürsten „angehören" wollt, begeht nicht die Lächerlichkeit, euch darüber zu wundern, daß die Fürsten mit Euch, ihrem Eigenthum, schalten nach Belieben.

Vom vernünftigen, d. i. republikanischen Standpunkt aus, kann man in der That kein andres Wort von der Sache sprechen; dies Wort aber ist ein sehr inhaltschweres. Blickt einen Augenblick um Euch. Wohin ihr in Europa das Auge richtet, ist es die Cabinetspolitik, sind es die Intriguen und Spekulationen der Dynastien, welche die Völker in Verwirrung bringen und aus einem Jammer in den andern stürzen. In Spanien zerfleischte sich das Volk ein halbes Menschenalter hindurch, weil es einen Werth darauf legte, ob ihm eine karlistische oder eine christinische Ruthe gebunden wurde, statt sich von allen zusammen zu befreien. In Deutschland wühlt der Rattenkönig der Dynastien schon Jahrhunderte lang durch das Land umher und hat in neuerer Zeit alles Mögliche gethan auch den russischen Rattenschwanz in seine Verschlingungen zu verflechten. So flechten und hacken sie von allen Seiten unter einander und jede Flechterei und Hackerei führt für die verblendeten Völker immer neue Verwickelungen herbei. Ehe man sich's versieht, taucht hier ein Anspruch auf und dort, wird hier ein Pargament entfaltet und dort, wird hier ein Taufschein geltend gemacht und dort, wird hier ein Ehevertrag produzirt und dort, wird hier ein Testament hervorgezogen und dort. Bald hat ein „Stamm," bald ein „Haus," bald eine „Linie," bald ein „Agnat," bald ein „Ascendent," bald ein „Descendent," das Erbfolgerecht, d. i. das Recht, sich einem Volk auf den Nacken zu setzen. Kurz, wo nur irgend in der Welt eine durchlauchtige oder allerhöchste Henne ein Ei gelegt hat, da kriecht zur geeigneten Zeit ein Geschöpf hervor, um ein Volk, welches das harte Schiksal traf, seinen Treiber zu verlieren, als legitime Beute in Beschlag zu nehmen und auf eine neue Weise zu treiben. Das ist Völkerleben, das ist Geschichte! — Es wird einst zu den Wundern der Welt gerechnet werden, daß im neunzehnten Jahrhundert die europäischen Völker sich noch um die Ehre geschlagen haben, ob sie diesen Prinzen füttern sollen oder jenen, ob sie von diesen geknechtet werden sollen oder von jenem.

Schreckliches Schiksal, wenn plötzlich alle Prinzessinnen unfruchtbar würden, wenn die Gnade Gottes, die schon so viel hat leisten müssen, endlich erschöpft wäre und Ihr getreue Unterthanen mit den Menschen von Gottes Gnaden die Verzweiflung des Aussterbens vor Augen sehen müßtet! — Unglückliche Völker, wer sollte Euch ferner mißhandeln und ferner zerfleischen! Die deutsche Nation läßt von ihren Käufern und Verkäufern mit sich schalten und walten ohne Nachdenken, ohne Selbstbewußtsein, ohne Widerstand, ohne Empörung, als könne und dürfe es nicht anders sein, als verstehe es sich nach Natur- und Kultur-Gesetzen von selbst, daß vierzig Millionen Menschen einigen Dreißig „legitimen" Menschen angehören. So aber soll es nicht bleiben, kann es nicht bleiben, wird es nicht bleiben:

Ihr Patrioten der Vergangenheit, tretet zu Eueren Höfen; Ihr Patrioten der Zukunft, tretet zu Euerer Fahne, der Fahne der Republik, der Fahne des politischen Menschenthums.

Verlag der Buchhandlung v. Ignaz Kohn. — Druck v. H. Sulzbach in Breslau

FRANKREICHS

„Brüderlicher Bund mit Deutschland."

Von

K. HEINZEN.

RHEINFELDEN.
Druck und Verlag von F. Hollinger.

Die französische Nationalversammlung hat im Namen des französischen Volkes ein Programm für die auswärtige Politik aufgestellt, welches den Willen ausspricht, einen

„Brüderlichen Bund mit Deutschland“

zu schliessen.

Deutsche Franzosenfresser werden diese Worte für eine Maske ansehen, hinter welcher sich eine perfide Speculation verberge. Sie werden nicht glauben oder nicht glauben wollen, dass die Franzosen ihre alte Eroberungssucht aufgegeben und ihren Charakter durch ein Programm der Nationalversammlung mit einem Mal haben ändern lassen. Wenn sie dennoch schweigen, so geschieht es nur, weil sie sehen, dass Frankreich augenblicklich ein Alliirter der deutschen Nation ist, zu welcher jene Franzosenfresser bewusst oder unbewusst alle gehören. Nur um diesen Preis erkauft Frankreich sich das Schweigen von Leuten, auf deren Sympathie es niemals zu rechnen hat.

Wir gehören nicht zu den Franzosenfressern; wir glauben daher an die Aufrichtigkeit der Absicht, mit Deutschland einen „brüderlichen Bund“ zu schliessen. Wir sind aber der Meinung, dass die Nationalversammlung in Gefahr schwebt, durch Lamartine inspirirt, an die Spitze ihres Programms eine blosse sentimentale Phrase gestellt zu haben, da sie ohne nähere Kenntniss der deutschen Zu-

stände gehandelt und die Bedingungen nicht erwogen hat, ohne welche eine Verwirklichung des Programms eine Unmöglichkeit bleibt.

Unerlässliche Bedingungen eines Bündnisses, namentlich eines „brüderlichen" Bündnisses, sind unter Nationen wie unter Personen gleiche Principien und gleiche Interessen.

Dass es im Interesse zweier benachbarter Nationen liegt, in gutem Vernehmen, auf freundschaftlichem, ja „brüderlichem" Fusse mit einander zu stehen, bedarf keiner weitern Erörterung. Auch ist schon genug darüber geschrieben worden, dass gerade Frankreich und Deutschland dazu bestimmt seien, durch die Combination ihrer Eigenthümlichkeiten, wie ihrer Bestrebungen die Zivilisation Europa's, vielleicht der Welt, auf die höchste Höhe zu führen.

Dass ein „brüderlicher Bund" den Interessen beider Völker entspricht, wollen wir also nicht weiter ausführen. Aber die Interessen stehen im genauesten Zusammenhang mit den Principien, ja die letztern bilden die unumgängliche Brücke zur Befriedigung der erstern.

Wir müssen also die Frage beantworten, welches die Principien der französischen, welches diejenigen der deutschen Politik seien. Beantwortet man diese Frage blos theoretisch, so kommt man natürlich auf diejenigen Principien hinaus, welche allein, in Deutschland so gut wie in Frankreich, die Basis eines vernünftigen Staatslebens bilden können, nämlich die republikanischen; beantwortet man sie aber mit Rücksicht

auf die Thatsachen, so ergibt sich eine Verschiedenheit, welche unwidersprechlich beweist, dass die französische Politik entweder eine Unmöglichkeit will, oder dass sie zu einer Möglichkeit den verkehrten Weg einschlägt.

Bei der Anknüpfung des Bündnisses mit Teutschland kann Frankreich vernünftiger Weise nur dreierlei Kontrahenten im Auge haben, nämlich:

entweder die bestehenden Regierungen, oder die Frankfurter Versammlung, oder die republikanische Partei.

Nur an diese drei kann es sich halten, denn das Volk im Allgemeinen oder Teutschland im Allgemeinen bildet keine Handhabe für einen politischen Akt.

Hat Frankreich bei dem projektirten Bündniss die bestehenden Regierungen im Auge, so will es von vorn herein eine Unmöglichkeit, eine contradictio in adjecto. Die bestehenden Regierungen Deutschlands hassen Frankreich von Hause aus, müssen es hassen, weil es der Heerd der europäischen Revolution ist und jetzt sogar die Mutter der europäischen Republiken zu werden droht. Die Fürsten Deutschlands müssten sämmtlich Selbstmörder zu werden beabsichtigen, wenn sie aufrichtige Freunde Frankreichs sein wollten. Ludwig Philipp war der einzige Mann, der zwischen Frankreich und den deutschen Fürsten noch einen Anknüpfungspunkt für eine gemeinschaftliche Politik abgeben konnte. Will Frankreich mit den bestehenden Regierungen Deutschlands einen „brüderlichen Bund“ schliessen, so muss

Ludwig Philipp und Metternich, diess par nobile fratrum, mit Allem, was sich an ihre Existenz knüpfte, rehabilitirt werden. Augenblicklich ist an ein Bündniss nur unter der Voraussetzung zu denken, dass die Leiter der französischen Republik die Fürsten, oder dass die Fürsten die französische Regierung düpiren.

Das Höchste, was Frankreich von den deutschen Fürsten erlangen wird, sind heuchlerische Phrasen, berechnet auf das edle Vertrauen einer dichterischen Phantasie. Aber die Phantasie gehört nicht in die Politik. Jene heuchlerischen Phrasen scheinen namentlich aus Berlin, der wohlbekannten Pflanzschule des Macchiavellismus und der Perfidie, nach Paris gewirkt zu haben. Man versicherte Frankreich, dass man Posen regeneriren wolle, und gewann dadurch Zeit zu einer neuen Theilung Polens und zu einer Reorganisation mit Shrapnells und Kartätschen.

Wer da glaubt, dass zwischen Republikanern und Fürstenregierungen ein aufrichtiges Bündniss bestehen könne, der ist kein Republikaner. Fürsten müssen Republikaner, Republikaner müssen Fürsten zu vernichten suchen — das ist ein unumstössliches Gesetz, und das ist die einzige Aufrichtigkeit unter Beiden. Dieses Gesetz und diese Aufrichtigkeit müssen im Völkerrecht so gut zur Geltung kommen wie im Staatsrecht, wenn nicht eine Mesalliance entstehen soll, die sich stets auf Kosten des bessern Theils, nämlich der Republikaner, rächen wird.

Herr Lamartine hat in der Nationalversamm-

lung die Ansicht ausgesprochen, seit dem neuen Umschwung der Dinge sei die Verderblichkeit des Fürstenregiments in Teutschland neutralisirt. Wir wagen zu behaupten, dass diese Ansicht auf unklaren Begriffen vom Fürstenthum überhaupt oder auf mangelhafter Kenntniss der teutschen Zustände, oder auf beiden zugleich beruht.

Das Fürstenthum muss stets konspiriren gegen die Demokratie. Dies liegt in der Natur der Dinge, und je mehr die Fürsten gedemüthigt worden sind, desto mehr wird ihre Tücke auf Rache sinnen. (Man denke an Neapel.) Ein Fürst kann so wenig demokratisch gesinnt sein wie ein Tiger Leithammel der Schafherde werden kann. Es wäre daher eine grosse Thorheit zu glauben, die Demüthigungen, welche die teutschen Fürsten in neuerer Zeit erfahren, hätten sie zu Volksfreunden und mittelbar zu Freunden Frankreichs machen können. Vielmehr werden sie, wir wiederholen es, gegen Frankreich im Geheimen eben so erbittert sein, wie gegen die teutschen Radikalen, weil sie den Anstoss, welcher ihre Demüthigung zur Folge hatte, auf französische Rechnung schreiben müssen. Sie sind und bleiben geheime Alliirte Ludwig Philipps oder des Herzogs von Bordeaux, nicht der französischen Republik. Dass es noch nöthig ist, französische Republikaner an die Natur der Fürsten zu erinnern, muss allerdings Verwunderung erregen.

Was nun das Benehmen der teutschen Fürsten gegen das teutsche Volk betrifft, so kann Niemand zweifelhaft sein, dass sie sämmtlich nur

auf eine gute Gelegenheit lauern, die ihnen abgezwungenen Konzessionen nicht blos zurückzunehmen, sondern sich auch durch die bittere Reaktion dafür zu rächen. Die meisten von ihnen haben Männer der frühern Opposition zu Ministern nehmen müssen. Hierdurch lässt sich aber kein Kundiger die Ueberzeugung nehmen, dass diese Minister entweder in das reaktionäre Komplot der Kabinete herübergezogen werden, oder dass hinter ihrem Rücken eine gesonderte Kabinetskonspiration besteht, welche, im Innlande auf die Führer des Militärs, auf den Adel, die Bureaukraten und die Diplomaten, im Ausland auf Petersburg gestützt, mit der Kontrerevolution auf das Thätigste beschäftigt ist. Die Fürsten benutzen jeden Vorwand, ihre Militärmacht zu vergrössern, welche der Verrath oder die Schwäche der Opposition, ebenso wie die diplomatischen Unterhandlungen, in ihren Händen gelassen hat, und ist der rechte Augenblick gekommen, werden sie nicht säumen, Gebrauch von ihrem Henkerschwert zu machen.

Man könnte versucht sein, Rechnung auf die geheimen Eifersüchteleien der Fürsten untereinander zu machen und hieran Zweifel an den Plan einer radikalen Kontrerevolution zu knüpfen, deren Gelingen nothwendig den Grossen auf Kosten der Kleinen zu gut kommen würde. Man könnte sogar an eine zweite veränderte Auflage des Rheinbunds denken. Aber man täusche sich nicht über die gegenwärtige Gesinnung und die jetzige Lage der Dinge. In der Feindschaft ge-

gen die Demokratie sind alle teutschen Fürsten einig, und ihr opfern sie nöthigenfalls sogar ihre Existenz. „Wir wollen lieber von den Löwen (der heiligen Allianz) als von den Schweinen (dem Volk) gefressen sein.“ Durch diese Worte hat Einer von ihnen die gemeinsame Gesinnung Aller ausgesprochen. Die Meisten von ihnen, namentlich die von Hannover, München, Stuttgart und Wien, hassen den König von Preussen, weil sie von früherher wissen, dass die Berliner Dynastie auf die teutsche Kaiserkrone spekulirt *). Aber dieser Hass würde sich augenblicklich legen, wenn ihnen keine andere Wahl bliebe, als entweder sich von Preussen mediatisiren oder durch die Demokratie reduziren zu lassen. Ja, jeder teutsche Republikaner hat die Ueberzeugung, dass sie Teutschland den Russen zur Plünderung überliefern würden, wie der König von Neapel seine Hauptstadt den Lazzaroni, wenn sie darin ein sicheres Mittel zur Rettung ihrer Kronen erblickten.

Beruht also die Hoffnung, dass zwischen Frankreich und Teutschland ein „brüderlicher Bund“ zu Stande kommen werde, auf einer günstigen Beurtheilung der teutschen Fürsten oder auf der Ansicht, dass sie unschädlich gemacht seien, so müssen wir jene Hoffnung für durchaus nichtig erklären. An die Unwürdigkeit einer Mesal-

*) In der bekannten Denkschrift des preussischen Bundestagsgesandten vom Jahr 1822 ist der betreff. Plan vollständig entwickelt.

kance der republikanischen Politik mit der Kabinetspolitik zu erinnern, hätten wir gern den Franzosen überlassen; da von französischer Seite kein Protest eingelegt worden, muss ein teutscher Republikaner ihn in Anregung bringen.

Die Hoffnung, die an den Fürsten scheitert, wird vielleicht appelliren an die sogenannte „konstituirende Versammlung“ in Frankfurt. Wir behaupten aber, dass in ihr der „brüderliche Bund“ eben so wenig anzuknüpfen ist, wie in den Kabineten.

Die Majorität der Frankfurter Versammlung ist reaktionär gegen den Geist der Zeit, ist fürstendienerisch und will höchstens so viel Beschränkung der Fürsten, dass die bevorrechteten Klassen die Herrschaft mit ihnen theilen können. Von Demokratie ist in jener Majorität, welche durch undemokratische Wahlen, zum Theil unter der Herrschaft des Säbels, zusammen gebracht worden, nicht ein Gran aufzufinden, obschon sie mit genauer Noth den souveränen Character der constituirenden Versammlung theilweise gewahrt hat.

Sollte jene Majorität dazu gelangen, Teutschland eine neue Verfassung zu geben, so wird diese Verfassung entweder den Fürsten oder dem Volk, oder beiden zugleich nicht entsprechen, weil diese ihre Souveränität nicht opfern wollen, und weil einzelne von ihnen längst eine Separatrolle gespielt oder zu spielen Lust hatten. Der König von Preussen wird, so lange er noch Soldaten auf die Beine bringen kann, die Specula-

tionen seiner Dynastie niemals durch Unterordnung unter eine teutschs Zentralgewalt auf das Spiel setzen. Dasselbe lässt sich von den Fürsten in Wien, in München, in Stuttgart und Hannover sagen. Sie alle werden sich eben so wenig einen teutschen Kaiser, dessen Rolle zu spielen sich jeder von ihnen für berufen halten wird, als einem nicht fürstlichen Directorium unterordnen wollen. Es ist also vorauszusehen, dass wenn die Beschlüsse der Frankfurter Versammlung den Fürsten zu viel Beschränkungen drohen, durch irgend einen Handstreich ihre Sitzungen geschlossen werden, abgesehen davon, dass einzelne Fürsten sich von Teutschland zu trennen, oder Separatvereinigungen gegen die andern Bundesstaaten einzugehen suchen könnten. Nicht umsonst hat man in Mainz die Bürger so weit herausgefordert, dass man einen Vorwand hatte, sie zu entwaffnen; nicht umsonst wird Köln kriegsmässig armirt; nicht umsonst zieht man an allen Orten Truppen zusammen, die, angeblich gegen das Ausland bestimmt, Fronte nach Frankfurt gemacht haben. Dass der Blödsinn der Herren in Frankfurt sich auf diese Weise ruhig, ohne alle Einsprache und Fürsorge, das Messer an die Kehle setzen lässt — wahrscheinlich ist auch Verrath einzelner Mitglieder im Spiel — ändert nichts an der geheimen Ordre, welche die Chefs der Fürstentruppen in der Tasche haben werden.

Es ist also vorauszusehen, dass die Frankfurter Versammlung in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung gar nicht zu definitiven Beschlüssen

gelangen wird. Wird sie aber nicht durch die Fürsten gestört, fallen also ihre Beschlüsse fürstlich genug aus, um die Intervention der Bajonnete unnöthig zu machen, so wird, so muss früh oder spät das Volk interveniren, denn eine Befriedigung der Fürsten und des Volkes ist in Teutschland nicht mehr möglich.

Zwischen diesen beiden Klippen hindurch steuernd, befindet sich die Majorität der Versammlung in der rathlosen Begriffsverwirrung und Verstandesbedrängniss. Keines ihrer Projekte wird der beweglichen Wirklichkeit, keines der vernünftigen Staatstheorie entsprechen. Die Ereignisse wachsen ihr während der Berathung über den Kopf, und nachdem sie durch momentane Erdrückung der Republik in Baden freie Hand für ihre Halbheiten und die Gagernschen Projekte gewonnen zu haben glaubt, werfen die Ereignisse in Wien oder Berlin oder sonst wo alle ihre weisen Berathungen über den Haufen. Da sie sich der Zeit und ihren Forderungen nicht hingegeben, weiss sie auch aus den Elementen der Zeit nichts zu machen, und gleich sehr in schwankender Furcht vor den Mächten der Zukunft wie vor denen der Vergangenheit, wird sie nur die Brücke bilden, über welche beide Mächte sich bekämpfen.

Diese Mächte sind der Despotismus und der Republikanismus. Welchem von beiden wird die Zukunft Teutschlands gehören?

Die Beantwortung dieser Frage ist es allein, welche zu dem Anknüpfungspunkt für das „brü-

derliche Bündniss“ zwischen Frankreich und Teutschland führt. Ist man der Ansicht — und kein entschiedener Politiker wird zweifelhaft sein, — dass die Zukunft Teutschlands republikanisch sein werde, so muss man auch anerkennen, dass nur mit den teutschen Republikanern eine Verbrüderung vorbereitet werden könne.

Die französische Regierung scheint noch nicht an einen teutschen Republikanismus zu glauben, da ihr genauere Kenntniss der teutschen Literatur, der Personen und der Zustände fehlt. Sie scheint Teutschland noch immer nach der „Kölnischen“ oder „Augsburger“ Zeitung zu beurtheilen, oder unkundige, wenn nicht gar betrügerische Berichterstatter zu haben. Glaubt sie nicht an einen teutschen Republikanismus, so muss sie zugeben, dass sie einen „brüderlichen Bund“ mit den teutschen Fürsten schliessen, oder dass sie einen Bund will, zu welchem der zweite Kontrahent gänzlich fehlt. Im ersten Fall entehrt sie sich und zwar fruchtlos; im zweiten ist ihr „brüderlicher Bund“ eine leere Phrase, die entweder zur Lockspeise dient oder einer unklaren, politischen Sentimentalität entsprang.

Welche Voraussetzung will Herr Lamartine gelten lassen?

Halbheiten rächen sich immer.

Aus der Revolution hervorgegangen, will Lamartine sie nur anerkennen, wo sie gesiegt hat. So ist er denn in die Lage gerathen, sich das Verdienst eines Guizot zu erwerben, als er die

deutschen Republikaner im Interesse der deutschen Fürsten in das Innere Frankreichs verwies. Sie wären nicht auf französischen Boden gekommen, wenn Lamartine gewollt hätte; aber es fehlte Lamartine an Entscheidenheit und Konsequenz. Er wagte in seinem Manifest eine neue auswärtige Politik zu proklamiren, eine Politik, welche auf nichts Anderes hinaus geht, als auf eine Revolution im Völkerrecht; bei der ersten Probe aber, welche diese Politik zu bestehen hatte, zog sie sich schüchtern zurük.

Lamartine hat gesagt: „Frankreich will alle Regierungen unangetastet lassen, wenn sie nicht von ihren Völkern angegriffen werden.“ Wenn der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus beginnt, so soll Frankreichs Degen in der Waageschaale der Freiheit liegen.“

Es ist nicht Sache jedes Volks, sich zu der grossen Mission zu bekennen, welche in diesen Worten ausgesprochen ist; bekennt man sich aber dazu, so soll man sie nicht zur blossen Phrase werden lassen.

Als in Baden „die Regierung von ihrem Volk angegriffen wurde,“ als in Baden „der Kampf zwischen Freiheit und Despotismus begann“, brauchte Frankreich nur ein Wort zu sprechen, um den Sieg des Volks und der Freiheit zu sichern. Frankreich musste wissen, dass in Baden die Mehrheit des Volks die Republik will, und als man Anstalten machte, sie durch 50.000 auswärtige Söldlinge zu unterdrüken, musste Frankreich, wollte es die Worte des Manifestes zur

Wahrheit machen, an seinen Degen schlagen. Er musste sagen: „ich betrete den teutschen Boden nicht, wenn ihr das badische Volk seinen Kampf allein ausfechten lasst; wollt ihr es aber unterdrücken, so schicke ich ihm so viel Mann zur Hülfe, als ihr zu seiner Unterdrückung schickt.“

Man hätte solcher Sprache die Verträge von 1815 entgegensetzen können. Aber Frankreich hat durch Lamartine erklärt, dass es die Verträge von 1815 nicht mehr anerkennt. Es erkennt also auch den (in Teutschland in Frage gestellten) teutschen Bund nicht mehr an, also auch die teutsche Bundesakte von 8. Januar 1815, also auch nicht den Art. 26 der Wiener Schlussakte, worin sich die teutschen Fürsten gegenseitig verpflichten, bei Aufständen einander ihre Söldner zu leihen. Frankreich gegenüber war also Baden ein selbstständiger Staat und die Hessen, Baiern und Württemberger mussten bei ihrem Einfall in Baden Frankreich gegenüber so fremd sein wie Russen, Baschkiren und Kosaken.

Lamartine hat sich später bei der Auslegung seines Manifestes einen Ausweg zu sichern gesucht, indem er erklärt, Frankreich könne den Völkern nur zu Hilfe kommen, wenn sie diese Hilfe anrufen.

Betrachtet man diese Erklärung genauer, so lös't sie sich, wie der „brüderliche Bund“, in der Praxis wieder in nichts auf. Wer soll denn die Hülfe Frankreichs anrufen? Sollen es die unterdrückenden Regierungen? Sie werden sich hüten. Sollen es die unterdrückten Völker? Eben-

falls nicht, denn welches Volk kann und darf es wagen, unter dem Fuss oder dem Schwert des Unterdrückers auswärtige Hilfe anzurufen? Der Hülferuf kann also immer nur von Einzelnen ausgehen, von solchen, die sich aus den Klauen der Unterdrücker gerettet haben, also von den politischen Emigranten.

Die polnische Emigration kann Frankreichs Hülfe anrufen; die neapolitanischen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen; die teutschen Flüchtlinge können Frankreichs Hülfe anrufen. Kann man aber vernünftiger Weise einen solchen Hülfruf aus Warschau, aus Neapel, aus Karlsruhe erwarten?

Lamartine ist also, die Sache praktisch genommen, mit seiner Hülfeleistung zunächst auf die politischen Emigranten beschränkt. Wie hat er sich aber gegen diese benommen? Die polnischen haben Frankreichs Hülfe angerufen, haben es sogar wiederholt an seine Pflicht gemahnt, und Frankreich hat neuerdings erklärt, dass es sich in der polnischen Frage neutral verhalten werde. Die teutschen Republikaner haben Lamartine auseinandergesetzt, dass er die auswärtigen Truppen in Baden nicht dulden dürfe ohne deren Gegnern freien Spielraum in Frankreich zu lassen und Lamartine hat die teutschen Republikaner zur Beruhigung der Fürsten ins Innere Frankreichs verbannt. Weniger Mühe und Muth als diese Verbannung hätte ihm die Wegweisung der fremden Truppen aus Baden gekostet, denn ein ernstliches Wort Frankreichs würde genügt haben, sie zu verscheuchen.

Lamartine hat nicht gewollt, was er gesagt, oder er hat nicht gesagt, was er gewollt. Die teutschen Republikaner aber haben nichts von ihm zu hoffen. Er ist ihr Gegner, nicht ihr Alliirter, und zu dem „brüderlichen Bund", den Frankreich, wie wir gesehen, nur mit den teutschen Republikanern anknüpfen kann, hat Lamartine als Einleitung die Unschädlichmachung der teutschen Republikaner gewählt.

Entweder ist man Republikaner oder man ist es nicht. Ist man es, so muss man vor allen Dingen erstens Vertrauen auf die republikanische Sache haben und zweitens sich hüten, die Despoten gegen die Republikaner zu unterstützen. Lamartine hat kein Vertrauen auf die republikanische Sache und er hat die Despoten gegen die Republikaner unterstützt. Oder war der Mangel an Vertrauen etwa blosser Vorwand für diese Unterstützung? Dann um so schlimmer!

Wollten die teutschen Republikaner noch auf Frankreich rechnen, so müssten sie sich an das Volk wenden. Sie müssten ihm sagen: „solltest du zur Erfüllung deiner proklamirten Mission unmittelbar gegen den teutschen Despotismus auftreten, so würde man dir eigennützige, eroberungssüchtige Plane unterschieben, wenn du auch von den reinsten Absichten ausgiengest, und du gäbest der deutschen Reaction den mächtigen Hebel des Nationalgeistes in die Hand; willst du also deine republikanische Mission gegen den teutschen Despotismus erfüllen, so darfst du nur mittelbar, nämlich durch die deutschen Re-

publikaner wirken. Räume ihnen dein Terrain ein, damit sie sich frei organisiren, mache ihnen Vorschüsse, damit sie ihre Bedürfnisse bestreiten, und leihe ihnen Waffen, damit sie ihre Sache durchfechten können. Thue das offen und ehrlich, denn es ist Recht und Pflicht unter Völkern, wie unter Personen, seinen Freunden offen beizustehen in allen rechten Dingen. Solche Hülfe dürfen sie annehmen, ohne sich zu entehren, und du darfst sie gewähren, ohne deine Absichten zu kompromitiren. Diese Hülfe wird das beste Einleitungsmittel zu einem „Brüderlichen Bund" mit dem ganzen teutschen Volke sein, denn sie liegt in beiderseitigem Interesse und entspricht den beiderseitigen Prinzipien. Du willst Polen befreien; wir wollen es auch. Teutschland ist für dich die nothwendigste Brüke nach Polen; aber sie steht dir nur offen, wenn teutsche Republikaner sie besetzen. Die jetzt in Deutschland noch das Heft in der Hand haben, sind Alliirte Russlands gegen Polen. Wir wollen uns mit dir gegen Russland für Polen alliiren. Du willst keinen Krieg, aber du wirst ihn so wenig vermeiden, wie wir. In Teutschland siegt entweder der Despotismus oder der Republikanismus. Siegt der erste, so wirst du einen Kampf zu bestehen haben gegen Russland und Teutschland; siegt der lezte, so ist der Krieg zwischen Teutschland und Russland unvermeidlich und du wirst der Alliirte Teutschlands sein. Also auch in Bezug auf die Kriegsfrage liegt es in deinem höchsten Interesse, den Republikanismus in Teutschland zu unterstützen.

Sein Sieg ist dein Sieg, nach der einen wie nach der andern Seite hin. Man unterstützt aber Niemanden, indem man ihn bekämpft.

So könnte man zum französischen Volk sprechen, wenn man sich noch Hoffnungen auf Frankreich machte. Aber diese Hoffnungen sind verschwunden. Nur von Revolutionairen können Revolutionaire etwas hoffen. Frankreichs Politik, wie sie durch die Nationalversammlung und durch die Vollziehungskommission repräsentirt ist, hat aufgehört, eine revolutionaire zu sein; sie ist eine konservative, sogar reaktionaire geworden. Sie will, wie Louis Philipp, den Frieden um jeden Preis, sogar um den Preis, dass Lamartine von den Blättern der teutschen Reaktionairs gelobt wird. Die Furcht der Besitzenden ist die Politik Frankreichs. Diese Politik könnte im Krieg ein Ableitungsmittel für die Proletarierfrage finden; aber es ist sehr ungewiss ob sie nicht von auswärtigen Republiken gerade eine erweiterte und tiefere Anregung dieser Frage fürchtet. Jedenfalls fürchtet sie Kriegskosten und vor denen wird sie um so mehr Furcht haben, nachdem die Blanqui'sche Milliarde ihr finanzielles Gespenst geworden ist.

Ehe der teutsche Republikanismus von Frankreich etwas zu hoffen hätte, müsste Frankreich erst eine neue Revolution machen. Bis dahin aber gedenken die teutschen Republikaner so weit zu sein, dass sie an das Lamartine'sche Manifest nicht mehr zu erinnern brauchen.

Das Fazit unserer Rechnung ist also diess:

Frankreich will der Freiheit überall helfen; die Bedingungen seiner Hülfeleistungen können aber niemals eintreffen.

Ferner: Frankreich exercirt eine „bewaffnete Diplomatie;“ aber sie verwandelt sich unter der Hand in eine diplomatische Bewaffnung.

Ferner: Frankreich will einen „brüderlichen Bund“ mit Teutschland. Es thut aber freundlich mit Denen, mit welchen der Bund nicht möglich ist, und stösst Diejenigen vor den Kopf, welche allein die Hand dazu bieten können.

Ferner: Die künftigen Verbündeten Frankreichs, die teutschen Republikaner, werden nicht vom jetzigen Frankreich unterstüzt, und die Hülfe des künftigen Frankreichs haben sie nicht nöthig.

Ferner: Die Hülfe Frankreichs ist also aus der Rechnung ganz zu streichen und der „brüderliche Bund“, aus wie edlem Herzen er kommen mag, liegt in ungewisser Zukunft, ist also für die Gegenwart blauer Dunst.

Endlich: Herr von Lamartine, wenn er auch nicht politischer Poet war, ist doch wenigstens ein poetischer Politiker. Weniger kann man nicht von ihm sagen, wenn man ihn als Freund beurtheilt

---

Nachschrift. Wir haben im Vorstehenden unsre Ansicht ausgesprochen. Es ist nicht überflüssig, auch die Ansicht der bösen Welt anzufügen. Die böse Welt sagt: die Feindseligkeit

der französischen Politik gegen die teutschen Republikaner rühre von Ohrenbläsereien der Diplomaten her, welche der französischen Regierung in den Kopf gesetzt, dass, wenn der teutsche Rhein ein Republikaner geworden, das Elsass sich ihm mit neuerwachter Zärtlichkeit in die Arme werfen werde.

Ein andrer Theil der bösen Welt sagt: wenn am Rhein eine teutsche Republik ersteht, so entgeht den Franzosen jeder Vorwand, ihn mit ihrer Freiheit zu beglüken, d. h. das linke Rheinufer zu acquiriren. Und da dieser Traum durchaus nicht ausgeträumt ist, vielmehr in der Partei des Herrn Marrast, welcher vielleicht bald an die Spitze kommen wird, lebhafter umherspukt als je, so wäre es ein grosser politischer Fehler, mit den teuschen Republikanern des Rheins einen „brüderlichen Bund“ zu schliessen.

So spricht die böse Welt. Wir natürlich gehören nicht zu ihr.

Strassburg den 1. Juni 1848.

Verbesserungen.

Seite 1., Zeile 17., lies Reaktion statt Nation
„ 8., „ 3., „ bitterste „ bittere
„ 8., „ 11., „ Inlande „ Innlande
„ 8., „ 25., „ dem „ den
„ 10., „ 27., „ entsprechen. statt entsprechen,
Seite 10., Zeile 28., lies Den Fürsten wird sie nicht entsprechen, weil — statt — weil
Seite 11 Zeile 2 lies teutsche statt teutschs
„ 11 „ 6 „ einem „ einen
„ 12 „ 10 „ rathlosesten statt rathlosen
„ 15 „ 11 „ Teutschland selbst statt Teutschland
Seite 15 Zeile 13 lies auch nicht statt auch